



Heimatbuch
des Landkreises
St. Wendel

XXXII. Ausgabe 2009 bis 2012



32. Ausgabe © 2012

Edition Schaumberg Thomas Störmer
Brunnenstraße 15, 66646 Alsweiler
www.edition-schaumberg.de

Alle Urheber- und Verlagsrechte vorbehalten.
Dies gilt insbesondere für Vervielfältigung,
Mikroverfilmung, Einspeicherung in und
Verarbeitung durch elektronische Systeme.

Schriftleitung, Redaktionsausschuss

Thomas Störmer, Dr. Michael Glaser, Fatma
Schlaup, Petra Scholl, Helmut Weiler.
Für Form und Inhalt der einzelnen Beiträge
sind die Verfasser selbst verantwortlich.

Gesamtherstellung

Edition Schaumberg

Abbildung Titelseite

Tönerne Öllampe aus weißlichem Ton mit
Mänadendarstellung aus einem Doppelgrab in
Schwarzerden.

Bildnachweis

Autoren der Beiträge, Archiv des Landkreises,
Archiv der Stadt St. Wendel, Landesarchiv, Josef
Bonenberger, Franz Rudolf Klos, Angelika Perhoc,
privat.

Das Heimatbuch des Landkreises St. Wendel

*erschien erstmals 1948 mit dem Untertitel »Ein
Volksbuch für heimatliche Geschichtsforschung,
Volkskunde, Kunst, Literatur, Kulturwissenschaft,
Kulturschutz und Denkmalpflege, Statistik und
Volkshumor« und wird seither in jährlichem bzw.
mehrjährlichem Turnus neu aufgelegt.*

*Herausgeber ist der jeweils amtierende Landrat des
Landkreises St. Wendel. Leider sind etliche Bände
längst vergriffen und können nur noch in der
Stadt- und Kreisbibliothek entliehen werden.*

*Wegen der starken Nachfrage sind daher alle
bis dato erschienenen Bände vom Stadtarchiv
St. Wendel digitalisiert und volltextrecherchierbar
im Internet auf der Homepage des Stadtarchivs
(www.sankt-wendel.de/kultur/stadtarchiv) einge-
stellt worden. Sie stehen dort zum Lesen kostenlos
zur Verfügung.*

Heimatbuch des Landkreises St. Wendel

XXXII. Ausgabe 2009 bis 2012

Ein Volksbuch für

Heimatkunde, Naturschutz und Denkmalpflege



Vorwort des Landrates

In einer schnelllebigen Zeit geben Konstanten Halt und Orientierung. Bei allen Veränderungen der großen, wie der kleinen Welt sind es Kultur, Tradition, der Rückblick auf die Vergangenheit, die einen bedeutenden Beitrag für die Menschen leisten. Dabei darf der Blick in die Zukunft nicht fehlen. Ein Zeuge dessen, was war, dessen, was ist, und dessen, was vielleicht sein wird, ist das Heimatbuch des Landkreises St. Wendel. Eine Konstante seit 1948, das einzige regelmäßig von einer Kreisverwaltung herausgegebene Buch im Saarland. Es dokumentiert und kommentiert das aktuelle und historische Geschehen im Landkreis.

Leider mussten wir 2012 von drei treuen Begleitern des Heimatbuches Abschied nehmen. Manfred Ohlmann, bis 2005 Redaktionsmitglied, verstarb. Ebenfalls von uns gegangen ist Peter Klein, der beinahe 30 Jahre im Redaktionsausschuss saß und als Mitarbeiter des Landkreises von 1971 bis 1990 unschätzbare Arbeit für unsere Region geleistet hat. Schließlich starb auch Franz Josef Gräff, der sich als Autor über Jahrzehnte am Heimatbuch beteiligt hat. Ihnen gebührt Anerkennung und Andenken gleichermaßen.

Sie halten nun die 32. Ausgabe dieses Buches für Heimatkunde, Naturschutz und Denkmalpflege in Ihren Händen. Abermals ist es uns gelungen, eine Vielzahl unterschiedlicher Beiträge zu sammeln, die die Vielfalt unseres Landkreises widerspiegeln. Allen Autoren spreche ich meinen tiefempfundenen Dank aus. Dieser Dank gilt selbstverständlich auch dem Redaktionsausschuss des Heimatbuches unter dem neuen Vorsitzenden, dem Grafiker und Verleger Thomas Störmer aus Alweiler. Der Redaktionsausschuss

hat erneut mit viel Engagement und Hingabe das Zustandekommen der vorliegenden Publikation ermöglicht. Nicht zuletzt seien all jene besonders erwähnt, die an der Fertigstellung des Heimatbuches beteiligt waren, die fleißigen Menschen im Hintergrund, sowohl bei der aktuellen Ausgabe, als auch bei den 31 vorherigen.

Bei aller Konstanz, einige Veränderungen müssen doch sein. So erscheint das Buch ab jetzt in einem Hochformat. Es ist insgesamt zeitgemäßer gestaltet, wirkt noch frischer und attraktiver.

Inhaltlich ist das Buch ebenfalls neu geordnet. Es wurde der Gliederung des bestehenden Gesamtinhaltsverzeichnisses angepasst. Dadurch wird das Werk übersichtlicher und lässt sich einfacher pflegen.

Ich bin davon überzeugt, dass auch diese Ausgabe zahlreiche interessierte Leser finden wird, die sich über unseren lebenswerten Landkreis informieren wollen. Allen Leserinnen und Lesern wünsche ich daher eine anregende, wertvolle Lektüre. Es ist vor allem die inhaltliche Vielfalt, die dieses Heimatbuch auszeichnet – ein Nachschlagewerk von bleibendem Wert. Zukunft hat derjenige, der eine Vergangenheit hat und sich dessen in der Gegenwart immer wieder bewusst wird. Diesem Anspruch wird auch dieses Heimatbuch gerecht.



M. Störmer

Inhaltsverzeichnis

	Mitarbeiterverzeichnis		8
	<i>Alfons Klein</i>	Im St. Wendeler Land	10
		Bilderbogen 2009 bis 2012	18
I. Landeskunde	<i>Klaus Brill</i>	Die Heimat in Zeiten der Globalisierung	26
	<i>Erich Thomas</i>	Der Onneerich	33
	<i>Ulrich Heintz</i>	Wasserwildnis im Saarland – Die Renaturierung des Illtals	34
II. Bevölkerung, Siedlung	<i>Roland Geiger</i>	Zwei Briefe aus Amerika	38
	<i>Erich Thomas</i>	Häi kemmsch dõu aach hin	46
	<i>Wolfgang Ulbrich</i>	»Schick mir einen Wechsel auf Florenz.« – Zwei Briefe des deutsch-amerikanischen Porträtmalers Nicola Marschall	47
III. Geschichte	<i>Walter Reinhard</i>	Der frühromische Friedhof von Schwarzerden	54
	<i>Klaus-Peter Henz</i>	Neues aus dem Wareswald	64
	<i>Roland Geiger</i>	Der Besuch Kaiser Maximilians in St. Wendel 1512	70
	<i>Eckart Henn</i>	Wüstungen im Bereich der Gemarkung Türkismühle	75
	<i>Klaus Brill</i>	Im Feuerstrahl des Sonnenkönigs	80
	<i>Johannes Naumann</i>	Die Wiederentstehung des Englischen Gartens der Freifrau von Esebeck in Gonesweiler	89
	<i>Eva Tigmann</i>	Vergessene Nachbarn – die frühere jüdische Bevölkerung der Gemeinde Nohfelden	93
	<i>Bodo Bost</i>	Pastor Arnold Fortuin – »Friede sei mit Euch!« in schwerer Zeit	99
	<i>Maria Becker-Meisberger (†)</i>	Maibach	105
IV. Kirche und Religion	<i>Johannes Naumann</i>	Wie alt ist die christliche Tradition in Tholey?	106
	<i>Erich Thomas</i>	Wendelinus-Wallfahrt des Jünglingsvereins Urexweiler	108
	<i>Edgar Schwer</i>	Die Antoniusglocke in Selbach und ihr Gießer	109
	<i>Franz Josef Marx</i>	Die Schutzmantelmadonna in der Urweiler Pfarrkirche	114
	<i>Gerd Schmitt</i>	Der Kirchendiebstahl zu St. Wendel	116

	<i>Johannes Naumann</i>	Die Kapelle Unserer-Lieben-Frau-von-Afrika auf dem Schaumberg	125
	<i>Johannes Naumann</i>	Die Renovierung der Benediktinerabtei St. Mauritius zu Tholey	127
VI. Wirtschaft	<i>Viktor Heck</i>	Kartoffelanbau in Eiweiler	136
	<i>Dieter Kremp</i>	Seit mehr als hundert Jahren – Obst- und Gartenbauvereine im St. Wendeler Land	143
	<i>Dieter Kremp</i>	Der Martinshof in Osterbrücken, der saarländische Bio-Pionier	148
	<i>Axel Didion</i>	Das Hofgut Imsbach oder Napoleon und Hinterwälder	151
	<i>Helmut Weiler</i>	Untergegangene Industriezweige im Hochwald	158
	<i>Wilfried Haupenthal</i>	Die »Buss«	177
	<i>Thomas Störmer</i>	Zehn Fragen an Landrat Udo Recktenwald zum Bau des Feriendorfes am Bostalsee	182
	<i>Hermann Josef Schmidt</i>	Neugestaltung des Schaumbergplateaus	186
	<i>Michael Glaser</i>	Neue attraktive Angebote für Wanderer und Radwanderer	189
	<i>Thomas Finkler</i>	Der »Dr.-Hanspeter-Georgi-Radweg« – Eine familienfreundliche Route vom Primstal in den Hochwald	194
	<i>Hermann Sottong (†)</i>	Im Herbst; Im Warteraum	197
VIII. Sport	<i>Thomas Störmer</i>	Benzin im Blut – In St. Wendel gründet sich ein Verein, der die Motorradrenngeschichte aufarbeitet	198
	<i>Thomas Störmer</i>	Harting, Heidler, Storl und Co. – Weltklasse der Werfer trifft sich zum World-Class-Meeting in St. Wendel	201
IX. Geistiges und kulturelles Leben	<i>Margarethe Stitz</i>	»Am Rande des Bekannten« – Zur Erinnerung an die Lyrikerin Felicitas Frischmuth (1930–2009)	204
	<i>Paul Burgard</i>	Rezension des Buches »Deutsche Eiche – Made in China« von Klaus Brill	208
X. Chronik	<i>Petra Scholl</i>	Chronik des Landkreises St. Wendel von 2009 bis 2012	212

Mitarbeiterverzeichnis

Becker-Meisberger Maria (†), Lehrerin i. R.

Bost Bodo, Pastoralassistent, Grevenmacher

Brill Klaus, Journalist, Süddeutsche Zeitung, Warschau und Alweiler

Burgard Paul, Dr., Regierungsangestellter am Saarländischen Landesarchiv, Auersmacher

Didion Axel, Dr. rer. nat., Diplom-Biologe, Homburg

Finkler Thomas, Diplom-Geograf, Wadern-Wadrill

Geiger Roland, Versicherungsfachwirt, St. Wendel

Glaser Michael, Dr., Museumspädagoge, Marpingen

Hauptenthal Wilfried, Werkmeister, Nonweiler-Kastel

Heck Viktor, Lehrer i. R., Merzig-Hilbringen, vormals Eiweiler

Heintz Ulrich, Diplom-Biogeograf, Eppelborn

Henn Eckard, Oberstudienrat i. R., Nohfelden

Henz Klaus-Peter, Dr., Archäologe, Saarbrücken

Klein Alfons, Dr., Philologe, St. Wendel

Kowol Lukas, Kreisangestellter, St. Wendel

Kremp Dieter, Rektor i. R., St. Wendel

Maubach Jörg, Grafiker, Heusweiler

Marx Franz-Josef, Dipl. Ing., St. Wendel-Urweiler

Naumann Johannes, Historiker, Lebach-Thalexweiler

Recktenwald Udo, Landrat, St. Wendel

Reinhard Walter, Dr., Leiter der Bodendenkmalpflege im Landesdenkmalamt, Blieskastel

Schlaup Fatma, Dipl.-Betriebswirtin (FH), Kreisangestellte, St. Wendel-Oberlinxweiler

Schmidt Hermann Josef, Bürgermeister, Tholey

Schmitt Gerd, Lehrer i. R., St. Wendel

Scholl Petra, Kreisangestellte, Tholey-Hasborn

Schwer Edgar, Bergmann i. R., Nonweiler-Otzenhausen

Sottong Hermann (†), Realschuldirektor i. R.

Stitz Margarethe, Dr., Oberstudienrätin a. D., St. Wendel-Niederlinxweiler

Störmer Thomas, Grafiker und Verleger, Marpingen-Alweiler

Thomas Erich, Lehrer i. R., Marpingen

Tigmann Eva, Historikerin, Gonesweiler

Ulbrich Wolfgang, Oberstudienrat i. R., Neunkirchen-Wiebelskirchen

Weiler Helmut, Gymnasiallehrer i. R., Türkismühle

Im St. Wendeler Land

Von Alfons Klein

Ein guter Schlag Menschen

»Das Beste sind sowieso die Leute«, sagt Klaus. Wer Land und Leute kennt, nickt beifällig. Es ist einfach eine Erfahrungstatsache. Und glücklich die Tatsache, die auf Erfahrung beruht und nicht auf Statistik oder Doktrin.

Ja, es ist ein guter Schlag Menschen hier! Wenn man das so sagt, fallen einem eine Menge Beispiele auf die Zunge. Da ist der Handwerker, der sich die ihm gestellte Aufgabe bedächtig anhört und sich die Sache gut ansieht, und dann sagt er: »Dat do is net so änfach, do müsse mir mol üwerläe, wie ma dat angehn. Wenn mir dene Korkbelach läe, dann krien mir Schwierigkäte mit der Dier. Dann geht die nemeh zu«.

Und dann kommt er nach ein paar Tagen und sagt: »Ich han mir dat emol durch de Kopp gehn geloss. Also pass emol of, ich han mir dat so gedaacht«. Und dann trägt er einem die Lösung des Problems vor, wie er sie sich gedacht hat, und man merkt gleich, es ist eine Lösung, die »Hand und Fuß« hat.

Und es fallen einem die couragierten Frauen ein, die zupacken und die Sache selbst in die Hand nehmen und nicht abwarten, bis der Mann Zeit hat. Nicht nur »selbst ist der Mann«, selbst ist auch die Frau! Die Männer müssen manchmal angeschubst werden.

»Jetzt schieb dat net of die lang Bank«, sagt die Frau. »Dat muss jetzt gemacht were«.

Wenn die Männer älter werden, neigen sie sowieso zu zeitungsliesender Sesshaftigkeit, aber die Frauen wissen immer etwas, was gemacht werden muss, damit alles in der Reihe ist und alles seine Ordnung hat.

Es ist schon eine schöne Sache, wenn um einen herum die Welt einigermaßen so ist, wie man sie gern hätte. Und dafür kann man etwas tun. An der Welt draußen hat man sowieso nichts. Da läuft das meiste jedenfalls ganz anders, als man es gern hätte.

Wenn man etwas nicht allein machen kann, dann hat man die Familie und die Freunde und die Nachbarn, die mit von der Partie sind. Wenn das Kind zur Ersten Heiligen Kommunion geht, dann backen alle Frauen in der Familie und Nachbarschaft Kuchen und Torten, eine schöner als die andere.

Und wenn man sein Haus baut, dann kann man sich drauf verlassen, dass samstags alle auf der Matte stehen, wenn die Decke betoniert wird. Da ist der Onkel da, der Mathelehrer am Gymnasium ist. Der lehrt nicht nur andere rechnen, mit dem kann auch gerechnet werden, wenn irgendwo in der weiteren Familie ein Rohbau hochgezogen wird.

Auch auf den Schwager kann man sich verlassen. Der hat zwar zwei linke Hände, aber er ist da, wenn man ihn braucht, und für irgendetwas ist er auch brauchbar. Sogar der Opa, der einen schweren Leistenbruch hat, den er nicht operieren lässt, macht sich nützlich. Er kümmert sich um die Werkzeuge, dass sie in Ordnung sind und nachher wieder an ihren Platz kommen.

Das Prinzip der Subsidiarität gilt ungebrochen, auch wenn es nicht unter diesem Namen betrieben wird. Man muss nicht dauernd nach dem Staat rufen, wenn man Familie und Freunde hat. Da hilft einer dem andern, das ist so selbstverständlich wie nur was.

Das Wort »Nachbarschaftshilfe« ist kein Fremdwort, sondern ein reales Dingwort, das sich in alle möglichen Kasus setzen lässt.

»Mir verbaue unsrer Oma ihr klän Häusje«

Wenn man etwas über die Mentalität der Menschen erfahren will, muss man sich ihr Verhältnis zu Haus und Hausbau ansehen. Der Nordsaarländer hat tief in seinem Herzen da drinnen eine wundersame Vorstellung. Sie ist ein Abbild jener Idee des Hauses an sich, die, wie Platon sagt, im göttlichen Reich der Ideen beheimatet ist. Die Verwirklichung dieser Idee auf Erden wird zwar das göttliche Urbild nie erreichen, aber versuchen muss man es. Das Haus ist ein Lebenswerk, das angegangen werden muss, ein Werk, das im Streben nach dem göttlichen Urbild nie vollendet werden kann, aber immer wieder die gestaltenen Kräfte des Menschen herausfordert.

Den Hausbau im Nordsaarland kann man nicht unter der schwäbischen Perspektive des »Schaffe, schaffe, Häusle baue« begreifen, es ist nicht ein karges, zielbeflissenes, emsiges Sichmühen und Abstrampeln, nein, der nordsaarländische Hausbau ist Ausdruck der Lebenskraft und Lebensfreude. Es ist die Schaffung des Lebensraumes, in dem sich Individuum und Familie so recht entfalten, hier waltet ein Gestaltungswille, der dem Leben die äußere Form gibt, in der es sich optimal entwickeln kann. Leben braucht Platz und Individualität braucht Freiraum. Die Kinder wollen ihre eigenen Zimmer, die Frau hätte gern einen Wintergarten, das Wohnzimmer geht ins großzügige Esszimmer über, damit Räumlichkeiten vorhanden sind, in die auch die Großfamilie bei Kindtaufen hineinpasst, im Keller liegt der Hobbyraum, wo der Vater hämmern, hobeln und werken kann, und daneben harrt die Kellerbar der maskulinen Rituale des Biertrinkens und Fußballguckens.

Außerdem muss man Platz ums Haus herum haben, denn erstens wie sieht das aus, wenn man keinen Platz ums Haus hat und zweitens muss im Sommer ja auch geschwenkt werden.

Wenn das Haus in seiner ganzen Pracht da steht, ist es klar, dass man etwas erreicht hat. Man hat etwas geschaffen und die ändern können es sehen.

Ein Mann muss ein Haus bauen, ein Kind zeugen und einen Baum pflanzen, heißt es.

Aber auch dann ist er noch nicht fertig. Ein Haus ist ähnlich wie ein Kind ein Lebenswerk, das nie aufhört. So wie ein Kind nie fertig wird, sondern immer Zuwendungen verschiedenster Art braucht, so ist auch ein Haus nie endgültig fertiggestellt.

Sobald man ein paar Jahre drin gewohnt hat, zeigt sich, dass die Vollendung nur eine vorläufige war. Man hat jetzt andere Vorstellungen. Dat würd ich heut nemeh mache, sagt der Bauherr kritisch. Oder man hat andere Bedürfnisse entwickelt, auch offeriert die Baubranche jetzt Materialien und technische Installationen, die zur Zeit des Hausbaus noch nicht im Handel waren. Auf einmal scheint es ratsamer, zwischen Wohnzimmer und Esszimmer eine Wand einzuziehen. Der Raum ist sonst zu groß, wenn man abends vorm Fernseher sitzt. Wenn der Raum kleiner ist, lässt er sich auch besser heizen. Und die Heizkosten steigen ja von Jahr zu Jahr. Man könnte auch einen Kamin einbauen. Es gibt außerdem den Fortschritt, den man einbeziehen sollte. Da gibt's ja jetzt die Sonnenkollektoren, die man auf dem Dach installieren könnte. Das wird ja staatlich gefördert. Wat könnte ma do spare! Mir müsse dat emol durchrechne.

Nein, am Haus ist immer was zu machen. »Nix hält ewig«.

Auf jeden Fall muss gebaut werden! Diese Forderung gilt im nordsaarländischen Hügelland so selbstverständlich wie an der flachen Nordseeküste das Motto Gorch Focks: Seefahrt ist not!

Der heiligen Verpflichtung des Bauens kann man sich nicht entziehen. Wenn die Eltern schon ein Haus haben, das man eines Tages sowieso erbt, kann man das Haus so umbauen, dass jeder Platz hat. Der Vater hat das von der Oma ererbte Häuschen bereits umgebaut. Es ist dabei anderthalbstöckig geworden und hat Gauben bekommen. Von der nächsten Generation wird das Haus jetzt so umgebaut, dass sich ein langer großzügiger Anbau hinten anschmiegt. Es sieht nicht so toll aus, man will es nicht gerade »verbaut« nennen, Hauptsache man hat Platz.

Aber besser ist es natürlich, ganz neu zu

bauen. Die Zeiten sind auch besser geworden, die Leute sind anspruchsvoller geworden. Man will höchstens für den Anfang bei Eltern oder Schwiegereltern wohnen, für die Bauphase. Auch zur Miete wohnen kommt höchstens für den Anfang in Frage. Später gilt es als ehrenrührig. »Die haben noch nicht mal ein Haus«, sagen die Leute.

Die jungen Paare ziehen oft schon zusammen, bevor sie verheiratet sind. Das ist inzwischen total üblich, da verreißen sich die Leute nicht die Mäuler, auch die Kirche traut sich nicht mehr, verdammende Urteile über nicht getraute Paare zu sprechen, die zusammenleben.

Ja, und dann heiraten sie irgendwann, vielleicht wenn das Kind kommt, vielleicht heiraten sie auch nicht, jedenfalls baut das Paar zusammen ein Haus, und wenn das Haus fertig ist, haben sie weiter keine gemeinsame Aufgabe mehr und haben sich nichts mehr zu sagen und gehen auseinander. »Jetzt han se grad neu gebaut, jetzt gehn se ausenanner«, sagen die Leute kopfschüttelnd.

Aber das auseinandergegangene Paar hat jetzt wieder eine Aufgabe und sie haben sich jetzt wieder was zu sagen. Sie zanken sich eine Zeitlang um Haus und Kind und wer was kriegt.

Dann baut jeder mit dem neuen Partner bzw. der neuen Partnerin ein neues Haus und kriegt ein neues Kind. Und das Leben geht weiter.

»Et fällt änem nix in de Schoß« – Anmerkungen zur nordsaarländischen Mentalität

Wenn man sich über ein so weites Feld wie die Mentalität auslässt, neigt man dazu, Statistiken und Untersuchungen heranzuziehen. Aber dann unterlässt man es doch, denn das Vertrauen auf Statistiken ist spätestens seit Churchill von dem Zweifel angezogen, der auf der Ungewissheit beruht, wie sie wohl zustande gekommen sein mögen und welchen ideologischen Vereinnahmungen und richtungsweisenden Auftraggebern sie möglicherweise ihre Existenz verdanken. Dazu kommt: Auch über den ernsthaftesten statistisch belebten Untersuchungen erheben sich zwielichtige Deutungen wie wallende Brunnengeister, die den Wanderer in die Irre führen.

Nein, wenn man eine Aussage über die Mentalität der Leute machen will, wende man

sich nicht ohne Zweifelsanwandlung, jedoch mit bewährtem Selbstvertrauen seiner eigenen rotbackigen Lebenserfahrung zu und ersuche sie um Rat und Auskunft. Und hier gilt die alte luthersche Empfehlung, dass man »dem Volk aufs Maul schau«, wenn man deutliches Deutsch hören und Erkenntnisse darüber gewinnen wolle, wie denn die Leute so denken über das Leben, den Gang der Dinge, den Lauf der Welt und das Verhalten ihrer Bewohner.

Man muss mit den Leuten reden, wenn man hören will, was sie so meinen. Man muss sich mit den Leuten in Kontakt setzen.

»Mit de Leut schwätzt ma, mit em Vieh fährt ma.«

Natürlich kann man mit dem, was man so sagt, verbergen, was man selber denkt. Man kann aber auch selber denken, was man so sagt. Es gibt Wendungen, die das persönliche Denken verschleiern, aber auch solche, die die persönliche Meinung auf die Höhe der Allgemeinverbindlichkeit heben. Da die Menschen nicht so individuell sind, wie im Allgemeinen behauptet wird und wie sie oft auch selber glauben, beziehen sie Lebensgefühl und Ansichten gern vorgefertigt aus Werkstätten, über denen Schilder wie »Volksweisheit« oder »Zeitgeist« angebracht sind.

Für die Mentalität sehe man sich vorwiegend in den Lagerhallen der Volksweisheit um. Uralte Redewendungen transportieren eine Lebenserfahrung, die man immer wieder selbst machen kann. »Von nix kommt nix!« heißt es und das ist die Wahrheit. Jeder merkt selber, dass »änem nix in de Schoß fällt«. Natürlich gibt es auch welche, die meinen, »et gäb kä Daach«, die meinen, es ginge immer so toll weiter und sie »könnte Federe in die Luft blose«. »Awer die Bäm wachse net in de Himmel« und sehr bald müssen sie sich sagen lassen: »Ich han dir et jo gesaat.«

Misstrauen ist immer angesagt, vor allem, wenn einer sich aufspielt. Wenn jemand von hier ist, aber so tut, als wär er weiß Gott woher, wenn einer Hochdeutsch »mit Striefen« redet und angibt wie »e Tuut voll Micke«, wenn eine Frau »fein« spricht und meint, »sie wär ebbes Besseres«, dann weiß man Bescheid: »Von dem/ der han ich de Plan im Sack!«

Nein, man muss wissen, wo man daheim ist. Die Leute, die hier daheim sind, wissen es. Sie sind bodenständig, nicht in dem Sinne, dass sie nicht über den Dorfrand hinausschauen, nein, die moderne Welt ist mit ihren Vorzügen und Nachteilen durchaus präsent: Moderne Technik, modische Kleidung, mainstreammäßige Ansichten werden geschätzt und genutzt, Internet und Informationen aller Art stehen zur Verfügung.

Was das alles an Veränderungen für die Gewohnheiten, für das Lebensgefühl und die Weltsicht bedeutet, welch anders denkende und handelnde Generation da möglicherweise heranwächst, weiß man nicht so genau. Die Globalisierung wirkt vielfältig auf Dörfer und Gemeinden und ihre Menschen, wie Klaus Brill es in seinem Buch »Deutsche Eiche – made in China« überzeugend dargestellt hat.

Aber noch sind das hier Menschen, die die »Kirche im Dorf lassen« und »mit beiden Beinen auf dem Boden stehen« und sich nicht so sehr von »neumodische Fürz« beeindrucken lassen, auch wenn sie dem Zeitgeist ihr Opfer bringen.

Bodenständigkeit geht mit Zuverlässigkeit Hand in Hand. Und auch die Redlichkeit ist keine aussterbende Gemütsart. Redlichkeit mag ein altfränkischer Begriff sein, aber wenn man darunter eine Lebenshaltung versteht, die bedeutet, dass man nicht kleinlich auf den eigenen Vorteil aus ist, sondern dem anderen sein Recht zugesteht und sich ihm gegenüber so verhält, wie man es von ihm für sich selber wünscht, dann zeigt sich, dass »Treu und Redlichkeit zu üben« ein Verhalten ist, auf das eine Gesellschaft nicht verzichten sollte.

Der Hochwald ist nah, aber der Hinterwald liegt in märchenhafter Abgeschiedenheit. Der Nordsaarländer hat einen Sinn für das Echte. Echtheit bedeutet nicht, dass man hinter den sieben Bergen lebt. Echtheit bedeutet nicht, dass man auf Anno Tubak schwört, wo alles besser war. Echtheit bedeutet, mit sich in Einklang leben und sich die Welt so aneignen, dass man sie eher sich anpasst als sich ihr.

Der Nordsaarländer ist ein aufgeschlossener Mensch. Aber diese Aufgeschlossenheit geht nicht so weit, dass er sich dem Heute hemmungslos an den Hals wirft, bloß um nicht von

gestern zu erscheinen. Ihm ist eine Welt, die in stiller Ordnung ist, lieber als eine, die von lauter letzten Schreien durchhallt wird. Sein gesundes Misstrauen bewahrt ihn davor, sich ultimativen Erscheinungen gegenüber nicht reserviert zu verhalten. Er lässt sich so leicht nichts weismachen. Er setzt eine skeptische Miene auf und sagt: »Dat kann ma glaawe oder net.«

Jemand, der mit großen Worten daher kommt, hat bei ihm keine Chance. Er schätzt es, wenn die Leute reden, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist. »Richt eraus« ist allemal besser als »krumme Toure«. Man muss wissen, wo man mit jemand dran ist. Am schlimmsten sind die, die einem ins Gesicht scheißfreundlich sind und einen schlecht machen, wenn man ihnen den Rücken gewendet hat.

Wer sich der geeichten regionalen Ausdrücke und Wendungen bedient, die bestimmte Sachverhalte und Verhaltensweisen anerkanntermaßen beschreiben, genießt Vertrauen. Ein Politiker, der hier überzeugen will, muss so reden, wie die Leute hier reden. Das ist natürlich eine Gefahr. Wenn ein Kommunal- oder Landespolitiker sich der hier gebräuchlichen Ausdrucksweise bedient und so schwätzt, wie die Leute schwätzen, kann er mühe- los dem Inhalt seiner Rede und seinen politischen Thesen eine Glaubwürdigkeit verleihen, die diese Thesen an sich keineswegs haben und die seine Person auf keinen Fall verkörpert.

Volkstümlichkeit im Stil ist der inhaltlichen Wahrhaftigkeit und der sachlichen Auskunft um einige Prozentpunkte überlegen, vielmehr, sie wird geradezu zum Signum glaubhafter Verlautbarungen. »Stil ist der Wahrheit überlegen«, sagt der Dichter.

Aber natürlich kann die Volkstümlichkeit der Ausdrucksweise auch die Redlichkeit der Gesinnung vermuten lassen.

»Wie ma isst, so schafft ma«

Essen und Trinken, Schaffen und Leben stehen in einem wechselseitigen Verhältnis und das eine wirkt auf das andere anregend. Auf keinen Fall lässt sich dieser Zusammenhang auf die Feststellung reduzieren, dass alles andere dem Essen nachgeordnet sei. Man trifft nicht die nordsaarländische Weltsicht, wenn man den angeblich allgemein



»Of da Kerb ...«

saarländischen Wahlspruch zitiert: »Hauptsach: gudd gess!« Ganz davon abgesehen, dass dieses Statement dem Saarländer ganz gleich welcher Hautfarbe und welches regionalen Hintergrundes nicht gerecht wird, so muss dieser Spruch auch, wenn er bei einem guten Essen fällt, im Sinne frohgemuten Zugreifens gedeutet werden und bekundet nicht mehr und nicht weniger, als dass es einem schmeckt und dass das im Moment die Hauptsache ist. Es wird von dem fröhlichen Esser mit all der übertreibenden Emphase ausgerufen, die aus der lockeren Stimmung resultiert, welche aus der reichhaltigen, mit Freunden und Familie zelebrierten Mahlzeit aufsteigt wie die gute Fee des unanfechtbaren Wohlbehagens.

Auch die klischeehaft verfestigte Wappenhaftigkeit des Lyoners und die plakatierte Fixierung auf Karlsberg Urpils dürfte eher das gesellige Wesen des Saarländers und seine Freude an heimischen Produkten bekunden, als dass damit eine gleichsam charakterliche Festlegung auf bestimmte einseitige Ess- und Trinkgewohnheiten treffend bezeichnet würde.

Im Nordsaarland weiß man, dass Essen und

Trinken Leib und Seele zusammenhält und dass der gute Esser auch ein guter Schaffer ist, denn »wie ma isst, so schafft ma«. Das »Schaffe«, die Arbeit also, das ist schon ein Maßstab, an dem sich der Mensch messen lässt. Würde, würde man heute sagen, Würde würde dem Menschen durch die Arbeit verliehen.

Wenn von einem gesagt wird, »der schafft net gäre«, dann ist das schon ein würdeminderndes Werturteil, und noch schlimmer trifft es den, von dem es heißt: »Der? Dat is doch e Faulenzer, wie er im Buch steht!« Freundlicher klingt da schon: »Der hat die Arwet net erfunden (erfunden)« oder »Dat is em Schaffer sei Dicker!«

Die Arbeitsmoral ist da und ist selbstverständlich. Der Mensch ist zum Arbeiten geboren wie der Vogel zum Fliegen, sagt der heilige Paulus und wer wollte ihm widersprechen? Der Nordsaarländer beweist es. Er macht seine Arbeit mit einem Verantwortungsgefühl, das auch durch die Späßgesellschaft nicht in Frage gestellt wird. Er hat Spaß an der Arbeit. Und wenn er von der Arbeit nach Hause kommt, geht der Spaß weiter. Da wird gebaut und gewerkt und im Garten geschafft und am Haus ist immer was zu machen.

Das moderne Leben wird ja immer vollkommener. Es bietet unabsehbare Möglichkeiten. Wenn die Garage gefliest und die neue Einbauküche installiert ist, dann wird es Zeit, den Teppichboden im Wohnzimmer rauszureißen und Parkett zu legen.

Aber das Feiern hat auch seinen Platz. Der Mensch ist ein Gemeinschaftswesen, wie schon Aristoteles treffend bemerkte, ohne auf den Nordsaarländer direkt abzielen, der ihn allerdings bestätigt.

Das »Schwenken« ist des Landes Brauch. Im Buchhandel gibt es Bildkarten, die einen freundlichen, weißbärtigen Alten über den Wolken

schwebend zeigen, und unten steht der Mensch gut gelaunt vorm Feuer, über dem der bratenbestückte Rost kreist – eine Szene, die durch den Text erläutert wird: »Gott lenkt, der Saarländer schwenkt.«

Und wenn Arbeiten und Feiern mal zusammenstoßen, dann gilt allemal, dass man, wenn man das eine tut, das andere nicht lassen darf, weil beides im Leben seinen Platz hat.

»Wenn de omends äner trinke gehn kannscht, dann kannscht de morjens aach schaffe gehn!«

Do gibt's nix!

Alles klar?

Weibslaut und Mannslaut

Die Einzahl von Weibslaut ist »Weibslaut« und der Singular von Mannslaut ist »Mannslaut«. Das ist beides nicht pejorativ gemeint, es sind einfach bodenständige Vokabeln für die Bezeichnung der beiden Geschlechter in ihrer hiesigen Erscheinungsform. Früher war es noch ganz klar, wie »e Weibslaut« sich zu verhalten hatte und welche Regeln für »e Mannslaut« galten. Die Rollenverteilung war weitgehend geregelt.

Nun, die Zeiten sind vorbei und man kann sagen: Das ist auch gut so. Wahrscheinlich ist es auch gut so.

Man muss aber bloß nicht meinen, dass früher allgemein die Männer das Sagen hatten und die Frauen unterdrückt wurden. Die Frauen waren hier immer schon so selbständig und kraftvoll, dass sie sich nicht die Butter vom Brot nehmen oder sich unterbuttern ließen, zumal die Butterherstellung aus Kuh- oder Geißmilch in ihrer Hand lag.

Natürlich gab es patriarchalische Verhältnisse. Patriarchalische Verhältnisse waren natürlich oder wurden zumindest so empfunden. Den Frauen war es nicht unlieb, wenn der Mann nach außen als »Herr des Hauses« galt, während sie zu Hause das Sagen hatten. Keine Frau hätte einen Mann haben wollen, der in der Öffentlichkeit nicht genau so die gesellschaftlich legitimierte Rolle des Familienoberhauptes gespielt hätte wie die anderen Männer.

»In dem do Haus han die Männer jo nix se schwätze«, sagte vor einem halben Jahrhundert

der kleine Nachbarssohn vor unserer Haustür. Meine Großmutter ärgerte sich fürchterlich, natürlich nicht über das Kind, sondern über die nachbarliche Beurteilung der Herrschaftsverhältnisse in unserem Haus, die der Kindermund trefflich, aber falsch, wenn es nach meiner Großmutter ging, dargestellt hatte. »Dat Kind wäß dat jo net, dat hat dat jo von dene Alte!«

Die Beurteilung war keineswegs unzutreffend, höchstens etwas überzeichnet. Aber dass andere so über die Machtverhältnisse in unserem Haus dachten und dass es öffentlich ausgesprochen wurde, das war in höchstem Grad ärgerlich, ja ehrenrührig. Denn der Mann hatte im Haus das Sagen zu haben und meine Großmutter wollte einen Mann haben, von dem alle dachten und sagten, dass er zu Hause das Sagen habe.

Nun, es ist lange her, aber es widerlegt ein bisschen die lauthals vertretene oder stillschweigend geduldete These von der jahrhundertelangen Unterdrückung der Frau, und ich versteige mich zu der keineswegs unanfechtbaren Behauptung, dass dies kein Einzelfall war, sondern durchaus eine soziale, wenn auch möglicherweise nur nordsaarländische Wirklichkeit widerspiegelt. Vielleicht war es im »Reich« ja anders. Aber hier hatten die Frauen durch ihre Verantwortung und ihren Einsatz für Haus und Kind eine starke und anerkannte Position, auch wenn die Männer nach außen hin zu bestimmen hatten. Beide Geschlechter waren mit dieser Regelung zufrieden. Und ich füge hinzu, dass es den Männern keineswegs schlecht bekommt, wenn sie das Sagen nicht haben, das sie zu haben scheinen.

Hierzulande sind und waren die Frauen tatkräftig und tüchtig und sie waren und sind sich dessen bewusst. Sie brauchten nicht berufstätig zu sein, um zum Bewusstsein ihrer Tüchtigkeit und sozialen Bedeutung zu kommen. Sie bestimmten in Haus und Familie und ihre Fähigkeit, mit dem Geld zu wirtschaften, das der Mann verdiente, entschied wesentlich über das Gedeihen der Hausgemeinschaft.

Wenn die Männer in Ordnung waren, haben sie die Tüchtigkeit der Frauen wortlos anerkannt. Sie sind nicht in exzessives Lob ausgebrochen, normalerweise haben sie gar nichts gesagt, auch

wenn sie es bemerkten. Die Frau musste schon selber sagen: »Ich han heut dreißig Gläser Gehannstrauweschmeer gekocht!« Der Mann nickte dann nur anerkennend oder sagte: »Ouwouwou!« Aber am Stammtisch sonntagsmorgens nach der Kirche ließ er dann die Bemerkung fallen: »Mei Frau hat am Freidaach 30 Gläser Gehannstrauweschmeer gekocht.« Die anderen Männer nicken dann oder einer sagt: »Ei mei Frau hat die Woch et ganze Wohnzimmer tapeziert! Ich wollt ihr helfe, awwer do hat se gesaat: Komm, geh ma aus de Fieß!«

Natürlicherweise neigt die tüchtige Frau dazu, immer mehr in ihre Tüchtigkeit einzubeziehen und grundsätzlich zu sagen, wo 's lang geht. Sie neigt dann dazu, alles zu regeln, »alles se reeschele«, und das kann dann schon mal dem Mann und den Kindern auf den Geist gehen.

Wenn sie dem Mann keine Ruhe lässt und ihn dauernd »triwelliert«, dass dies zu machen sei und jenes, murt er wohl mal: »Jetzt loss mich doch emol in Ruh die Zeitung lese! Dat liet doch jetzt net so im Fäier!«

Aber »ein edler Mann wird durch ein kluges Wort der Frauen weit geführt.« Und wenn Mann und Frau in ihren Bestrebungen harmonieren, dann ist im Leben und im Haus und ums Haus herum »alles in der Reih«. Die Garage sieht aus wie geleckert und in der Küche könnte man vom Fußboden essen, so sauber ist alles. Alle Haken sind an der richtigen Stelle angebracht und sonst gibts bei keiner Sache einen Haken. Nichts wackelt, kein Wasserhahn tropft, die Tür »girkst« nicht und auf dem Wohnzimmertisch stehen Blumen aus dem Garten.

Man muß eben an einem Strang ziehen und Hand in Hand schaffen. Zu Reibungen kanns aber kommen, wenn ein tüchtiger Mann und eine tüchtige Frau zusammen sind und einander an Tüchtigkeit übertreffen wollen. Das ist nicht einfach. Und Siegerehrungen sind nicht vorgesehen.

Bildung und Ausbildung

Glücklicherweise sterben unsere zwischen bewaldeten Hügeln, saftigen Wiesen und fruchttrogenden Feldern gebetteten nordsaarländischen Dörfer nicht aus wie die villagios in den Abruzzen und die pueblos auf der spanischen Meseta. Die

Dörfer hier liegen nicht so weit ab von einer Verdienst ermöglichenden Arbeitsstätte, dass man notgedrungen das vertraute Ambiente verlässt. Es gibt also junge Leute und junge Familien in den Dörfern, aber es werden immer weniger Kinder geboren. Das ist zwar ein Phänomen, das Stadt und Dorf gemeinsam ist, aber für die Dörfer hat es konkretere Folgen: Die Schulen schließen. Schon ab dem ersten Schuljahr steigen die Kleinen frühmorgens mit ihren riesigen, bunten Ranzen in die Busse, um ein oder zwei Dörfer weiter ihren Bildungshunger zu stillen. Das soll in keiner Weise angeprangert werden, auch wenn das Seufzen der Eltern den frühen Aufbruch der Kleinen in die Ferne zu Recht begleiten mag. Aber die abnehmende Zeugungslust und Gebärfreudigkeit hat nun einmal diese Folge. Und die Bildungspolitiker handeln wohl richtig, wenn sie zwei, drei Dörfer weiter für alle Erstklässler eine erstes Schuljahr anbieten, anstatt in Zwergschulen die ersten vier Klassen zusammenzufassen.

Ich versteige mich aufgrund einschlägiger Lebenserfahrung zu der Behauptung, dass hier im Sankt Wendeler Land immer schon ein natürliches Streben nach Bildung vorhanden war, und dies, obwohl die bildungsfernen Elternhäuser haufenweise herumstanden. Schon in den 50er Jahren strebten die Kinder nach der dörflichen Grundschulbildung in Bussen und Bahnen den höheren Lehranstalten der St. Wendeler City zu. Es waren die Kinder kleiner Bergmannsbauern, krummgeschaffter Hüttenarbeiter, dienstgebeugter mittlerer Beamter. Am Morgen lernten sie in der Schule, am Nachmittag halfen sie zuhause bei der Heuernte oder beim Kartoffelausmachen oder hüteten die Kühe, und am Abend saßen sie am Küchentisch und machten ihre Aufgaben.

»Ich habe Menschen getroffen, die mit Eltern und vier Geschwistern in einer Stube aufwuchsen, nachts die Finger in den Ohren, am Küchenherd lernten, hochkamen, äußerlich schön und ladylike wie Gräfinnen – und innerlich sanft und fleißig wie Nausikaa.« Wie geht das? Gottfried Benn weiß auch keine Antwort darauf.

Als wir in den 50er Jahren die heiligen Hallen des Gymnasium Wendalinum bevölkerten, da kamen wir alle aus kleinen und mittleren Ver-

hältnissen, kaum ein Kind aus Akademikerkreisen. Mein Opa hatte zu mir gesagt: »Lehr, Bub, dass de net mit Schipp un Hau se schaffe brauchschtl!« Das hatte auf mich eine ungemein befeuernde Wirkung, denn ich vertraute auf die Worte meines Großvaters und er wusste, wovon er sprach. Er hatte 35 Jahre unter Tag gearbeitet und damit eine kleine Rente und eine große Staublung erworben.

Jetzt, im ersten Jahrzehnt des dritten Jahrtausends, hält die Schulstadt St. Wendel ein Bildungsangebot bereit, von dem sich auch ein anders Begabter eine Scheibe abschneiden kann. Wem der lange Weg durch die Zwölfklassengesellschaft zum Abitur zu mühsam und uncool ist, der kann versuchen, sich sozialpflegerische Fähigkeiten anzueignen oder frönt auf Berufsschulen seinem Hang zu handwerklicher Geschicklichkeit, der ihn bis zu Fachhochschulreife und Ingenieurgraden führen kann. Der unvoreingenommene Betrachter all dieser Bildungsmöglichkeiten, die es hier gibt, spricht dann wohl ein Wort gelassen aus, das in der durch Pisahorrorermeldungen verstörten und auf OECD-Rankinglisten fixierten bundesrepublikanischen Medienlandschaft auf Befremden und Schütteln entrüsteter Köpfe stoßen mag. Dieser Satz lautet: Das bundesrepublikanische Bildungssystem ist eines der besten der Welt! Es kommt nicht darauf an, es zu verändern. Es kommt darauf an, es zu nutzen!

Das Besondere und das Allgemeine

Ich habe versucht, die Menschen im St. Wendeler Land ein wenig zu schildern, ihre Art zu denken, zu reden, zu handeln und zu leben, ein wenig deutlich zu machen. Vielleicht sagt der eine oder andere jetzt: Ja, das ist ja alles nichts Besonderes, das kennen wir auch von von woanders her, da ist ja kein großer Unterschied.

Da haben Sie Recht, würde ich antworten, der Unterschied liegt eher im Kleinen. Der Nordsaarländer hat überdies nicht den Ehrgeiz, sich zu profilieren und sich markant von anderen zu unterscheiden. Heute will ja jeder etwas Besonderes sein und die allgegenwärtige Werbung schärft schon den Kleinsten und deren Eltern ein, dass sie etwas Besonderes sind.

Der Nordsaarländer weiß, dass es nicht auf das Besondere ankommt, sondern darauf, dass man im Allgemeinen gut ist. Er denkt, dass es nicht auf die persönliche Profilierung, sondern auf das persönliche Verhalten ankommt. Und für das persönliche Verhalten gelten allgemeine Regeln, die seit jeher für den redlichen und anständigen Menschen gelten. Das ist nichts Besonderes. Es ist besser, allgemein anständig zu sein als etwas Besonderes zu sein.

Man muss mit sich selber übereinstimmen und nicht mit dem Zeitgeist. Ich habe den Eindruck, dass hier von dieser Übereinstimmung mit sich selber noch viel da ist. Wenn man von anderen Zuverlässigkeit erwartet, muss man selber zuverlässig sein. Früher haben die alten Leute noch den Kindern gesagt: »Dat macht ma net!« Es gab einen ungeschriebenen Codex des anständigen Verhaltens.

Es gibt auch heute noch einen weitgehenden Konsens über das, was man nicht macht. Der Nordsaarländer vertraut auf sich, seine Familie, seine Freunde. Vielfach auch auf Gott. Das ist der Weg, mit Schwierigkeiten fertig zu werden. Heimatverbundenheit und Aufgeschlossenheit dem Fremden gegenüber gehen hier eine Verbindung ein, die man als bodenständige Weltzugewandtheit bezeichnen könnte.

Die Begeisterung hält sich in Grenzen. Der Nordsaarländer ist nicht so leicht zu begeistern. Eine gewisse Skepsis, ein gewisses Mißtrauen bewahrt ihn davor, auf falsche Propheten einzufallen und das Neue aus vollem Halse willkommen zu heißen, bloß weil es neu ist. Seine Aufgeschlossenheit dem Neuen gegenüber, das sich als tauglich erwiesen hat, behütet ihn vor waghalsigen Experimenten.

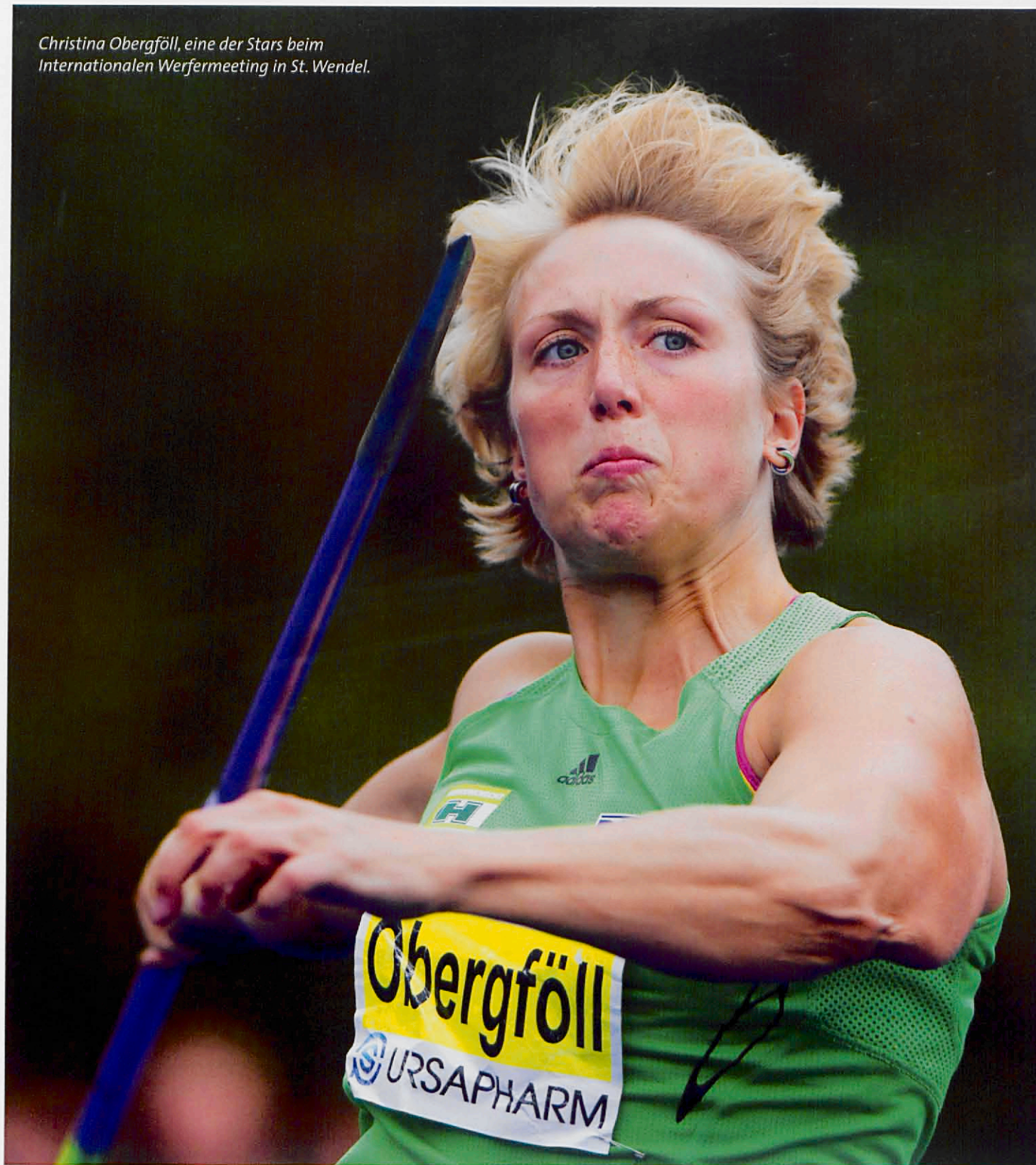
In der sanften Hügellandschaft des Nordsaarlandes gedeiht ein Schlag Menschen, der dem Ernst des Lebens ins blinzelnde Auge blickt und genau so disponiert ist, die schönen Seiten des Lebens zu beachten und zu genießen, ein Schlag, lebensstüchtig und lebensfroh, die Vergangenheit achtend »und der Zukunft zugewandt«.



Unterzeichnung des Vertrages zum Bau eines Ferienparks am Bostalsee.
 Stehend von links: Der damalige Wirtschaftsminister Christoph Hartmann, Michiel Illy, Center Parks, der ehemalige Chef der Staatskanzlei und Minister Karl Rauber.
 Sitzend von links: James Mennekens, Center Parks, Bernd Therre, Strukturholding Saar, Landrat Udo Recktenwald.









Die Heimat in Zeiten der Globalisierung

Von Klaus Brill

Die Heimat und die Globalisierung – das ist nach dem Empfinden vieler Menschen ein Gegensatz, und zwar ein schreiender. Die Heimat, das ist der Nahbereich: das Dorf, die kleine Stadt. Das sind die vertrauten Wege, die Freunde und Verwandten, das ist die Mundart, die kleine Kneipe, das freche Witzwort und die Hausmacher Blutwurst. Heimat ist lokal, nicht global, bisher jedenfalls. »Das Haus, die Heimat, die Beschränkung – die sind das Glück und sind die Welt«, so hat der Schriftsteller Theodor Fontane einmal gesagt. Und der frühere saarländische Ministerpräsident Peter Müller aus Eppelborn hat die Sache mal auf diese schöne Formel gebracht: »Heimat ist für mich der Geruch von Wutzegrombiere.«

Das aber heißt auch: Heimat ist das Land der Kindheit und das Land der Erinnerungen. Heimat ist die Erinnerung an eine Lebensweise, die es nicht mehr oder nur noch teilweise gibt: die Erinnerung an Dibbelabbes oder Rechepäckeljer, an Frösche-fangen im Dorfbach und an andere Dinge, die heutzutage der Pizza-Service ebenso wenig im Angebot hat wie der IT-Shop oder die sozialtherapeutische Beratungsstelle des kommunalen Jugendbüros.

Edgar Reitz, unser Nachbar aus dem Hunsrück, hat unter dem Titel »Heimat« 1985 ein Filmepos geschaffen, das diesem Wort nach manchem Jahrzehnt der Verkitschung und politischen Indienstnahme seine unverbrämte Würde wiedergab. Der Film sollte übrigens ursprünglich »Das Geheischnis« heißen, das hätte man zwar hier bei uns verstanden, aber doch nicht überall. Der Geheischnis-Experte Reitz also hat darauf hingewiesen, dass für die Kinder von heute das Land der Kindheit

in aller Welt ja ähnlich aussieht. Die Videos und DVDs, die Computergames und die Inlineskates, die hierzulande das Leben junger Leute prägen, sind ebenso das Spielzeug ihrer Zeitgenossen in Japan, in Amerika und in Australien. »Heimat«, sagt Edgar Reitz deshalb, »ist jetzt die Zeit, nicht mehr der Ort.«

Das Heimatgefühl als Bindung an einen Ort ist also eine Empfindung aus einer vergangenen Epoche, die gerade abgelöst worden ist durch das Zeitalter der Globalisierung, durch unsere entortete Gegenwart. Diese Globalisierung ist ein höchst komplexer Vorgang, beruhend auf technischen Erfindungen, auf kultureller Öffnung, wirtschaftlicher Konzentration und einer neuen Handelspolitik. Die neu vernetzte Welt, wie wir sie heute erleben, hat Leitmedien, die das alles möglich machten. Es sind das Telefon, das Fernsehen, der PC, das Internet, das Auto, das Flugzeug, der Container und vor allem der Umstand, dass der Einsatz dieser Instrumente und Vehikel stetig billiger geworden ist.

In allen Lebensbereichen hat sich der Austausch über Kontinente hinweg beschleunigt und vervielfacht, und es geht dabei nicht nur um Waren, Arbeitsplätze und Finanzprodukte, sondern auch um Informationen, um Denkweisen, um Moden und Sehnsüchte, es geht um unseren ganzen Lebensstil. Ein kluger Wissenschaftler, der Duisburger Professor Hans Blotevogel, hat dies einmal »die räumliche Entankerung der Lebensbezüge« genannt.

Das ist es: die räumliche Entankerung, die Ablösung vom Ort. Manche von uns leben ja schon kontinuierlich an mehreren Orten. Wir müs-

sen also fragen: Ist Heimat etwas Historisches? Ist Heimat passé? Vielleicht gar schon perdu? Was ist denn überhaupt noch übrig von ihr?

Die alten Straßen noch, die alten Häuser noch – so hieß es im Lied, aber so ist es ja längst nicht mehr. Das St. Wendeler Land macht keine Ausnahme von dem, was man im Saarland allgemein beobachten kann: Es sind nur wenige Denkmäler noch authentisch erhalten. Im Allgemeinen dominiert in dieser unserer Heimat der standardisierte moderne Zweckbau, konturlos, gesichtslos, geschichtslos. Geschlossene Ensembles aus den Glanzzeiten des europäischen Städte- und Dörferbaus sind selten. Ganz anders als zum Beispiel in der Pfalz, man merkt es schon, wenn man durchs Ostertal nach Selchenbach und Konken fährt, ganz anders auch im Elsass oder an der Mosel, zu schweigen von Franken oder Tschechien oder Italien.

Und deshalb müssen wir uns umso entschiedener an das halten, was uns geblieben ist, zum Beispiel das historische Hiwwelhaus in Alsweller, das Ammejobs-Haus in Niederkirchen und andere Gebäude, die von den Gemeinden erhalten und restauriert wurden und jetzt als Kultur- und Vereinszentren genutzt werden. Dabei ist es nicht nur das Gebäude mit seiner historischen Gestalt, das als Gehäuse der Erinnerungen auch der Heimat eine Residenz sein kann, sondern es ist vor allem das, was heute und in Zukunft darin passiert.

Die Heimat, das sind ja in erster Linie die Menschen einer Region, ihre Eigenheiten, ihre Lebensart. Es sind ihre Erinnerungen und ihre Geschichte, aus der sie ihre Identität beziehen. Hier im Saarland hat lange Zeit eine gewisse Geschichtsvergessenheit geherrscht, man sieht das an der verbreiteten Verachtung für historische Gebäude – »nix wie fort med dem alte Gelump«, das war doch oft die Reaktion auf Initiativen für die Rettung alter Häuser.

Der Geschichtsvergessenheit indessen, die vermutlich im wild bewegten saarländischen Sonderschicksal während des 20. Jahrhunderts eine ihrer Ursachen hat, ist in den vergangenen drei Jahrzehnten gründlich abgeholfen worden. Durch Heimatforscher ebenso wie durch professionelle Historiker, die in den letzten 30 Jahren

ja doch in größerer Zahl und sehr systematisch die hochinteressanten Besonderheiten der saarländischen Geschichte aufgearbeitet haben, auch im St. Wendeler Land. Ich nenne hier zum Beispiel die Autoren, die mit dem Adolf-Bender-Zentrum in St. Wendel zusammenarbeiten und eine Reihe sehr interessanter Werke vorgelegt haben. All ihre Arbeiten haben wesentlich zur Herausbildung eines neuen Regionalbewusstseins beigetragen, es ist Erstaunliches zutage gefördert worden.

Wir wollen auch nicht vergessen, was die Dichter geleistet haben. Da ist als erster Ludwig Harig zu nennen mit seinen glanzvollen Sulzbacher Hymnen auf die saarländische Lummerkeit und Ausgewogenheit sowie mit seinen Tiefenbohrungen ins hiesige kulturell-sozial-mentale Milieu. Da ist des Weiteren Johannes Kühn, der Dichter vom Dorf, ein Mann aus dem Schaumberger Land, der am Beispiel Hasborns auf seine lakonisch-präzise Art festhält, wie sich die Zeiten geändert haben.

Die Dichter, die Historiker und die Heimatforscher also haben auf ihre jeweils unterschiedliche Weise etwas Fundamentales geschaffen: ein neues Bild der Heimat. Ein konkretes, ein detailliertes, ein überprüfbares Bild der Region, das auf manchen wolkigen Schmus und erst recht auf alle Heimat-Ideologisierung aus alter Zeit verzichten kann. Und dieses neue Verständnis von Heimat ist es, das wir für den Umgang mit der Globalisierung und für die Rettung der Heimat vor der Globalisierung brauchen.

Es ist ein großes Glück und ein ebenso großes Paradoxon, dass das spezifisch Saarländische am Saarland noch nie so gut erforscht und noch nie so schön beschrieben war wie jetzt, in unserer Gegenwart, da doch gerade der Fortbestand des Saarlandes als Bundesland durchaus infrage steht. Auch diese Gefährdung unserer politischen Autonomie hat mit der Globalisierung zu tun, die allenthalben die kleinen Einheiten zugunsten der größeren bedrängt.

Die Sache hängt bekanntermaßen mit der Weltwirtschafts- und Finanzkrise zusammen. Und die hohen saarländischen Schulden, die jetzt so gefährlich scheinen, haben ihre Hauptursache im Strukturwandel und also in internationalen öko-

nomischen Prozessen, die schon vor einer Generation die Stahlkrise ausgelöst und auch dazu geführt haben, dass der Bergbau an der Saar an sein Ende gekommen ist. Saarländische Kohle ist international nicht mehr wettbewerbsfähig gegen die Konkurrenz aus Südafrika, China oder Kanada.

Globalisierung ist also nicht neu, doch in ihrer aktuellen Ausprägung greift sie tiefer als je zuvor in unser Leben ein. Ich habe das am Beispiel meines Heimatdorfes Alweiler erkundet, als Reporter und als Heimatforscher zugleich. Sieben Jahre lang habe ich – neben meinem Hauptberuf als Auslandskorrespondent – im Urlaub und an manchem langen Wochenende im Dorf recherchiert, habe 75 Interviews geführt und viele Studien getrieben und das, was ich erfahren habe, dann in einem Buch zusammengefasst. »Deutsche Eiche – Made in China« lautet der Titel, und der hat mit dem zu tun, was mir der Förster erzählte: dass Bäume aus dem Alweiler Wald über die internationale Holzauktion des Saarforstes an eine Fabrik in China verkauft wurden, als Schäl furnier, das dann als Möbelhaut auf den Weltmarkt geht und wieder nach Deutschland zurückkehren kann.

Wer heute durch ein deutsches Dorf läuft – und das könnte genau so gut im Ostertal oder im Hochwald liegen wie am Schaumberg – der hat den Wandel, den die Globalisierung mit sich bringt, vor Augen. Unter den Apfelbäumen liegen die gefallenen Früchte in verschiedenen Stadien des Reifens, Faulens und Verwesens. Noch vor 50 Jahren hat man die Bäume in der Erntezeit vor Dieben bewacht, dafür gab es eigens einen Flurschütz. Heute kehren die Bewohner der Natur und der Landwirtschaft den Rücken zu, die Äpfel lassen sie achtlos liegen.

Und fahren dann zum nächsten Discounter und ins nächste Warenhaus, um im Sixpack billig die hübsch glänzenden Äpfel aus Südafrika oder Chile zu erwerben. Oder solche mit dem Aufdruck »Braeburn«. Braeburn ist ein Ort in Neuseeland, nach ihm ist eine Apfelsorte benannt, die 1952 ein Obstbauer in der Nähe entdeckte. Von Braeburn aus wird diese Sorte weltweit mit Erfolg vermarktet. Wir essen in Alweiler und Nonnweiler oder Oberlinxweiler also Äpfel aus Neuseeland. Die niedrigen Transportkosten der immer größer

werdenden Containerschiffe machen es möglich.

Das Leben im Dorf und in der Kleinstadt hat sich fundamental verändert. Alte Häuser sind verschwunden, Geschäfte haben geschlossen, die Zahl der Gaststätten ist geschrumpft und die alten, originellen Wörter der heimatlichen Mundart geraten allmählich in Vergessenheit. Es gibt in Alweiler keinen Bäcker mehr, dafür zwei Back-Shops mit Croissant und Cappuccino. Der einstige Nähladen ist jetzt ein Sportgeschäft mit Internet-Vertrieb. Vor 80 Jahren gab es in Alweiler 14 Kolonialwarenhandlungen, heute hat der Ort kein einziges Lebensmittelgeschäft mehr. Die Blumen des dörflichen Gärtners kommen aus Israel, Äthiopien und Ecuador. Wo einst die alte Drahtfabrik stand, ist heute ein Ingenieurbüro, das eine Filiale in Hangzhou in China hat. Daneben restauriert ein Karosseriebaumeister historische Militärfahrzeuge, die er unter anderem an echte Hollywoodproduzenten verleiht.

Das ist deutsches Dorfleben anno 2012. Es ist in Alweiler wie überall. In aller Welt unterwirft die Globalisierung gerade die Dörfer und die kleinen Städte einem wirtschaftlichen und kulturellen Wandlungsprozess von historischem Ausmaß. Nie zuvor in der Geschichte der Menschheit hat eine Generation so radikale Veränderungen erlebt wie die der heute 80- oder 90-jährigen, gerade auch in Deutschland. Als sie geboren wurden, waren ihre Heimorte gerade erst mit Elektrizität und fließendem Wasser versorgt worden, gerade gab's im nahen Umfeld die ersten Autos und die ersten Telefone.

Unvorstellbar war für die meisten dieser Menschen, dass sie als Großeltern einmal umstandslos zum Pilgern nach Jerusalem fliegen oder Urlaub in der Türkei machen würden. Schon gar nicht hätten sie sich ausgemalt, dass so, wie einst sie selber zu Fuß zum Jahrmarkt in die Kreisstadt gingen, ihre Enkel am Wochenende kurz mal mit dem Auto nach Hamburg brettern oder im Flieger nach Barcelona düsen würden. Unsere ganze Lebensweise hat sich geändert, auch die allgemeinen Formen des Zusammenlebens sind berührt, und auf diesem Sektor entscheidet sich unsere Zukunft.

Ich will und kann hier nicht tiefer in das dörfliche und kleinstädtische Universum der Gegen-

wart einsteigen, sondern werde mich, da wir auch von den Perspektiven der Zukunft reden wollen, auf drei Bereiche konzentrieren, die für die Entwicklung der heimatlichen Kleinregionen gerade hier im Saarland nach meiner Meinung entscheidende Bedeutung haben werden. Das eine ist das Vereinsleben, das andere die Migration, das Dritte ist die Globalisierung der Kommunalpolitik.

Vereine sind in unseren Breiten ein Lebenselixier und ein wichtiges Stück Heimat. Sie sind das sogenannte soziale Kapital, das jede demokratische Gesellschaft braucht. Das war nicht immer so und ist auch heute in anderen Ländern ganz und gar nicht so. Vereine sprossen in Deutschland aus dem Geist der Aufklärung und waren im 19. Jahrhundert dem gleichen Freiheitsdrang verpflichtet wie das nationale Aufbegehren gegen die Duodezfürsten und Kleinkönige. Schützen-, Turn- und Gesangsvereine trugen das Banner voran. Man fand sich auch in Lese- und Geschichtsgesellschaften zusammen und betrachtete die Gründung von Vereinen als eine der neuen demokratischen Freiheiten, als Wahrnehmung des Rechtes auf freie Versammlung und Assoziation.

Es ist sehr reizvoll, am Beispiel dörflicher Vereinsgründungen zu verfolgen, wie nach und nach der gesellschaftliche Fortschritt in der Provinz anlangte. Wie etwa nach dem Ersten Weltkrieg die Verkürzung der Arbeitszeit zur Verbreitung des Wanderns und des aus England importierten Fußballspieles führte. Es war kein Zufall, dass die Nazis die meisten Vereine verboten oder gleichschalteten, so wie anderswo die Kommunisten. Nach dem Zweiten Weltkrieg formierte man sich neu, und in jüngster Zeit dringt der Trend zur Freizeitgesellschaft und zur Individualisierung bis in die Kapillaren der Gesellschaft. Fitness wurde zum Ziel in einer Zeit, als körperliche Arbeit bei den meisten Menschen durch sitzende Tätigkeit abgelöst war. So bekamen wir die Tennisclubs und Lauffreize. Dafür kommen andere Vereine an ihr historisches Ende.

Es ist sehr wichtig, die Sache historisch anzugehen und zu fragen: Was ist denn der soziale Wellenschlag unserer Zeit? Was stürzt an Altem unvermeidlich ein, was kommt an Neuem auf? Generell ist festzustellen, dass bei der jüngeren

Generation das Vereinsengagement nachlässt. Menschen unter 40 sind geprägt von einer Projektmentalität, wie die Fachleute sagen. Man macht mit, wenn ein Vorhaben befristet ist, vor lebenslanger Bindung scheut man zurück.

Ein anderes Phänomen: die Bürgerinitiative. Menschen wollen gemeinsam etwas durchsetzen oder verhindern. Und weiter: die Nichtregierungsorganisation, oft gekoppelt mit wissenschaftlicher Beratung. Was wir an all diesen Organisationen der Bürgergesellschaft haben, ist vielfach erforscht und erprobt. Vereine vermitteln besonders jungen Leuten eine hohe soziale Kompetenz und verhindern kulturelle und soziale Verwahrlosung. Doch diese Kultur des Helfens und der Wechselseitigkeit ist heute von Erosion bedroht. Man braucht einander nicht mehr so wie früher. Man mag die Verbindlichkeit nicht mehr. Man schätzt die Freiheit und Individualität. Und so fällt dann diese oder jene Vereinsaktivität ganz einfach flach, gerade hier im Saarland tun sich große Lücken auf.

Ich denke, man sollte darüber nicht ins Jammern verfallen, es hilft nicht weiter. Man muss jetzt das erkennen und aufgreifen, was die Entwicklung an neuen Möglichkeiten bietet. Wenn dem Bedürfnis der heutigen Generationen Projekte eher zusagen als lebenslange Bindung, dann muss man eben gesellschaftliche Prozesse in Form von Projekten organisieren. Dann braucht es nicht so sehr den Verein, sondern den Workshop und den Arbeitskreis, an dem sich einzelne Mitglieder verschiedenster Vereine und vor allem Bürger beteiligen, die keiner Organisation angehören wollen.

Diese Bürger gibt es in größerer Zahl, das ist belegt. Es gibt auch erprobte Methoden, wie man bestimmte Vorhaben zum Erfolg führen kann, auch gegen den Widerstand der »ewigen Pessimisten«, die jeder kennt. Die Erfolgsformel ist ein Dreier-Bund. Man braucht für jede Art von Projekt erstens die Kommunalpolitiker, vorneweg am besten den Bürgermeister, zweitens eine Gruppe interessierter Bürger, die sich zu einer Arbeitsgruppe zusammenfinden, und drittens Wissenschaftler oder sonstige Experten, die von außen Grundlagenwissen und Erfahrungen aus anderen vergleichbaren Projekten einbringen.

Die Bereitschaft zum ehrenamtlichen Engagement ist bei den Deutschen nach wie vor in hohem Maß vorhanden, wie Umfragen belegen. Man muss die Leute nur richtig ansprechen. Und man muss die richtigen Leute ansprechen. Ein großes Potenzial schlummert noch bei Jugendlichen, Alten, Frauen und Migranten. Viele von ihnen warten geradezu darauf, in ihrer Kompetenz herausgefordert und einbezogen zu werden.

Auch die Migranten, wie gesagt. Womit wir beim nächsten Stichwort wären: Migration. Auch sie ist ja ein Teil der Globalisierung. Auch hier verhilft der Blick in die Geschichte zu wichtigen Erkenntnissen. Wir Menschen der Gattung *Homo sapiens sapiens* sind alle Migranten, von Anfang an. Wir stammen ab von Urururururureltern aus Ostafrika, und die meiste Zeit waren wir Noma-den. Als Ackerbauern und Viehzüchter leben wir in Europa erst seit 6.000 Jahren, das ist vor der Geschichte wenig. Und dieser Übergang zur Sesshaftigkeit und zum Ackerbau war übrigens der Anfang des Dorfes in der Geschichte, daraus entwickelte sich die Stadt.

Bei uns im St. Wendeler Land waren die ersten namentlich bekannten Menschen die Kelten, ihre Herkunft ist nicht gesichert. Es folgten die Römer, und schon damals haben Menschen sich regelmäßig quer durch das ganze Imperium Romanum, also quer durch halb Europa und Nordafrika bewegt und sich vermischt. Danach kamen die Germanen, speziell die Franken, die zuvor am Niederrhein gelebt hatten. Einen weiteren starken Migrationsschub gab es im 17. Jahrhundert nach dem Dreißigjährigen Krieg. Unsere Dörfer waren entleert, die meisten Einwohner umgekommen oder geflohen, da riefen die Herrscher Siedler aus Tirol und Vorarlberg, der Schweiz, Oberitalien und den Niederlanden herbei. Dann schließlich der massenhafte Zustrom, den im 19. Jahrhundert die Industrialisierung brachte. Davon braucht man im Saarland ja nichts zu erzählen. So wenig wie von der heute aktuell in unserer Zeit sich vollziehenden Migration, der stärksten von allen. Ihre Auswirkungen sind unübersehbar, auch im Kreis St. Wendel.

Migration ist aber nicht nur Zuwanderung, sondern auch Auswanderung. Jeder weiß, dass

aus saarländischen Dörfern im 18. Jahrhundert zahlreiche Familien nach Siebenbürgen oder ins Banat zogen. Noch stärker war die Welle der Auswanderungen im 19. Jahrhundert – diesmal ging es vor allem in die USA und nach Brasilien. Die Menschen flohen vor Hunger, Armut und politischer Unfreiheit.

Und heute, seit etwa 30 Jahren, haben wir in deutschen Dörfern die stärkste Auswanderungswelle, die es je gegeben hat. Bessere Bildung, neue Beweglichkeit, neue Berufe, neue Chancen – die Gründe sind tausendfältig. Noch einmal mein Beispiel Alsweiler: Mehrere hundert junge Menschen haben seit etwa 1970 das Dorf verlassen, sie gingen nach Saarbrücken, nach Frankfurt oder Berlin. Mehr als ein Dutzend leben im Ausland. Einer ist Küchenchef in einem Fünf-Sterne-Hotel in Chicago. Ein anderer erforscht als Geoökologe in Israel den See Genezareth. Ein Dritter leitet als Geschäftsführer drei baden-württembergische Chemiefirmen in Taicang bei Schanghai. Wir hätten auch zwei deutsche Professoren zu bieten und einen Senior Vicepräsident Technology Management bei der Deutschen Telekom, der sein Geschäft im Silicon Valley gelernt hat. Ferner einen Veranstalter mittelalterlicher Feste, einen früheren thüringischen Innenminister und eine Sekretärin des deutschen Bundespräsidenten.

Schauen wir uns jetzt die Einwanderer an. In Alsweiler leben 62 Menschen, die eine andere als die deutsche Staatsbürgerschaft haben, nicht gerechnet also die Eingebürgerten. Etliche Einheimische sind verheiratet mit Frauen oder Männern aus Brasilien, Ungarn, Rumänien, England oder Algerien. Unter diesen Neubürgern aus anderen Nationen und Kulturen sind sehr interessante Menschen, zum Beispiel ein Koch aus Paris, eine Floristin aus Thailand oder ein Techniker aus Texas, der ständig durch halb Europa fliegt und nebenher Musik macht. Zwei Jahre lang war er der Vorsitzende des Alsweiler Musikvereins. Der Trainer des Tennisclubs ist ein Tscheche.

Ich könnte stundenlang fortfahren, auch über die da Gebliebenen zu berichten, die Eingesessenen, die ja auch nicht stehen geblieben sind. Einer leitet das Walzwerk der Dillinger Hütte und erzählt in der Kneipe gelegentlich vom Stahlmarkt

in China. Ein anderer ist Gesamtbetriebsratsvorsitzender von Bauknecht Deutschland, einer Tochter des amerikanischen Whirlpool-Konzerns, und hat gerade mit der Verlagerung von Arbeitsplätzen nach Polen zu tun.

Warum erwähne ich das? Weil es schlaglichtartig das ungeheure Potenzial an Bildung, Wissen und Erfahrung beleuchtet, das mit einem einzigen Dorf verbunden ist. Zusätzlich zu dem, was die Ortsansässigen, fast hätte ich gesagt: die Eingeborenen, darstellen, die ja auch nicht stehen geblieben sind. Sicher käme jeder, der in ähnlicher Weise die Verhältnisse in Urexweiler, in Hirscheid oder in Kastel untersucht, zu ähnlichen Ergebnissen. Auch hier wäre also die Frage: Wie kann man dieses ganze Potenzial zum Nutzen der Dorfgemeinschaft und der Dorf- oder Stadtentwicklung erschließen und zusammenführen? Kurzum: Wie geht man kreativ mit der Migration um?

Warum nicht mal die Ausgewanderten alle anschreiben, sie zu einem Netzwerk zusammenführen, per Internet, zu einem internationalen Heimatabend ins Dorf einladen, zusammen mit den Eingewanderten? Warum nicht den einen oder anderen Experten unter diesen Menschen mal um Rat fragen, wenn konkret in der Gemeinde sein Wissen gebraucht wird? Was wissen wir über die Menschen, die aus anderen Ländern zugezogen sind? Sie sind ja jetzt ein Teil unserer Heimat, ihre Kinder werden sich mit unseren Kindern vermischen, so wie in unseren Genen heute auch die Anteile der zugewanderten Kelten, der Römer, Franken und Tiroler und der Kolonisten des 19. Jahrhunderts vorhanden sind.

Wer wissen will, was die Zukunft bringt, braucht nur im Kindergarten nachzuschauen. Oder beim Sportverein nachfragen. In Alsweiler gibt es dort in der G-Mannschaft, das sind die Jüngsten mit sechs Jahren, zehn Jungs aus sechs Nationen. In St. Wendel ist das Bild noch eindeutiger, in Großstädten sowieso. Das gibt eine kleine Vorstellung davon, wie unsere Gesellschaft sich verändern wird. Man braucht im Übrigen auch nur mal einen Blick auf die Aufstellung der deutschen Fußballnationalmannschaft zu werfen.

Und eines darf man dabei nicht übersehen: in Deutschland geht die Bevölkerung zurück, wie

bekannt. Im Weltmaßstab jedoch nimmt die Zahl der Menschen unaufhörlich zu, das Wachstum ist exponentiell. Heute sind wir etwa sieben Milliarden auf dem Planeten, in 40 Jahren werden wir nach einer UNO-Schätzung 9,1 Milliarden sein. Das wirft gigantische Probleme auf. China kauft schon jetzt in afrikanischen Staaten riesige Flächen für den Anbau von Lebensmitteln auf. In Mecklenburg-Vorpommern sind schon die Späher der internationalen Hedgefonds unterwegs, um Äcker und Wiesen zu erwerben – als Anlageobjekt. In Rumänien werden die Äcker für die Bauern knapp. Eine andere Folge wird vermutlich sein, dass in Zukunft aus anderen Kontinenten noch viel mehr Menschen nach Europa ziehen, auch nach Deutschland, auch in deutsche Dörfer und kleine Städte.

Das heißt: Die Heimat wird in Zukunft auch im Dorf nicht mehr nur aus ethnischen Deutschen und ethnischen Saarländern bestehen, unsere Kinder und Enkel haben heute schon in der Schule Kameraden und Freunde aus aller Welt. In hundert Jahren wird also ein Heimat- und Familienkundler in Alsweiler sich bei der Ahnenforschung auch mit Vorfahren aus Thailand, Brasilien, Frankreich, Ungarn und Algerien zu befassen haben. Und in anderen Dörfern wird das nicht anders sein.

Ob es dann noch einen St. Wendeler oder Tholeyer Dialekt gibt, ob dann noch das Rezept für Debbelappes überliefert ist, ob in unserer Region noch Gärtner und Bauern existieren, die dem Vieh die Wutzegrombiere kochen – das alles hängt davon ab, was wir heute tun und unterlassen. Die Globalisierung ist ein tausendfältiger welthistorischer Prozess, der freilich durch gewisse einzelne Faktoren wie etwa eine Explosion des Ölpreises ganz rasch auch wieder einen unerwarteten Verlauf nehmen kann. In jedem Falle können wir diese Entwicklung nicht aufhalten, es kommt nur darauf an, mit ihr möglichst intelligent umzugehen.

Wenn wir uns noch einen Rest von Heimat und Identität bewahren wollen, so wie wir sie bisher verstehen, dann heißt das: Bestandsaufnahme machen, für jedes einzelne Dorf und jede einzelne Stadt die Risiken und Chancen definieren, die Wünsche und Werte benennen, ein Leitbild

entwickeln, ein örtliches Archiv gründen, die Heimatkunde- und Geschichtsvereine unterstützen, damit sie Bücher produzieren und für alle Zukunft wenigstens noch aufschreiben, wie wir und unsere Vorfahren einmal gelebt haben. Auch die Kultur der Zuwanderer und die gemeinsame Gegenwart wären zu dokumentieren. Wann also wird im Kreis St. Wendel das erste dörfliche Wikipedia freigeschaltet?

Wie wär es – nur zum Einstieg – mal auf dem Dorf mit einem internationalen Liederabend, bei dem die Einwanderer ihre Folklore vorstellen und erklären und die Einheimischen in ihrer Mundart selbst gemachten Gesänge vorführen? Wie wäre es mit einem Suppenfest, bei dem die Rezepte der Großmütter aus dem Dorf und der Großmütter aus den Dörfern der Zuwanderer hervorgeholt und nachgekocht werden – damit der Pizzaservice nicht für alle Zeiten siegt?

Es muss ein modernes Heimatbewusstsein her. Die Heimatdödelei und Volkstümelei vergangener Zeiten ist heute genauso wenig schöpferisch nutzbar wie ein blauäugiges Multi-Kulti-Getue, das über weltumspannender Schwarmgeister die eigene Kultur vergisst. Dumpfe Fremdenfeindlichkeit schadet ebenso sehr wie die hochnäsige Verachtung der dörflichen und kleinstädtischen Tradition. Vor der Geschichte stehen alle Kulturen gleichberechtigt nebeneinander, und auch die kleine, die lokale gehört dazu. Das Dorf als Lebensraum und weltgeschichtliche Idee hat lange noch nicht ausgedient, und ebenso wenig die Kleinstadt. Gerade heute, im Zeitalter weltumspannender Kommunikation, ist ihr Standortnachteil ja aufgehoben.

Gerade heute kann eine ländliche Region auf neue Weise ihre Vorzüge entfalten als ein Ort besonderer Lebensqualität. Die Nähe zur Natur, die reine Luft, die Stille, die idyllischen Winkel und die authentischen alten Bauten sowie vor allem die Direktheit und Vielfalt menschlicher Kontakte üben nach wie vor eine große Faszination aus, auch auf die Menschen in den Metropolen. Hier liegt noch immer ein großes kulturelles und ökonomisches Potenzial.

Ein Drittes und Letztes: die Globalisierung der Dorfpolitik. Das größte Handicap für alle, die

etwas tun wollen, ist, dass sie in ihren Dörfern isoliert sind. Sie merken oft nicht, dass die Probleme, vor denen sie stehen, zum größten Teil die Probleme aller Dörfer in diesen Zeiten sind. Es fehlt an Vernetzung, an Austausch, an Information.

Drum wäre es schön, es gäbe im Internet ein deutsches Dorfportal oder ein Portal der kleinen Städte und Dörfer, wo regelmäßig über die Erkenntnisse der Forschung, die Politik für den ländlichen Raum und interessante Erfahrungen aus einzelnen Dörfern und kleinen Städten berichtet wird, aus Deutschland und aus aller Welt.

Es wäre schön, es gäbe einen deutschen Dorftag oder einen Tag der kleinen Städte und Dörfer, wo einmal im Jahr sich Menschen aus der ganzen Republik zur großen Kundgebung und zum großen Ratschlag treffen, und gut gegessen und schön gesungen werden sollte auch dabei. Es wäre schön, es gäbe in Deutschland eine starke Lobby für den ländlichen Raum, so wie es in England seit 1926 die *Campaign to protect Rural England* gibt, einen Verband, der für das ländliche England kämpft – seine Schirmherrin ist die Königin. Es wäre schön, es gäbe wie in Schweden, Finnland, Estland, Ungarn oder der Slowakei eine deutsche Aktionsbewegung für das Dorf.

Das Dorf als Lebensraum und weltgeschichtliche Idee hat lange noch nicht ausgedient. Bis 2006 lebte mehr als die Hälfte der Menschheit auf dem Land, gerade erst hat sich die Sache umgekehrt. Heute, im Zeitalter weltumspannender Kommunikation, ist der Standortnachteil Dorf ja aufgehoben.

Und sicher liegt hier auch die Chance, die Bewahrung der Tradition in sinnvoller Weise mit dem unaufhörlich Bahn sich brechenden Neuen zu versöhnen. Das Dorf ist nicht tot, es geht ihm nur grad nicht so gut. Wahrscheinlich ein Schwindelanfall, weil sich der Globus jetzt so schnell dreht. Man muss sich erst daran gewöhnen.

Das Dorf hat viel zu bieten, nach wie vor: Gemächlichkeit und Überblick, Vertrauen und Nähe zum Beispiel. Und das sind im Eiswind der Globalisierung die Werte, die besonders zählen. Und was ist das anderes als Heimat? »Heimat ist da«, so hat der Philosoph Karl Jaspers gesagt, »wo ich verstehe und wo ich verstanden werde.«

Der Onneerisch

Von Erich Thomas

De »Onneerisch«,
soo hann se ne genann'd em Land.
Er wòòr kulland
on nie bäi der Hand.

Er hadd nie geschwedzd.
Off die Schebb nuur geschdedzd!
Nie harr er geschäbbd.
Dadd hadd se gegräbbd!
Am Schebbeschdill harr er sisch fëschdgehall,
sonschd wäär er am Enn nòch eremmgefall.

Er hòrr ach de Fond -
kää Hand wòòr em wond.
Emm warr ed gedd, on wie ed gedd,
dadd woschd er ned.

Kää Niggs on kää Näischd!
Er wòòr iwwerzäischd:
Näischd gäängd häi gehje,
gäängd èèr ned dòò schdehje.

On änd nòch -
on dadd vòòr alle Denge:
Er wòòr ned òus der Rouh se bringe.

Näischd harr er em Lèèwe kabuddgemachd,
näischd harr er em Lèèwe ach ganz gemachd.
On ald err gènn
med zwaaei linggse Hänn!
Kää Gelemb o kää Lèèwe!
Onneerisch èèwe.

Dadd wòòr säi Lèèwe!

Wasserwildnis im Saarland

Die Renaturierung des Illtals

Von Ulrich Heintz

Im Jahre 1989 begann das bis dahin ehrgeizigste Projekt des Umwelt- und Naturschutzes im Saarland. Damals richtete die Gemeinde Illingen eine Anfrage an die Bundesforschungsanstalt für Naturschutz und Landschaftsökologie. Ziel war es, die Täler der Ill und ihrer Nebenbäche in das Förderprogramm für Gewässerrandstreifen aufnehmen zu lassen. Die Natur sollte die von Menschenhand veränderten Auen zurückerobern.

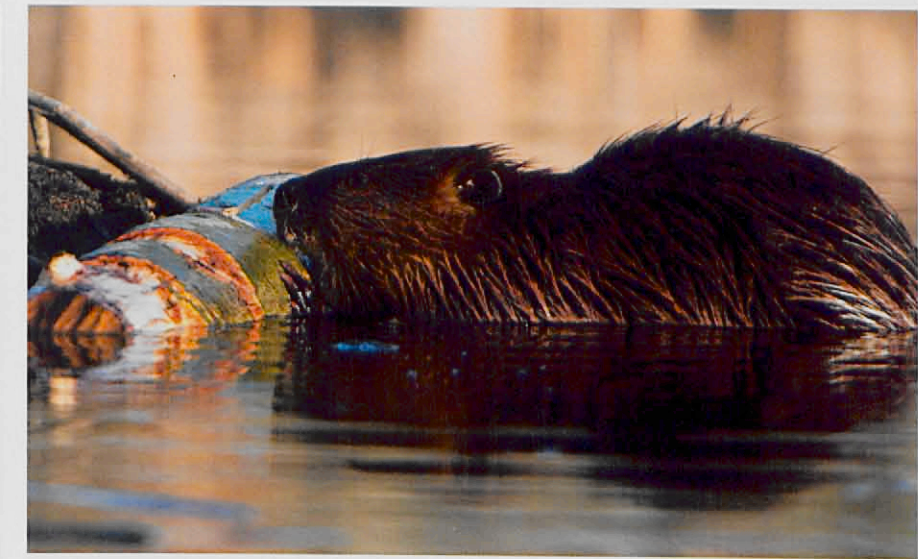
Die Nachbargemeinden Eppelborn, Marpingen und Merchweiler schlossen sich dem Vorhaben an. Die vier Gemeinden gründeten einen »Zweck-



verband Illrenaturierung«, in dem turnusmäßig jeweils einer der vier Bürgermeister den Vorsitz übernimmt. Daneben wurde die Naturlandstiftung Saar mit ins Boot genommen, unter deren Dach sich alle sogenannten »Grünen Verbände« zusammenfanden. Zu den Gründervätern gehörten auch die damaligen Umweltminister im Bund und im Land, Klaus Töpfer und Jo Leinen.

Der Einzugsbereich der Ill liegt im Wesentlichen auf dem Gebiet der genannten vier Gemeinden – randlich kommen kleinere Teile der Stadt Ottweiler und der Gemeinden Tholey, Schiffweiler und Quierschied hinzu. Das ist das Projektgebiet mit einer Fläche von ca. 120 km². Das weitaus enger definierte Kerngebiet umfasst die Bachläufe selbst mit einer Gesamtlänge von 146 km und die angrenzenden Auen mit einer Gesamtgröße von 1060 ha.

Am Anfang gab es viele Skeptiker: Sollten die hochgesteckten Ziele des Naturschutzes in einem so relativ dicht besiedelten Raum zu erreichen sein? Immerhin: Große Teile der Bachläufe liegen innerhalb bebauter Ortslagen! Welche Konflikte mit Landwirten, Jägern, Fischern und Besitzern von Wochenendhäusern waren zu erwarten? Sollte die viel beschworene Vereinbarkeit von Ökonomie und Ökologie tatsächlich wahr werden? Die Initiatoren, bestärkt durch ein hohes Maß an Zustimmung durch den ehrenamtlichen Naturschutz, ließen sich durch diese Bedenken nicht den Mut abkaufen. Bund und Land erklärten sich bereit, das Projekt über einen Zeitraum von 15 Jahren mit Kostenanteilen von 75 bzw. 15 Prozent zu fördern; die übrigen zehn Prozent wurden von den Zweckverbandsgemeinden finanziert.



Ein seit 2008 installiertes Pumpwerk leitet einen Teil der Tholeyer Abwässer in die Kläranlage von Sotzweiler. Das hat auch die Situation im zuvor stark verschmutzten Alweiler Bach verbessert. Durch die Entwicklung naturnaher Ufersäume mit Beschattung und Totholz wurde die Selbstreinigungskraft der Gewässer zusätzlich gesteigert.

Wiederherstellung der Durchgängigkeit des Gewässersystems.

Fast alle Bewohner von Bächen wollen regelmäßig stromaufwärts wandern, z. B. weil sie bei Hochwasser abwärts getrieben wurden, oder weil sie versuchen, die gewohnten Plätze zur Fortpflanzung oder Überwinterung zu erreichen. Von Menschenhand geschaffene Hindernisse machen aber das Hochwandern oft schwierig bis unmöglich. Daher wurden Wehre in der Ill und der Merch beseitigt, ebenso mehrere Verrohrungen, und Teiche so verlegt, dass sie abseits des Hauptstroms der Bäche liegen.

Förderung der Eigendynamik der Bäche.

Natürliche Fließgewässer verlegen häufig ihren Lauf und folgen nicht einer schnurgeraden Bahn. Also wurden frühere Begradigungen rückgängig gemacht. Baumstämme, die im Bachbett eingebracht wurden, führten zur Bildung von Mäandern. Dadurch wurden das Gefälle und die Fließgeschwindigkeit reduziert. Eine naturnahe und

Links: Baum mit Nagespuren eines Bibers.

Oben: Der europäische Biber (*Castor fiber*).

Was wollte man erreichen – und wie?

Verbesserung der Wasserqualität auf Stufe I-II (gering belastet) in den Oberläufen bzw. Stufe II (mäßig belastet) im Unterlauf der Ill.

In Wustweiler, Dirmingen und Bubach wurden die



Der sichtbare Teil eines Biberbaus.

abwechslungsreiche Uferlandschaft entstand aufs Neue.

Der naturnahe Verlauf der Bäche bringt auch einen höheren Grundwasserstand in den Auen, die größere Mengen von Hochwasser zurückhalten können.

Extensivierung der Landwirtschaft

Ackerland wurde in Grünland umgewandelt, die Düngung stark reduziert, die Wiesen erst nach dem 15. Juni gemäht, sodass Blütenpflanzen ihre



Früchte ausbilden und damit langsam immer häufiger werden. Am Ende soll ein ökologisch wertvolles buntes Mosaik entstehen aus naturnahem Wald, extensiv genutztem Grünland und Sukzessionsflächen – also Flächen, die sich ohne menschliche Einwirkung natürlich fortentwickeln.

Wer hat von alledem profitiert? Es sind insbesondere die typischen Auenbewohner unter den Pflanzen und Tieren wie Libellen, strömungsliebende Fische, Amphibien und Wasseramseln. Sie haben innerhalb weniger Jahre ihre Bestände vergrößert und sich wie erwartet auch in die sanierten Bereiche ausgebreitet, wo sie vorher nicht bzw. nicht mehr vorgekommen waren.

Nicht zuletzt ist dies als ein Beitrag zum Erhalt des »Naturerbes der Bundesrepublik Deutschland« zu verstehen.

Eine Maßnahme hat in der Öffentlichkeit das größte Aufsehen erregt und ganz wesentlich zur Popularität des gesamten Projektes beigetragen: die Wiederansiedlung des Bibers. Im Jahre 1994 setzte der Naturschutzbund (NABU) Saarland die ersten fünf Elbebiber im Illtal aus, bis zum Jahr 2000 waren es insgesamt 23. Bis Ende 2008 wuchs die Population im Projektgebiet auf schätzungsweise ca. 60 an. Dabei ist zu berücksichtigen, dass viele Tiere aus dem Nachwuchs das Gebiet inzwischen verlassen haben und sich an anderen Gewässern in der Umgebung niedergelassen haben: Auch an Blies, Saar, Prims und Nied sind inzwischen Biber heimisch. Der hohe Rang der Maßnahme in der öffentlichen Wahrnehmung ist deutlich: Berschweiler zeigt einen Biber im Ortsschild und hat einen Premiumwanderweg namens Biberpfad angelegt. Es gibt auch eine Biber-Radtour rund um Illingen. Die Chance, tatsächlich Biber zu sehen, ist allerdings für die meisten Radler und Wanderer gering, denn die Tiere sind dämmerungs- und nachtaktiv. Sehr viel eher kann man die Spuren ihrer Tätigkeit sehen wie Baumstümpfe mit den charakteristischen Nagespuren und Dämme. Die Biberdämme tragen zur Erhöhung des Wasserstandes und damit zur Renaturierung der Auen bei. Das Berschweiler Schullandheim ist inzwischen gleichzeitig Sitz des Zweckverbandes und wurde Biberburg getauft. Es dient als Naturerlebniszentrum; ökopädago-



gische Projekte sollen das in den Bachauen zu bewahrende Naturerbe möglichst vielen Menschen nahebringen.

Die Erfolge des Biber-Projektes ermutigten verschiedene Gruppen, ab 2006 auch Nerze anzusiedeln – zum ersten Mal auf dem europäischen Festland. Daher kommt dem Versuch eine besondere Bedeutung zu.

Nach 14 Jahren Laufzeit wurde die Förderung durch den Bund im Jahre 2005 beendet. Die Gemeinden des Zweckverbandes beschlossen aber, auch danach systematisch an der Verbesserung des Naturschutzes und der Weiterentwicklung der gesamten »Region Illtal« zu arbeiten.

Im Juni 2010 wurde ein neues attraktives Angebot präsentiert, an dem der Zweckverband und der NABU entscheidenden Anteil hatten: der Erlebniswanderweg »Rund ums liebe Vieh«. Der thematische Schwerpunkt ist hier ein anderer als bei dem zuvor erwähnten »Biberpfad«. Der neue Weg nutzt die hohe Dichte an Nutztieren auf den Höfen im Illtal und bietet eine interessante Route für die ganze Familie. Viele Tafeln informieren insbesondere über die Landwirtschaft. Die in der ehemaligen Hirzweiler Schule geschaffene Schaukäserei ist ein Höhepunkt der Tour.



Der Autor dieses Beitrags, Dipl.-Geogr. Ulrich Heintz, hatte als Projektleiter des Zweckverbandes Illrenaturierung und als Vorsitzender des NABU-Landesverbandes entscheidenden Anteil an den vorgestellten Maßnahmen.

Überschwemmungsfläche.



Zwei Briefe aus Amerika

Von Roland Geiger

Am 22. Januar 1859 erscheint die Ackersfrau Magdalena Hinsberger im Büro des St. Wendeler Notars Johann Keller, um eine Reihe von Acker- und Wiesenparzellen auf Urexweiler Bann versteigern zu lassen. Frau Hinsberger ist Witwe, ihr Ehemann Peter Hinsberger starb schon vor 15 Jahren. Aus der Ehe, geschlossen im Jahre 1815 in Urexweiler, waren neun Kinder hervorgegangen, von denen nur zwei im Kindesalter gestorben sind. »Nur« mag sich in diesem Zusammenhang makaber anhören, aber für die damalige Zeit war eine höhere Sterblichkeitsrate bei einer großen Kinderzahl eher die Regel als die Ausnahme.

Ihre Familiendaten finden wir im zweiten Teil des Familienbuchs Urexweiler, Band 2 (FBU2), im Eintrag H70:

Peter Hinsberger

* 19. November 1787 in Urexweiler

† 19. März 1843 in Urexweiler

Sohn von Johann Hinsberger und Anna Katharina Klein

⊞ 28. Januar 1815 in Urexweiler

Magdalena Dörrenbächer

* 4. März 1793 in Urexweiler

† 2. Juli 1866 in Urexweiler

Tochter von Peter Dörrenbächer und Elisabeth Brehm

Ihre Kinder sind alle in Urexweiler geboren:

Margarethe Hinsberger * 15. November 1815

Maria Katharina Hinsberger * 23. Dezember 1817

⊞ Nikolaus Brill

Magdalena Hinsberger * 12. November 1819

⊞ Johann Mohr

Margarethe Hinsberger * 23. August 1821

Anna Maria Hinsberger * 4. Mai 1823

⊞ Johann Recktenwald

Barbara Hinsberger * 23. Juni 1825

⊞ Jakob Recktenwald

Johann Hinsberger * 24. September 1827

⊞ Katharina Recktenwald

Johann Adam Hinsberger * 21. Oktober 1831

† 10. Mai 1840

Peter Hinsberger * 13. Mai 1834

Die beiden Söhne Johann und Peter sind nach Amerika ausgewandert. Johann reiste mit seiner Ehefrau Katharina Recktenwald auf dem Segelschiff »Howard« aus dem französischen Hafen LeHavre nach New York City, New York, wo sie am 21. April 1854 anlangten. Niedergelassen haben sie sich in Hampton im Rock Island County im amerikanischen Bundesstaat Illinois, zu dem auch die heutige Millionenstadt Chicago gehört.

Die Tabelle auf der rechten Seite gibt Auskunft, dass unter den 259 Passagieren an Bord der Howard noch andere Leute aus Urexweiler gewesen sind, wie sich an manchen Namen unschwer erkennen lässt.

Eigenartigerweise findet sich Johanns jüngerer Bruder Peter Hinsberger nicht auf dieser Schiffsliste (und bisher auf keiner anderen, die ich durchgesehen habe).

Magdalena Hinsberger hörte nach der Auswanderung einige Zeit nichts von ihren Söhnen, bis sich nach ein, zwei Jahren ihr jüngster Sohn Peter plötzlich gemeldet hatte. Danach sind

Name	Vorname	Geburtsjahr	Familienbuch Urexweiler (FBU2)	
Fuchs	Johann	1828	F45.1	
Hinsberger	Andreas	1819	H76.2	
Hinsberger	Johann	1811	H144	mit Ehefrau und 8 Kindern
Stark	Magdalena	1813		
Hinsberger	Michael	1802	H71	
Hinsberger	Michael Jr.	1838	H71	Michels Sohn
Kessler	Peter	1818	K20	mit Ehefrau und 5 Kindern
Recktenwald	Barbara	1822	R70.2	
Recktenwald	Katharina	1828	R70.5	
Recktenwald	Anna	1832	R70.7?	Katharinas Schwester
Recktenwald	Nikolaus	1825	R100	
Recktenwald	Andreas	1828	R100	Nikolaus' Bruder
Schnur	Jakob	1825	S132.3	
Spinnenweber	Magdalena	1826	S287.1	

einige Briefe hin- und hergegangen. Es wurden Nachrichten ausgetauscht, Grüße übermittelt, nach Verwandten gefragt, was man halt eben so schreibt. Magdalena fragte dann auch, was sie mit den Grundstücken machen sollte, die aus dem Erbe ihres verstorbenen Ehemannes an die Kinder gefallen waren. Da sie sie selbst nicht bewirtschaften konnte, hat sie das Land auf zwei oder drei Jahre verpachten lassen, aber eine endgültige Lösung war das natürlich auch nicht. Magdalena war schon Mitte sechzig und ... man würde ja schließlich nicht jünger. Im Sommer 1858 erhielt sie erneut Post aus Amerika. Zwei Briefe lagen in dem Umschlag. Einer war wieder von Peter, und wieder ging es darum, sein Land zu verkaufen. Also wandte sie sich an den Notar Keller in St. Wendel, der die nötigen Vorbereitungen traf, um am 22. Januar 1859 das Land versteigern zu lassen.

Beiden Briefen merkt man an, dass ihre Verfasser keine geübten Briefschreiber sind. Doch lassen Sie sich bei der Lektüre nicht täuschen – ihre Schrift ist grausam, Rechtschreibung praktisch nicht vorhanden, sie vermischen *Exweller Platt* mit ein wenig Englisch, und ihr Schreibstil ist chaotisch; ich habe deshalb bei der Transkription die Zeichensetzung und die Groß- und Kleinschreibung der Wörter belassen (Ergänzungen habe ich in eckige Klammern gesetzt). Peter beschränkt sich auf die Verkäufe und die Beantwortung vorangegangener Briefe aus Deutschland.

Peters Brief im originalen Wortlaut:

»Hampton den 17. August 1858

Liebe Mutter

Ich kan nicht unt[er]lasen an eu[ch] zu schreiben und mus euch zu wiesen thun das wirs noch friesch und gesund sein so wie wier hofen werde das euch unser schreiben bei eben so guter gesunheit antrift. Gott sei Danck so wie es uns verlasen hatt,

Liebe Mutter Ich habe euhere Briefe richtich erhalten die ihr und der Nickulaus Klein Geschreiben haben und habe darin gesehen das ihr mein Land auf die Weier habt versteicheren lasen nehmlich auf zwei und drei Jahr wen also ales im reinen so täte Ich wünschsen das ihr meine vermöhen vür Erb und euchen tät versteiheren lasen und mir nach Amehrika Schicken ich breichte es gelt sehr nothwentic ich bin zu frieten wie ihr es vekaufft, Mitt dem Jetich das weis ich seilbs nicht wie ich es machen sol wen ihr keine Gelechenheit habt so vür das Bett zu Schiecken so könt ihr ales verkaufen ihr schreibt uns auch von der Scheuer die können sie verkaufen wie sie wulen wier sein zu früten wier wohlen nichts als unser antheil wen ihr also wolt unn künt so brind nun die Sache in Ordnunch, Ich wiel euch auch schreiben, wo unser Veter Johann sich aufhelt, er ist bei Schikajo und hat sich 80 Muhrgen Landt gerennt da bezahlt ein nur vom Murgen 1 Thaler und da kann er gut darbei ausmachen seine Tochter Mari hat den Jakob Schnur Geheiratet nämlich den Schneider. Ich hab euch scho zwei mal geschrieben ob ihr keine Atresse könt bekömen von dem Jakob M. Schmit vo Stennweiler ich kann ime hier gar

nicht ausfinden, den ich habe mein Geld noch nicht von ihm, Userer Veter Antreas der viel auch wies wo sein Sohn Johann sich aufhalten tät er ist in Schikajo und ist verheirat mit der Barbara Reis, nehmelich mitt dem Bohnters Hanelen seiner greste Tochter er hat ein Haus und zwei Ferde zum Fahren, Wie es mit dem Johan Recktenwald seinen Kinderen stet das können wir nicht schreiben den wir haben nichts mehr von ihm gehört seit vuhriches Jahr, der Nicolaus Klein hat mir auch geschrieben das er Vuriches Jahr geheiratet hat, ich wünsche im viel Glück darzu, Und der Franz derenbächer auch ich glaube das euch kerels das kobkisen nicht mehr geleben hat aber Verzeiet mir ich wierde es auch thun aber hier sien sie nicht so leicht zu bekommen ihr mist die Hälfst Määcher nach America Schicken so werde ich vielleicht auch eine bekomen, Ich habe gehört das der Nicolaus Befel Nachtswechter were über die Mahgreta Kles der Nicolaus Klein hat mir auch geschrieb das der Filib Morchental noch am Leben sei das wierde euch in Urexweiler viel werd sein, Auch der Peter Schäfer ist noch Ledich er wierd wohl in das Kloster gehen ich glaube er mus bald nach Sulzbach an den Platt bei die Alten, las dich nicht verträusen ich gebe bald dein Partener so were ich mitt dier gehen. Ich grüse euch ale Peter Hinsberger besonders viel ich noch bemerk wen ir das geld von meiner Sach habd so sold ihr den Mohre ihrer Mutter 15. Thaler geben.«

Eine Übertragung in moderneres Deutsch trägt sehr zum Verständnis bei. Die [Anmerkungen in eckigen Klammern] habe ich hinzugefügt:

»Hampton den 17. August 1858

Liebe Mutter,

Ich schreibe schon wieder. Ich will euch sagen, dass wir noch frisch und gesund sind, wie ihr hoffentlich auch und dass euch unser Schreiben bei guter Gesundheit antrifft. Gott sei Dank – so wie es uns verlassen hat.

Liebe Mutter, ich habe eure Briefe richtig erhalten, die ihr und der Nikolaus Klein geschrieben habt, und daraus ersehen, dass ihr mein Land im Weiher

habt versteigern lassen, nämlich auf zwei und drei Jahre, wenn das alles so klappt.

[Hier liegt keine Versteigerung, sondern eine Verpachtung auf Zeit vor. »Weiher« ist eine Flurbezeichnung auf Urexweiler Bann in Flur 7]

Ich hätte gern, dass ihr mein Vermögen für erb und eigen versteigern lasst und mir [das Geld] nach Amerika schicken würdet, ich brauche das Geld sehr notwendig. Ich werde mich mit dem Erlös zufriedengeben, den ihr erzielt.

[Meist wandte man sich an eine internationale Bank, die gegen einen Abschlag das Geld überbrachte. Seltener setzte man einen Boten ein, z. B. einen anderen Auswanderer]

Mit den Tüchern, das weiß ich selbst noch nicht, wie ich es machen soll. Wenn ihr keine Möglichkeit habt, sie hierher zu schicken, damit wir sie als Bettzeug benutzen können, dann könnt ihr alles verkaufen. Ich schreibt uns auch von der Scheune, die könnt ihr verkaufen, wie ihr möchtet; wir werden zufrieden sein, wir wollen nichts als nur unseren Anteil. Wenn ihr also wollt und könnt, bringt die Sache bitte in Ordnung.

Ich will euch auch schreiben, wo sich unser Vetter Johann aufhält. Er wohnt nahe Chicago und hat 80 Morgen Land gepachtet, er bezahlt pro Morgen nur 1 Thaler, das kriegt er gut hin. Seine Tochter Maria hat Jakob Schnur geheiratet, ihr wisst schon: den Schneider.

[Johann Hinsberger, Ehemann von Magdalena Stark, die 1854 mit auf der Howard auswanderten; ihre Tochter Anna Maria, * 1837, ♂ in Illinois Jakob Schnur, * 1834, Sohn von Jakob Schnur und Katharina Dell, FBU2 5132; im Original schreibt er: »hat sich 80 Muhrgen Landt gerennt« = gepachtet, vom engl. »to rent«.

Jakob Schnur, * 29. Januar 1834 Urexweiler, Sohn von Jakob Schnur und Katharina Dell, (FBU2 5132, 5. Kind). Der Schneider wohnt 1900 mit seiner deutschen Ehefrau Anna Maria in Chicago, Illinois]

Ich habe euch schon zweimal gefragt, ob nicht die Anschrift von Jakob M. Schmit aus Stennweiler besorgen könnt. Ich finde ihn nicht, und ich habe mein Geld noch nicht von ihm.

Mein Vetter Andreas möchte wissen, wo sich sein Sohn Johann aufhält. Nun, er wohnt in Chicago und hat Barbara Reis geheiratet, dem Bohnters Haneben seine älteste Tochter. Er hat ein Haus und zwei Pferde zum Anspannen [vor Kutsche und Pflug].

[Andreas Hinsberger, * 1806, Ehemann von Katharina Hinsberger, * 1812. Ihr Sohn Johann, * 1829, ♂ in Amerika Barbara Reis, * 1818, Tochter von Johann Peter Reis, genannt »Bohnters Hanelen«, * 1789, und Barbara Kessler, * 1782. Letzterer (FBU2 R184) wohnt 1860 mit Ehefrau Elisabeth und 7 Kindern in Chicago, Illinois]

Was mit den Kindern von Johann Recktenwald los ist, wissen wir nicht, denn wir haben seit vergangem Jahr nichts mehr von ihnen gehört.

[Die Kinder von Johann Recktenwald, * 1785, und Margaretha Hinsberger, * 1789, (FBU2 R52) namens Johann, Margaretha und Anna Maria haben sich im Bundesstaat New York niedergelassen]

Der Nicolaus Klein hat mir auch geschrieben, daß er im vergangenen Jahr geheiratet hat; ich wünsche ihm viel Glück zu seiner Heirat.

[Nikolaus Klein, * 1832, ♂ 1857 Barbara Meiser, * 1835 aus Uchtelfangen, FBU2 K105]

Und der Franz Dörrenbächer.

[Franz Jakob Dörrenbächer, * 1834, ♂ 1857 Katharina Holzer, * 1835, FBU2 D69]

Auch ich glaube, dass euch Kerlen das Kopfkissen nicht mehr gefallen hat

[»das kobkisen nicht mehr geleben hat« – ein leicht anzüglicher Hinweis, dass jetzt ein weiterer Kopf auf dem Kopfkissen ruhen wird?]

Aber verzeiht mir, ich würde es auch tun, aber hier sind sie nicht so leicht zu bekommen. Ihr müsstet zur Hälfte Mädchen nach Amerika schicken, dann werde ich vielleicht auch eine bekommen.

Ich habe gehört, daß der Nicolaus Befel Nachtswechter were über die Mahgreta Kles.

[Nicolaus Befel ist vermutlich der Schneider Nikolaus Böffel, * 1834 in Urexweiler (FBU2 B100), er heiratet 1868 Katharina Kuhn. Margarethe Kles ist vermutlich die Ehefrau von Johann Klees, eine geborene Schnur (FBU2 K144)]

Der Nikolaus Klein hat mir auch geschrieben, dass der Philipp Morgenthal noch am Leben ist; das wird euch in Urexweiler viel wert sein.

[Georg Philipp Morgenthal, * 30. Januar 1794, † 16. Juli 1865, FBU1 M49]

Auch der Peter Schäfer ist noch ledig, er wird wohl bald ins Kloster gehen. Ich glaube, er muss bald nach Sulzbach an den Platt bei die Alten. Lass dich nicht verdrießen; ich werde bald dein Partner sein, dann gehen wir zusammen dorthin.

[Peter Schäfer, * 1829, ♂ 1862 Katharina Riehm aus Dirmingen, FBU2 S12. Sulzbach und Platt sind zwei benachbarte Flurbezeich-

nungen auf Urexweiler Bann in Flur 8 und 9, durchflossen vom namensgebenden Sulzbach. Offen bleibt, wer die »Alten« sind. Ggf. war das früher eine Redensart (siehe Heimatbuch »750 Jahre Urexweiler«, Seite 284)]

Ich grüße Euch alle Peter Hinsberger

PS: Wenn ihr das Geld von meiner Sache habt, dann gebt bitte der Mohr ihrer Mutter 15 Thaler davon.«

Der zweite Brief stammt von Magdalenas ältesten Sohn Johann, der in den letzten Tagen vor der Abreise die sechs Jahre jüngere Katharina Recktenwald aus Urexweiler heiratete.

Es scheint sein erster Kontakt mit seiner Mutter seit der Auswanderung zu sein, wenn auch nicht der erste mit der alten Heimat überhaupt. 1857 hat er zusammen mit seiner Ehefrau Katharina Recktenwald eine Vollmacht an den Ackerer Andreas Recktenwald in Urexweiler geschickt, um ihren Anteil am elterlichen Wohnhaus an ihren Vater Peter Recktenwald zu verkaufen. Dieser Akt geschah am 9. Januar 1858 bei Notar Keller:

Andreas Recktenwald, Ackerer in Urexweiler, als Bevollmächtigter der Katharina Recktenwald, Tochter des Peter Recktenwald und der schon längst verstorbenen Elisabetha Meiser, und deren Ehemann Johann Hinsberger, Ackerer in Hampton, Rock Island, Illinois, verkaufen für 160 Thaler an Peter Recktenwald, First genannt, Ackerer daselbst, zum Zwecke der Theilung und Konsolidation

1. 1/8 des Wohnhauses in Urexweiler im Oberdorf neben der Gemeinde und Johann Schnur, Flur 10 Nr. 491.
2. 1/4 vom dem daselbst gelegenen Garten, Flur 10 Nr. 485
3. ihren Anteil an einer Wiese am unteren Hammerborn neben dem Weg und Johann Weisenbach

Sie hat die Anteile von ihrer Mutter Elisabeth Meiser geerbt. Der rechtliche Übergang ist bereits erfolgt, d. h. ihr Vater hat den erworbenen Anteil bereits im Besitz.

(Quelle: Landesarchiv Saarbrücken, Notariat St. Wendel, Notar Keller, Akt Nr. 4308 vom 09.01.1858)

Liebe Mutter, uns ist es gut ergangen in diesen vier Jahren und sechs Monaten, seit wir aus unserer Heimat fort und in die weite, weite Welt gezogen sind, sodass wir uns nicht wiedersehen werden bis am jüngsten Tag bei der Auferstehung. Aber sorgt Euch nicht um uns – wenn uns der liebe Gott unsere Gesundheit lässt, dann geht es uns recht gut.

Liebe Mutter, dieses Jahr haben wir schlechte Zeiten hier in Amerika; es hat während des ganzen Sommers fast nur geregnet, aber jetzt haben wir ziemlich gutes Wetter, und deshalb haben wir dieses Jahr schlechte Zeiten. Das meiste Geld, das hierzulande gilt, ist aus Papier, und das ist dieses Jahr meistens nicht viel wert, denn bei uns hier funktioniert das mit dem Geld anders als bei Euch.

Hierzulande tun sich zwei oder drei reiche Männer zusammen und gründen eine Bank, die etwa 100.000 [Dollar] an Vermögen hat. Dann drucken sie Papiergeld und zwar mehr, als sie an Vermögen haben, und dann hauen sie einfach ab. Wenn dann ein Mann noch etwas von diesem Papiergeld hat, dann ist ihm das Geld verloren. So geht es oft hier in diesem Jahr. Deshalb laufen die Geschäfte auch nicht so gut, und es ist alles ziemlich billig. 100 Pfund Mehl kosten zwei Dollar, Kartoffeln 15 Cent, ein Dutzend Eier 5 Cent. So hängt eins von dem anderen ab. Der Mann, der voriges Jahr zwei Dollar verdient hat, bekommt dieses Jahr nur einen; alles hat nur noch den halben Preis wie sonst. Der Weizen ist dieses Jahr fast gar nichts wert, mit dem Hafer geht es eben so; mit den Kartoffeln läuft es ziemlich gut.

Ich will Euch auch erzählen, dass man einen Telegrafanten gebaut hat, von hier, wo ich wohne, bis nach Irland über Land und Wasser. [Eine Nachricht] dauert 4 Stunden bis nach England und 4 Stunden bis zu uns. Was sie mittags um 12 Uhr wegschicken, haben wir hier morgens um acht Uhr: wir haben es 4 Stunden, bevor sie es dort wegschicken.

Das werdet Ihr mir vielleicht nicht glauben, aber es ist tatsächlich so: wenn wir morgens 8 Uhr haben, dann ist es bei Euch mittags 12 Uhr, denn von mir bis zu Euch macht es 7 Stunden aus. Wenn wir mor-

gens 6 Uhr haben, dann ist es bei Euch Mittags 1 Uhr. Von hier bis nach Neuweiler [?] sind es 1800 Meilen.

[Das erste funktionierende Tiefseekabel wurde im Sommer 1858 durch die »Atlantic Telegraph Co.« verlegt. Die Verlegearbeiten über den Grund des Atlantiks – eine Strecke von 4500 Kilometern – von Irland nach Neufundland begannen am 17. Juli. Am 5. August war die Verbindung hergestellt. Am 16. August wurde das Tiefseekabel in Betrieb genommen, in dem die britische Königin Viktoria und der amerikanische Präsident James Buchanan Glückwunschtelegramme austauschten. Gleich zu Beginn bemerkte man, dass die Euphorie fehl am Platz war, denn die Übertragung der 103 Worte der Königin dauerte volle 16 Stunden. Im September – keinen Monat später – versagte das Kabel endgültig, vermutlich weil die Ummantelung beim Verlegen beschädigt worden und das Kabel dem Meerwasser ausgesetzt war. Die erste langfristige Verbindung zwischen Europa und Amerika konnte erst 1866 hergestellt werden. Quelle: wikipedia. Leider lässt sich der Ortsname nicht identifizieren. Wenn die 1800 Meilen Deutsche Meilen Rheinländer Maß sind, beträgt die Distanz = 4,11 km x 1800 = 7398 km. Die Entfernung per Luftlinie zwischen Urexweiler und Hampton, IL, beträgt 7107 km. Das könnte hinkommen]

Liebe Mutter, ich will Euch auch schreiben, was ich für ein Fuhrwesen habe. Ich habe zwei Maulesen und zwei Fuchse – von denen ist einer wie der andere, sie sind so schwer wie die Fuchse meines Schwiegervaters, als wir damals losgezogen sind, aber noch mal so stark. Sie haben mich 350 Dollar gekostet.

Ich schließe damit und wünsche Euch, liebe Mutter, noch ein schönes Leben; ich grüße Euch alle, Schwestern und Schwager, Eure Kinder und alle Freunde. Schreibt mir doch, wie es meiner Schwägerin Aml geht.

Einen Gruß an meinen Paten, den Gebelheins, und seine Familie. Von unserem Vetter Michel habe ich nichts gehört.

[»Vetter Michel« ist Michael Hinsberger, geb. 1838, der mit seinem Vater Michel senior auf der Howard auswanderte (FBU2 F71). Michel senior stirbt im Oktober 1880 in Buffalo Grove, Cook County, Illinois; über seinen Sohn liegen keine Informationen vor]

Es grüßen meine beiden Kinder Magdalena und Johann, besonders ihre alte Großmutter. Es grüßt Euch meine Frau Katharina.

Johann Hinsberger
Katarina Rectenwald
Peter Hinsberger

Einen Gruß an Katharina Mohr, halte Deine alte Großmutter in Ehren.

[Katharina Mohr, geb. 1843, Tochter von Johann Mohr und Magdalena Hinsberger, einer von Johanns Schwestern (FBU2 M123); damit ist die »alte Großmutter« Johanns Mutter Magdalena]

Dann will ich Euch noch wissen lassen, dass Wilhelm Mohr eine Tochter bekommen hat. Sie ist jetzt drei Wochen alt und läßt Euch alle grüßen.«

[Der einzige Wilhelm Mohr, den ich finden kann (FBU2 M126), ist 1834 nach Amerika ausgewandert und hat sich in Ohio niedergelassen; 1858 war er schon 68, seine Frau Elisabeth auch schon 61 ...]

Johann Hinsberger

* 24. September 1827 in Urexweiler
† 1870–1900 in Hampton, Rock Island, Illinois
☉ 22. April 1854 in Urexweiler
Katharina Recktenwald
* 27. September 1833 in Urexweiler
† 1910 in Hampton, Rock Island, Illinois.

Ihre Kinder werden alle in Hampton, Rock Island, Illinois geboren:

Ellen M. Hinsberger	* 1854
☉ Sam Burgett,	
John Hinsberger	* 1856
Katharina Hinsberger	* 1859
Barbara Hinsberger	* 1863
Paul Henschberger	* 4.1868
☉ Anna Tewert aus Iowa.	
Peter Hinsberger	* 1868
☉ Annie aus Iowa (Eltern aus Holland)	
John Hinsberger	* 1869
Mary Henschberger	* 3.1873
☉ Robert Vick aus England	
Minnie A. Hinsberger	* 1876

Peter hat schließlich doch noch eine Frau gefunden, kein Jahr nach seinem Brief:

Peter Hinsberger

* 13. Mai 1834 in Urexweiler
† 21. April 1889 in Geneseo, Henry County, Illinois
☉ 24. Mai 1859 in St. Mary Church, Hampton County, Illinois
Maria Dietz
* 27. Mai 1839 in Hessen-Darmstadt
+ 17. Juni 1934 in Geneseo, Henry County, Illinois

Ihre Kinder werden in Geneseo geboren und sterben dort:

Mary Hinsberger	* 1861	† 21. Oktober 1880
Lydia Hinsberger	* 1864	† 4. März 1886
John Hinsberger	* 1868	† 21. März 1904

Die Grabsteine auf dem Oakwood Cemetery in Geneseo tragen den Nachnamen »Henspire«.

Die Mutter der beiden Brüder hatte mittlerweile mit dem Notar Keller alles klar gemacht. Neun Grundstücke auf Urexweiler Bann wurden im Januar 1859 öffentlich zur Versteigerung angeboten und fanden alle einen neuen Besitzer:

1. Flur 3 Nr. 211, 150 Ruthen, Ackerland auf'm Linien	54 Thaler
2. Flur 9 Nr. 274, Wiese am Schalksberg	41 Thaler
3. Flur 13 Nr. 59, Acker auf dem Feldchen	56 Thaler
4. Flur 14 Nr. 179, Acker am Schwarzwald	44 Thaler
5. Flur 15 Nr. 217, Acker unter der Hammersbergheck	80 Thaler
6. Flur 19 Nr. 151, Acker auf Düstern	30 Thaler
7. Flur 9 Nr. 396/316, Wiese am Schalksberg	50 Thaler
8. Wiese am Schalksberg	40 Thaler
9. Flur 10 Nr. 565/233, Wiese im Brühl	70 Thaler

Der Gesamterlös beträgt 465 Thaler. Eine stattliche Summe. Gehen wir davon aus, daß sich Peter sehr darüber gefreut hat, als das Geld bei ihm drüben in Amerika angekommen ist.

Eine vortreffliche Quelle für die Familienforschung in den USA sind die alle zehn Jahre vorgenommenen Volkszählungen, »Census« genannt. Sie finden in den gesamten USA statt und sind seit 1790 fast vollständig erhalten (bis auf die von 1890, die zum größten Teil verbrannt ist). Eine amerikanische Firma namens Ancestry (»www.ancestry.com«) hat alle Census-Unterlagen gescannt und verschriftet und bietet sie gegen Entgelt im Internet an. Dort konnte ich die Brüder Hinsberger ausfindig machen, obwohl sie in den USA nicht mehr »Hinsberger« hießen. Denn im Englischen weichen bei diesem Namen die Schreibweise und die Aussprache deutlich voneinander ab. Bei Johann und seinen Nachkommen wurde »Henschberger« daraus, bei Peter gar »Hansbier« (1870), »Handspin« (1880), dann setzt eine rückläufige Tendenz in Richtung der ursprünglichen deutschen Variante ein: »Hinsbeyer« (1900), »Hinsberger« (1910), »Hensberger« (1920) und »Hinsberger« (1930). Leider hat Peter das nicht mehr erlebt – er starb zwischen 1880 und 1900.

Mein herzlicher Dank für die Hilfe beim Verfassen dieses Artikels gilt Deborah Zaragoza aus New York City, New York, Dr. Margarethe Stitz aus St. Wendel und Dr. Werner Morgenthal aus Urexweiler.

Häi kemmsch dòu aach hin

Von Erich Thomas,
nach einer Anregung von
Maria Backes-Henkes

Die Grooß hadd iwwer Daach
die Ènggeljer versòrschd.
Se hadd gefleggd, gekòchd,
hadd merr ene geschbilld,
hadd Määrschjer ne verzihld.

Nòòm Kaffi es se gang.
Dann wòòr die Modder dòò
gemäänerhand
vom Schaffe
on manschmòò ach der Vadder.

Saamschdes, sonndes on em Uurlaeb
wòòr die Grooß daehääm,
dann wòòre se fòòr sisch:
die ganz Famillisch.

Giend Òòwend
an eme Summerdaach
dòò wòòre se schbaziere gang,
die Kenner med der Modder.

Se hann se ennerwèsch gefròòd,
se wollde soo vill wesse:

»Wadd es med dèene Läire elòò?
Senn die von häi?
Wadd mache die dann häi?
Saa, wöhne die en häi dèem Hòus?«

Em Rollschdouhl harr e Fraaeu gehuggd –
ganz glään –
on off der Bangg graad wiisawii
dräi alde Fraaeue on e Mann.
Die hann nuur äänfach dòò gehuggd
on näischd geschwädzd,
nuur vòòr sisch hingeguggd.

»Die wöhne häi.
Se senn ned all von häi.
Se senn schon ald

on kinne nemmi kòche
on sonschd ach näischd mi schaffe.
On dòòfòòr senn die häi.«

Wadd hädd se saa.e solle?

On änd nòch wolld ed Roosì wesse:
»Fòòr wadd, saa,
loue die soo dròurisch en ää Lòch?«
»Dadd err esoo,
dadd kinne dae nòch ned verschdehje hòud.
Se senn häi ned daehääm,
se senn häi friem
on fejhle sisch wahrschäinds allään!«

Dadd hòdd fòòrd eerschd gelangd,
fòòrd Roosì on de Doominnigg.

Ed wòòre Määnd vergang,
dòò es die Grooß de sèlwije Wèesch
med dèene zwaaje gang
wie schon vòòr Määnd die Modder
med de Glääne.

Ed wòòr e scheener Daach.
on vòòr der Hòusdiir off der Bangg
hann se gehuggd
wie Hejhner rischd om Särrel –
wie dòòmòòls bäi der Modder.

Dòò harr ed Roosì zou der Grooß gesaad
on offgeloud zuur Grooß:
»Häi, Ooma,
kemmsch dòu aach emòò hin,
wènn dòu mòò nemmi schaffe kanschd
on nemmi kòche, nemmi flegge.«

Die Ooma hadd droff näischd gesaad,
se hadd geschleggt nuur
on sisch säind gedaad.

»Schicke mir einen Wechsel auf Florenz.«

Zwei Briefe des deutsch-amerikanischen Porträtmalers Nicola Marschall (1829–1917)
an seinen Vater Emanuel, den Tabakfabrikanten in St. Wendel*

Briefe sind beliebte historische Dokumente, um Biografien von Personen mit Details aus deren Leben zu ergänzen. Wenn Erinnerung verblasst, sind sie oft die einzigen persönlichen Zeugnisse, die ein Mensch nach seinem Tod hinterlassen hat. Darüber hinaus spiegeln Briefe aus der Vergangenheit insbesondere die sozialen, politischen und persönlichen Verhältnisse wider, die im jeweiligen Umfeld der Person vorherrschten und sind so wichtige Quellen für die Alltagsgeschichte.

Nicola Marschall war der Sohn des wohlhabenden Tabakspinners Emanuel Marschall und seiner Frau Margarethe. Nach einer Malausbildung an der Kunstakademie Düsseldorf wanderte er 1849 im Alter von 20 Jahren nach Alabama (USA) aus.¹ Dort wollte er sich als Maler und Musiker selbst seinen Lebensunterhalt verdienen. Es gelang ihm bald, als Lehrer an einer Mädchenschule für Höhere Töchter Kunst und Musik sowie Deutsch und Französisch zu unterrichten und sich als Porträtmaler der reichen Baumwoll-Plantagenbesitzer einen guten Ruf zu erwerben.

Um sich künstlerisch in München, Florenz und Rom weiter fortzubilden, reiste er 1857 für drei Jahre nach Europa. Zu diesem Zeitpunkt war er bereits amerikanischer Staatsbürger. Er hatte sich im Oktober 1856 auf die Verfassung der USA

vereidigen lassen. Der Tod der Mutter 1856 dürfte mit ein Grund für die Europareise gewesen sein. In St. Wendel entstand noch vor der Fahrt nach München das Ölporträt seines Vaters Emanuel, das im Stadtmuseum hängt.

Der Brief aus München 1858 (Transkription)²:

35

Lieber Vater

Deinen Brief mit Thaler 200 habe ich heute richtig in Empfang genommen. Wenn ich noch einen Monat länger hierbleiben werde, so wird derselbe tüchtig in meine Cassa eingreifen und so beiläufig mit der Guitarre, Theeservice, Instruction etc etc so ungefähr fl. 160 daran verschlingen. Aber mit dem Rest gedenke ich genug zu haben, bis ich nach Rom oder Florenz komme. Schicke mir daher einen Wechsel von circa fr 400 [gestrichen:nach] auf Florenz oder Rom hierher. Denn da ich bis ungefähr 20. März bleiben werde, wird das sich machen lassen. – Wie steht es mit dem Tabac? Carl hat mir noch nicht geschrieben. Die Fastnacht ist jetzt hier vorbei und ich bin recht froh. Ich male sehr fleißig von 1/2 9 bis Abends fünf und profitire ziemlich; dieser letzte Monat wird sich am 18. März schliessen und ich werde denselben noch bei H. Bernhardt bleiben. Meine Gesundheit ist recht gut. Meine herzlichen Grüße an Euch alle von Eurem euch liebenden Nicola Marschall
München 24. Februar 1858

[Dorsalvermerk]1858 von Nicola Marschall München

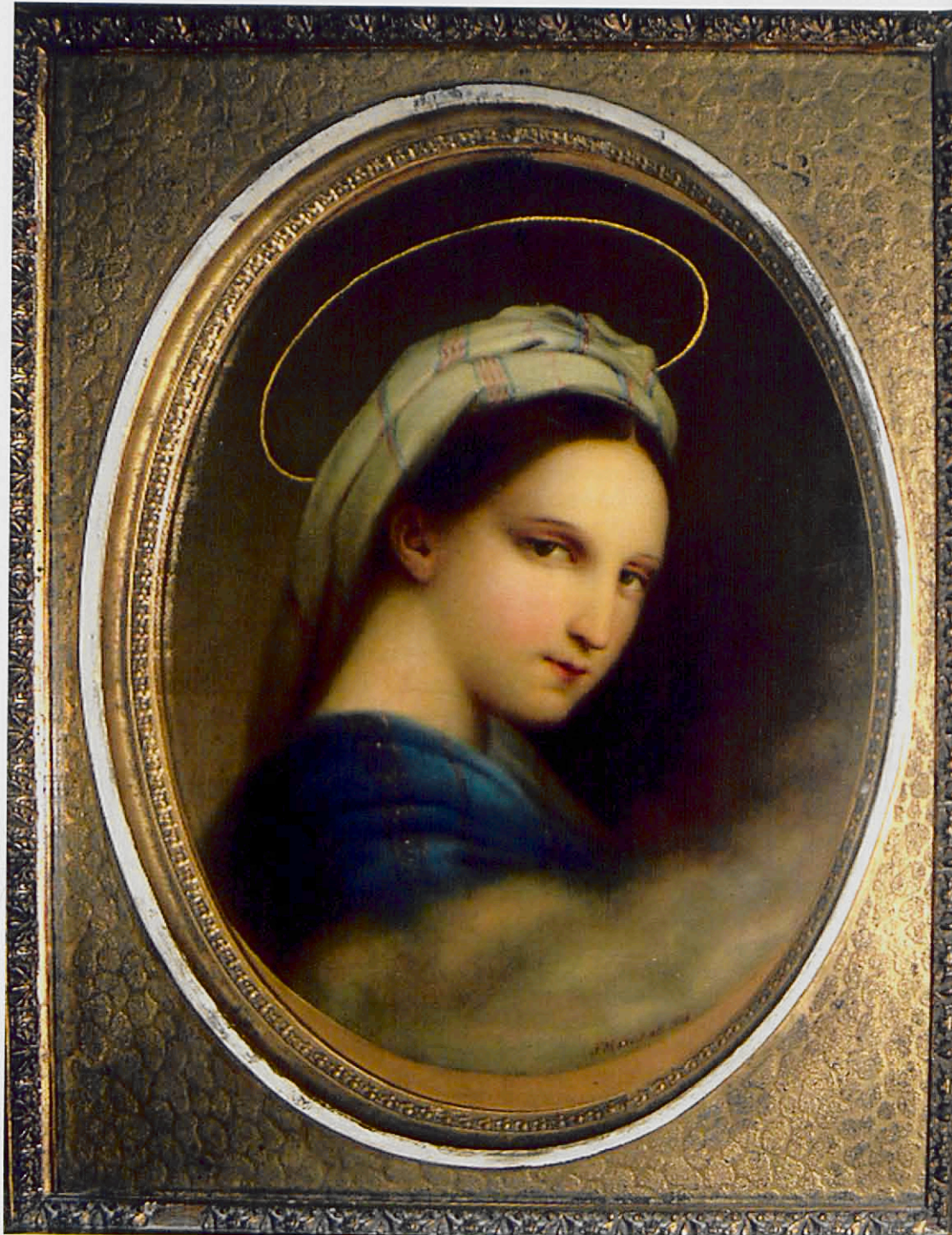
2 Für die Transkription beider Briefe danke ich Gudrun Emberger und Claudia Ulbrich, FU Berlin.

Von Wolfgang Ulbrich

* Im Stadtarchiv St. Wendel befinden sich drei Briefe Nicola Marschalls (Nachträge C8/78, Bestand: Nachlass Marschall Nr. 34–36). Den ersten kurzen Brief schrieb er noch vor der Auswanderung aus Saarbrücken. Er enthält lediglich die Mitteilung seiner Mitgliedschaft in der Saarbrücker Bürgerwehr, ist im Buch des Verfassers über Nicola M. (s. Anmerkung 2) abgedruckt und erläutert, wird hier aber nicht thematisiert.

Madonna della Sedia,
1858

Mit freundlicher Genehmigung
von Owsley Curd Costlow Jr.,
Glasgow, Kentucky
(Ur-Urenkel)



In dem Brief bestätigte Nicola den Eingang des Gelds des Vaters und erläuterte detailliert den Verwendungszweck bis zu seiner Abreise nach Italien. Für den Aufenthalt dort beanspruchte er eine weitere Geldüberweisung.³ Wir erfahren, dass der passionierte Gitarrenspieler eine neue Gitarre erstand und ein Teeservice kaufte. Über den Erwerb des Teeservice kann nur spekuliert werden. Es mag ein Auftragskauf oder gar Geschenk für seinen amerikanischen Mäzen Walker auf der Cedar Grove Plantation in Marengo County gewesen sein, da die aristokratischen Pflanzer dort mit Leidenschaft europäische Kultur nachahmten.

Des Weiteren werden seine Reiseabsichten offenbart, die ihn nach dem 20. März nach Rom und Florenz führten. Er erkundigte sich auch nach den heimischen Geschäften und seinem ältesten Bruder Carl.⁴

Der kunsthistorisch bedeutsamste und im Buch erstmalig veröffentlichte Aspekt des Briefs ist aber Marschalls Malausbildung in München in der Malschule Bernhardt, von der er schrieb, dass er intensiv arbeitete (achteinhalf Stunden am Tag) und Fortschritte machte. Es war damals gängige Praxis, dass »Malschüler« auch im Haus des Lehrers wohnten und die finanziellen Aufwendungen für die Ausbildung Kost und Logis einschlossen. Der weiter oben in der Begründung für den Geldbedarf genannte Begriff der »Instruktion« bezieht sich auf diese Aufwendungen. Dass es sich bei der Namensnennung »Bernhardt« tatsächlich um eine Malschule handelte, bestätigt ein ergänzender Hinweis aus Alabama.⁵

Josef (Joseph) Nepomuk Bernhardt (1805–1885) kam 1816 mit seinen Eltern von Amberg nach

München. Sein Vater war früh verstorben und er hatte sich jahrelang mit Klavierunterricht über Wasser gehalten. Dann widmete er sich seiner Leidenschaft, der Porträtmalerei und studierte sieben Jahre im Atelier von Hofmaler Karl Josef Stieler (1781–1858). 1837 eröffnete Bernhardt seine eigene Malerschule, die bald sehr nachgefragt war und einen ausgezeichneten Ruf genoss. Er porträtierte zahlreiche Vertreter der gehobenen Gesellschaft und des Adels, darunter Richard Wagner, König Friedrich Wilhelm IV., König Ludwig II. und Prinz Karl von Bayern. Zum Höhepunkt seiner Karriere zählte der Auftrag zum Porträt von König Maximilian II. im Krönungsornat 1858. Nicola Marschall hat dies wohl miterlebt. Interessant ist in diesem Zusammenhang, dass ein undatiertes, aber signiertes Goethe-Porträt Marschalls eindeutig nach der Vorlage des berühmten Stielerschen Goethe-Bildnisses gemalt wurde.⁶ Es kann angenommen werden, dass Marschall es 1858 in der Malschule Bernhardt als Kopie des Originals anfertigte. Das Bild – bis vor kurzem im Besitz der Nachkommen, dann aber an Freunde gegeben – wurde erst kürzlich in den USA zufällig von Bekannten des neuen Besitzers als Goethe-Porträt erkannt und nach Zusendung der Fotodatei an den Verfasser mit Bitte um Bestätigung als Stieler-Kopie identifiziert. Als Bernhardts Verdienst gilt es, »die Biedermeiermalerei seiner Zeitgenossen durch einen größeren »Naturalismus« und sattere Farben, u. a. beeinflusst durch französische Vorbilder, weiterentwickelt zu haben« (Saur 1994: 65).⁷

Dieser neue Forschungsbeleg über den Münchner Lehrer des St. Wendeler Künstlers mag Kunsthistorikern dazu dienen, Marschalls europäischen Kunsttransfer näher unter die Lupe zu nehmen.

Marschalls im Brief erwähnte Kunstreise nach Rom und Florenz hat ebenfalls Spuren in Form eines Gemäldes hinterlassen. Über den Aufenthalt in Rom gibt es keinerlei Quellen. In Florenz hingegen begab sich der gebürtige St. Wendeler

³ Im zweiten Brief, der anschließend untersucht wird, wird noch deutlicher, wie Nicola Marschall als stiller Teilhaber der väterlichen Tabakmanufaktur finanziell profitieren konnte.

⁴ Von Carl ist eine Reihe von Briefen im Archiv (Nachlass Marschall), die seine Ausbildung als Jurist betreffen; er hatte aber später (1864) wegen seiner Schulden und dem nicht abgeschlossenen Studium Streit mit dem Vater.

⁵ Erwähnung in einem Katalog zu einer Ausstellung 1884 in Louisville (Ky): Kurzbiographie Marschalls: zu Objekt 349 (Marschall's portrait of N. B. Forest (I) [Forrest]), CSA ...From 1857 to 1859 was in Europe, where he studied under Hofmaler Bernhardt, court painter at Munich. Die Quellenangabe verdankt der Autor Graham Boettcher, BIRMINGHAM MUSEUM OF ART (Al).

⁶ Freundlicherweise als Fotodatei dem Verfasser zur Verfügung gestellt vom Besitzer: Tim und Pam Utley, Louisville.

⁷ Zu Bernhardt siehe auch Hyacinth Holland (1902): Bernhardt, Joseph, die Malschulen im Umfeld der Münchner Akademie sind wenig erforscht, online.



Selbstbildnis Nicola Marschall, 1854

Mit freundlicher Genehmigung von John Marschall Evans, Colorado Springs, Colorado (Urenkel)

am 12. April 1858⁸ in den Palazzo Pitti und entwarf Skizzen von Raphaels Madonna della seggiola (sedia). Wohl im gleichen Jahr hat Marschall dann in München seine eigene Version der Madonna angefertigt. Auch entstand um diese Zeit ein Selbstporträt, das fast den gleichen Rahmen wie sein Madonna-Gemälde hat. Auf der Rückreise von Italien nach München ging es über Verona. Hier sah Nicola Marschall ein österreichisches Scharfschützen-Musikkorps in schmucken grauen Uniformen, die ihn laut eigener Angabe drei Jahre später zum Entwurf der Uniformen der Konföderierten inspirierten. Auch die österreichische Fahne mit den rot-weiß-roten Streifen war ihm wohl noch in Erinnerung, als er unmittelbar vor

⁸ Das Datum steht auf einer der beiden Skizzen.

Ausbruch des Amerikanischen Bürgerkriegs um einen Flaggenentwurf für die abtrünnigen Südstaaten gebeten wurde. Das Ergebnis, die Stars-and-Bars-Fahne mit dem blauen Feld und den sieben Sternen in der linken oberen Ecke, kann ihre Ähnlichkeit schwer leugnen.

Im Jahr 1859 reiste Nicola Marschall wieder nach Alabama zurück und setzte seine Tätigkeit als Lehrer und Porträtmaler fort. Der europäische Einfluss seiner damaligen Malkunst findet seine Bestätigung in einem Bild, das er unmittelbar nach der Reise in die Alte Welt malte: Young Girl with Cat im Besitz des Morris Museum of Art, Augusta, Georgia belegt dem dortigen Kurator zufolge eindeutig den europäischen Malstil der Zeit.⁹

Der zweite Brief, den Nicola Marschall kurz nach Ende des Amerikanischen Bürgerkriegs (1861 – 1865) am 16. November 1866 aus Alabama nach Hause schrieb, spiegelt als sozial-historisches Zeitdokument primär die Lage in den Südstaaten nach der Sklavenbefreiung wider. Kunsthistorische Erkenntnisse lassen sich hier nicht ableiten.

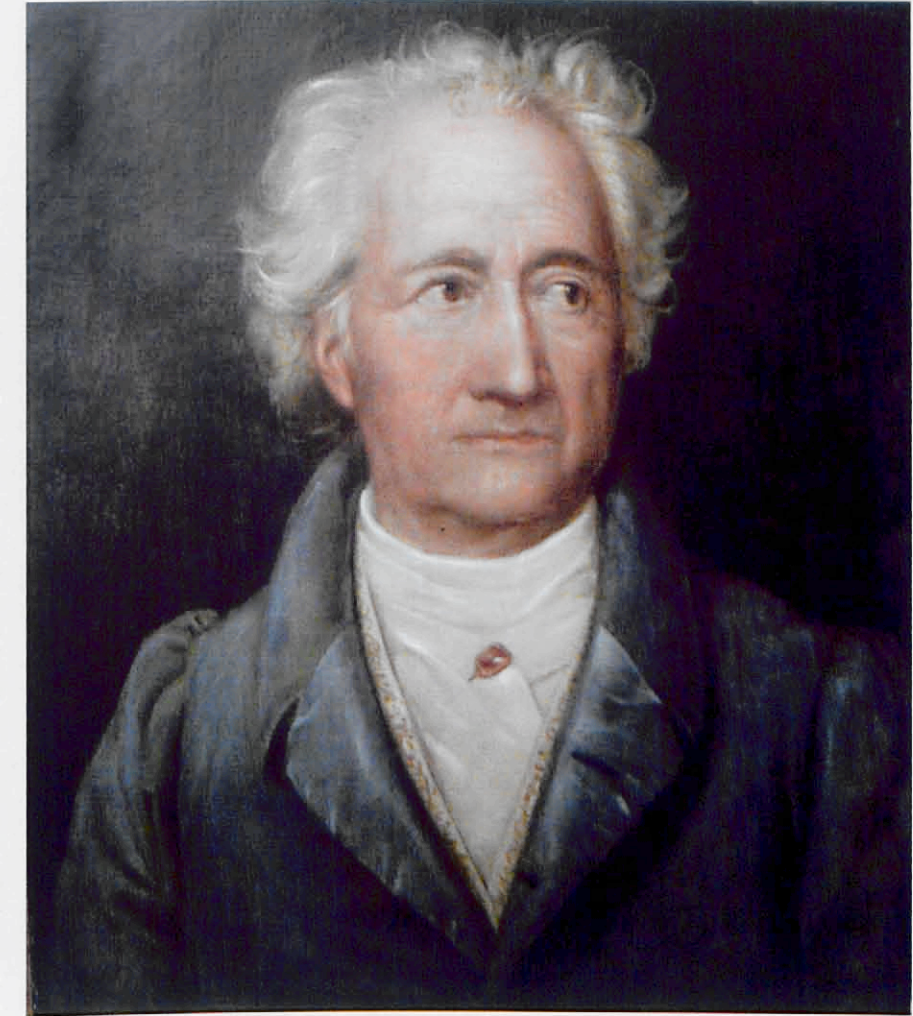
Brief aus Marion, Perry County (Alabama) 1866 (Transkription)

36

Mein liebster Vater!

Es ist jetzt schon so lange, daß ich Nachricht von Dir und Allen erhalten habe, daß ich anfangs ganz unruhig zu werden; zumal da während der Zeit Krieg und Cholera dorten gewüthet haben. Die Letztere ist hoffentlich nicht zu Euch gedrunge, aber Wilhelm und August waren sicher in Ersterem betheilig und bin wegen ihrer sehr besorgt, hoffe jedoch ernstlich, daß sie gesund und mit ganzen Gliedern daraus hervorgegangen sind. – Meine beiden Briefe vom 22. April und Sept. 30 werdet Ihr erhalten haben, sehe aber vergeblich einer Antwort bis jetzt entgegen. – Was uns anbetrifft, sind wir beyde recht wohl und sind ernstlich daran, uns selbständig einzurichten. Ich habe ein Haus im Handel, das mit Hof und Garten gerade – eines Squares einnimmt und mitten in der Stadt liegt. Der Preis

⁹ Morris Museum online.



Johann Wolfgang von Goethe, 1858

Mit freundlicher Genehmigung von Tim und Pam Utley, Louisville, Kentucky

ist \$ 4000.00 Dollars und ist als niedrig anzusehen; obschon das Haus und Zaun alt und morsch ist, so sagt mir jeder, daß der bloße Platz das Geld werth ist. – Was meine Mittel betrifft, so denke ich im Stande zu sein in 1–2 Jahren es zu bezahlen; ich könnte es jetzt, wenn ich meine Gelder einkriegen könnte. Aber die Zeiten sind jetzt recht schlecht hier, und ich finde jeden Tag andere Verluste, die mir der Krieg gebracht; so von beinahe 3000 Dollars Handschriften und Rechnungen, die ich von vor dem Kriege habe, sind kaum 500 Dollar gut und all das andere verloren; und alles was ich vor dem Krieg und während desselben gemacht ist nichts; und muß wieder von [2] vorn anfangen. Ich hatte unter anderem 1650 Dollars in einer Bankgesellschaft, die sich gut rentirte, aber verlor alles bis auf \$ 120 Dollars in Greenbacks. Wie war ich darum oft froh, daß ich wenigstens das sicher habe, was ich mit Dir zurückgelassen habe und was ich Louis Pless in Houston Texas am 2. May 1860 bezahlte, \$ 250. – Ich hoffe, lieber Vater, Du wirst es nicht für unbillig finden, in Anbetracht meiner vielen Verluste während sieben Jahren (denn alles gemachte während der Zeit ist hin), daß ich Zinsen beanspruche. Im glücklichen Falle hätte ich das nicht gethan; und werde ich dann wenigstens einen Anfang wieder haben, wenn alles wieder drunter und drüber gehen sollte, wie es beinahe den Anschein hat. Für baares Geld wird jetzt hier zwei einhalb Procent den Monat bereitwillig gezahlt und gute Sicherheit geleistet. Es hat mir gestern einer das offeriert, der in Baumwolle speculirt und dabei verdienen will. Schreibe mir umgehend, wie sich meine Rechnung bei Dir beläuft bis jetzt. Vielleicht, dass ich gezwungen bin, einen Theil daran herüberzuziehen, was ich jedoch nicht glaube, und nur im äussersten Nothfalle tun werde. – Mein Geschäft geht jetzt auch schon merklich schwächer. Es ist jedermann hier jetzt arm und hat wenig Geld für Luxus, kaum für das Nothwendige. – Mit herzlichen Grüßen von meiner lieben Frau und mir an Dich und Alle verbleibe Dein Dich liebender Sohn Nicola Marschall
Marion Ala[bama] Nov. 16th 1866.

Vergeßt nur die Photographien von allen nicht und schreibet bald
Grüße Johann und Demuths Joh. noch besonders.

Der Brief zeigt, dass Nicola Marschall nach wie vor großes Interesse an seiner Familie in St. Wendel hatte und seinen Verwandten auch Einblick in sein Leben in der Neuen Welt geben wollte. Aus dem ersten Satz erfahren wir, dass er in einem regelmäßigen Briefkontakt mit seiner Familie stand, auch wenn die Briefe nicht erhalten sind oder bislang nicht gefunden werden konnten. Offensichtlich informierte er sich auch auf anderem Wege – durch Zeitungslektüre oder Gespräche mit anderen Einwanderern darüber, was »zu Hause« passierte. Er hatte erfahren, dass 1866 in Preußen eine schwere Choleraepidemie ausgebrochen war und verließ seiner Sorge Ausdruck, auch Familienmitglieder könnten betroffen gewesen sein, denn er hatte lange nichts von

den Geschwistern und dem Vater gehört.¹⁰ Seine letzten Briefe waren nicht beantwortet worden. Er spielte auf den Deutsch-Dänischen Krieg 1864–65 (oder schon auf den Preußisch-Österreichischen Krieg 1866/67) an und nahm zu Recht an, dass seine Brüder Wilhelm und August in der preußischen Armee dienen mussten. Wilhelm (geb. 1844) hat die Kriege überlebt und führte die Fa. Marschall bis 1913. August (geb. 1837) war noch 1859 beim Militär¹¹; über die Zeit danach gibt es keine Quellen, bei späteren Erbfällen kommt er nicht mehr vor.

Nachdem Nicola Marschall im August 1865 im Alter von 36 Jahren die 20-jährige Martha Eliza (Mattie) Marshall (!) geheiratet hatte, sah er sich nach einem Wohnhaus mit Hof und Garten um. Dominiert ist der Brief von der Klage des Malers, dass der Amerikanische Bürgerkrieg ihm sehr empfindliche finanzielle Verluste gebracht hatte. Die wirtschaftliche Lage des Südens war nach dem verlorenen Krieg um die Abspaltung der Südstaaten katastrophal. Fast alle Schlachten hatten auf dem Territorium der Konföderation stattgefunden, das Land war verwüstet und vielen Familien fehlte ein Ernährer.

Nicola Marschall beklagte, dass ihm von 3000 \$ Handschriften (= Schuldverschreibungen) und offenen Rechnungen nur 500 \$ blieben. Von 1650 \$ Geldanlage in der Bank waren noch 120 übrig. Auch für Porträts, die er vor und im Krieg angefertigt hatte, konnte er keine Entlohnung mehr erwarten. Wenigstens hatte er noch 250 \$, die er Louis Pless 1860 in Houston gegeben hatte. Pless – so ließ sich recherchieren – war ein deutschstämmiger Baumwollhändler, der mit anderen Deutschen 1854 in Houston (Texas) einen Turnverein gegründet hatte. Ein weiteres Gründungsmitglied war auch ein E. Marschall. Angesichts der kriegsbedingten Verluste bat Nicola im vorliegenden Brief seinen Vater, im Notfall von seinem Firmenanteil einen Teil ausgezahlt zu bekommen. Man erkennt, dass Nicola Marschall in der heimischen Tabakmanufaktur eine Sicherheit sah, die ihm helfen konnte, die schweren Zeiten

10 Dieser Epidemie waren in Preußen 155.000 Menschen zum Opfer gefallen.

11 Stadtarchiv St. Wendel, C8/78, Briefe von ihm Nr.46,47,49.

nach dem Bürgerkrieg zu überstehen. Er blieb bis zu seinem Tod Miteigentümer der St. Wendeler Tabakfabrik. Erst im Jahre 1921 ließ sich Nicolas Witwe Mattie eine Abfindung auszahlen und trat endgültig aus der Fa. Marschall aus.¹²

Da der einstige Wohlstand der ehemals reichen Plantagenbesitzer nach der Sklavenemanzipation und dem Bürgerkrieg weitgehend verfallen war, konnten sie sich auch keinen Luxus wie Porträtmalerei leisten.¹³ Demzufolge musste Marschall neben seiner Tätigkeit als Kunst- und Musiklehrer am Mädchenseminar nun weite Reisen in größere Städte in Alabama antreten, um neue Kundenkreise zu erschließen. Auch ließ er sich 1870 von Freund General Nathan Bedford Forrest¹⁴ ein Empfehlungsschreiben verfassen, das ihm in Columbus, Mississippi Türen öffnen sollte. Denn jetzt galt es, noch drei Kinder zu ernähren, die im Zweijahresabstand zur Welt gekommen waren: Emanuel (1867), Kate (1869) und Mamie (1871). Aufgrund der weiterhin angespannten Finanzlage im tiefen Süden kehrte die Familie Marschall Alabama 1873 endgültig den Rücken und siedelte auf Empfehlung eines Freundes in die Großstadt Louisville (Kentucky) um. Kentucky war trotz Sklavenhaltung im Sezessionskrieg neutral geblieben und wirtschaftlich stabil.

Allgemein fällt in allen drei erhaltenen Nicola-Marschall-Briefen aus dem Stadtarchiv ein herzlicher Umgangston auf. Von einer Entfremdung des Ausgewanderten ist nichts zu spüren. Die Frage nach den Fotos am Ende des Briefs ist allerdings weniger emotional als rational zu verstehen, da Fotos dem Porträtisten als Vorlagen zu Ölgemälden der Angehörigen im fernen St. Wendel dienen sollten. Das Bild seines Bruders Jacob aus dem Stadtmuseum hat Nicola jedenfalls nicht live malen können, da es 1891 entstand, als Nicola nicht in St. Wendel war, und Jacob 1892 starb.

In Kentucky konnte der amerikanische Porträtmaler mit saarländischen Wurzeln neue Kunden rekrutieren und von ehemaligen konföderierten

12 Fuchs 1983/84:213.

13 Die Plantagenbesitzer verfügten weiterhin über großen Landbesitz und meist unzerstörte luxuriöse Herrenhäuser, aber ihre Geldmittel waren erheblich reduziert.

14 Der Filmtitel Forrest Gump bezieht sich auf ihn.

Militärs, vor allem aber von wohlhabenden Bürgern Kentuckys sowie von prominenten Bürgern der USA Porträts anfertigen. Wenn die amerikanische Kunsthistorikerin E. Bryding Adams Nicola Marschall als den »wahrscheinlich berühmtesten Porträtkünstler Alabamas«¹⁵ bezeichnet, so kommt ihm angesichts seiner über 320 Ölporträts damit das Verdienst zu, einen Teil des kulturellen Erbes der Südstaaten bewahrt zu haben.

Literaturverzeichnis (Auswahl):

100 Jahre Marschall-Tabak 1827–1927, Festschrift, St. Wendel 1927.

Adams, E. Bryding (1995): Made in Alabama. A State Legacy, Birmingham (Al).

Costlow, Owsley C. (1949): The Life of Nicola Marschall, Louisville.

Fuhrmeister, Christian/Kohle, Hubertus/Thielemans, Veerle, (Hg.) (2009): American Artists in Munich. Artistic Migration and Cultural Processes, München

Fuchs, Raimund (1983/84): Tabakfirmen in St. Wendel, in: Heimatbuch 1983/84, S. 185–226

Heckmann, Gerhard (1999): Die Revolution von 1848/49 in den preußischen Saarkreisen, in: Klaus Ries (Hg.), Revolution an der Grenze. 1848/49 als nationales und regionales Ereignis, St. Ingbert, S. 147–90.

Klein, Hanns (1995): Der Landkreis St. Wendel 1835–1871. Streiflichter, Notizen und Anmerkungen zu seiner Geschichte, in: Irmtraut Eder-Stein, Fritz Jakobi, Wolfgang H. Stein, Claudia Ulbrich, Beiträge zur Geschichte von Gewerbe, Industrie und Verwaltung im Westrich und an der Saar, für und mit Hanns Klein aus Anlass seines 75. Geburtstags, St. Ingbert, S. 301–346.

Mergen, Josef (1960): Umfang und Gründe der Amerika-Auswanderung aus dem Saarland in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts (1800–1852), in: Saarbrücker Hefte, 12/1960, Saarbrücken S. 68–78.

Mergen, Josef (1987): Die Auswanderungen aus den ehemals preußischen Teilen des Saarlandes im 19. Jahrhundert Bd. II. Die Auswanderer, Saarbrücken.

Müller, Max (1921 [1981]): Die Geschichte der Stadt St. Wendel, St. Wendel.

Saur (1994): Allgemeines Künstlerlexikon, Band 9, München/Leipzig.

Schmitt, Hans Klaus (1960): Nicola Marschall aus St. Wendel (1829–1917) Ein Maler in den USA, in: Saarbrücker Hefte, 12 /1960, S. 44–51.

Ulbrich, Wolfgang (2012): Nicola Marschall (1829–1917), Ein Maler aus St. Wendel in den amerikanischen Südstaaten, St. Ingbert.

Online:

Holland, Hyacinth, Bernhardt, Joseph , in: Allgemeine Deutsche Biographie 1902, S. 430–432 Onlinefassung: <http://www.deutsche-biographie.de/sfz4037.html>

Morris Museum, Nicola Marschall, Young Girl with Cat: <http://www.google.de/imgres?imgurl=http://themorris.org/images/young-girl-with-cat>.

Archivmaterialien:

Filson Historical Society, Louisville (KY) Nicola Marschall, Scrapbook.

Stadtarchiv St. Wendel, Abt.C 1,3 Militärdienstpflichtige Beurlaubungen, Auswanderungen 1839–56.

Stadtarchiv St. Wendel Bestand Nachträge C8/78 Nachlass Marschall.

15 Adams 1995:158

Der frührömische Friedhof von Schwarzerden

Von Walter Reinhard

Das Landesdenkmalamt als Träger öffentlicher Belange nahm 2006 in einem Planfeststellungsverfahren Stellung zum geplanten Neubaugebiet »Vorm Buchenwäldchen« in Schwarzerden (Freisen). Westlich davon, in der Flur »Elbeling« und bei den Zollhäusern, waren schon in den 1930er Jahren und auch später immer wieder römische Siedlungsfunde entdeckt worden. Aufgrund der riesigen

Ausdehnung dieser Siedlungsreste könnte es sich tatsächlich um einen römischen Vicus handeln, wie der damalige Landesarchäologe Alfons Kolling 1972 vermutete. Darüber hinaus hatte der Lehrer Kiltz schon 1927 ein Brandgrab unter dem nördlich vorbeiführenden Waldweg entdeckt. Daher war durch den geplanten Bau neuer Häuser die Zerstörung bedeutender Bodendenkmäler zu erwarten.



Abb. 1 Schwarzerden. Ergebnisse der geomagnetischen Prospektion mit römischem Mauerwerk (schwarze Linien) im östlichen und Gräbern (weißliche Flecken) im westlichen Untersuchungsbe- reich (Firma Posselt & Zickgraf).

Der Fundplatz liegt ca. 600 m südwestlich des bekannten Mithras-Heiligtums. Noch ältere archäologische Denkmäler sind die nahe gelegene vorgeschichtliche Höhenfestung auf dem Weiselberg bei Oberkirchen und das keltische Fürstengrab von Freisen-»Büchelchen« aus dem vierten Jahrhundert vor Christus. Alle diese Überreste zusammen belegen, dass der zum Stammesgebiet der Treverer gehörende Raum offenbar nicht nur zur Römerzeit eine bedeutende Rolle spielte.

Es gibt drei geophysikalische Verfahren, die es erlauben, durch Messungen an der Oberfläche und ohne Eingriffe in die Erde Bodendenkmäler festzustellen: Geoelektrik, Bodenradar und Geomagnetik. Im Falle von Schwarzerden wurden geomagnetische Messungen durchgeführt. Dabei zeigten sich im östlichen Planungsbereich schwarze Linien, die Spuren von umfangreichen Mauerzügen (Abb. 1) sind. Sie mussten in Zusammenhang mit den aus der Nachbarschaft bekannten römischen Siedlungsstrukturen stehen. Weißliche Flecken im Westen dagegen deuteten erfahrungsgemäß auf Gruben oder Gräber hin. Zur weiteren Klärung der Befunde, insbesondere des Charakters der Bodendenkmäler und des weiteren Umgangs mit ihnen, wurden in Zusammenarbeit mit der Gemeinde Freisen Sondierungsarbeiten mit rückwärts fahrenden Böschungsschauflern durchgeführt. Schnell bestätigten sich die schwarzen Linien als römisches Mauerwerk und die weißlichen Flecken als Gräber eines ausgedehnten Friedhofs der gleichen Zeit.

In jährlichen Grabungskampagnen von jeweils vier Wochen wurden bis 2011 auf einer Fläche von ca. 830 m² 206 Befunde untersucht, darunter ein Grabhügel, 35 Kammer- (Abb. 2–4), zwei Steinkisten- und vier Steinplattengräber, sowie Aschegruben und sonstige Verfärbungen. Auf dem Friedhofsplan (Abb. 5) sind zwei Gruppen von Gräbern erkennbar, die aufgrund ihrer Gleichzeitigkeit vermutlich die Bestattungsplätze von zwei Familien sind. Nach bisheriger Erkenntnis datieren diese überwiegend ins erste Jahrhundert nach Christus, von der Spätzeit des Kaisers Augustus (27 v. bis 14 n. Chr.) über die Zeit seines älteren Stiefsohns Tiberius (14 bis 37), der Kaiser Claudius I. (41 bis 54) und Nero (54 bis 68) bis in die vespasianische Zeit (69 bis 96).



Die Kosten der Ausgrabungen und Restaurierungsarbeiten trugen bislang jeweils zur Hälfte das Landesdenkmalamt und die Gemeinde. Auf Vermittlung des damaligen Kulturministers Karl Rauber beteiligte sich auch Saartoto finanziell.

Die untersuchten Gräber erbrachten teilweise sehr interessante und spektakuläre Befunde. Einige davon werden im Folgenden vorgestellt.

Das reiche Kammergrab 169 aus der Zeit des Kaisers Augustus

Während der Ausgrabungen im Jahre 2010 zeichnete sich nahe der östlichen Ecke des teilweise erhaltenen Grabgartens 2 (ca. 15 x 8 m) ab einer Tiefe von 1,00 m deutlich eine annähernd quadratische Grabgrube ab. Sie bestand aus rötlichem Lehm, vermischt mit grausandiger und bräunlich

Abb. 2. Schwarzerden. Reiche Keramikausstattung mit 25 Ton- gefäßen aus dem augusteischen Brandgrab 198 (2011).



Abb. 3 Schwarzerden. Die Beigaben des frühromischen Grabes 121 waren in einer quadratischen Holzkiste von 1,20 m Seitenlänge niedergestellt. Im Lehm Boden hatten sich Reste der hölzernen Grabkammer erhalten.

Abb. 4 Schwarzerden. 9 Tongefäße des Grabes 116 (1. Hälfte des 1. Jh. n. Chr.). Die rotglänzenden Terra Sigillata-Gefäße, drei Teller der Form Drag. 18 mit Stempel »TERTIVS« und drei Schälchen Drag. 24/25, zwei mit Stempel »ACVTVS« aus den südgallischen Töpfereien La Graufesenque und Montans.

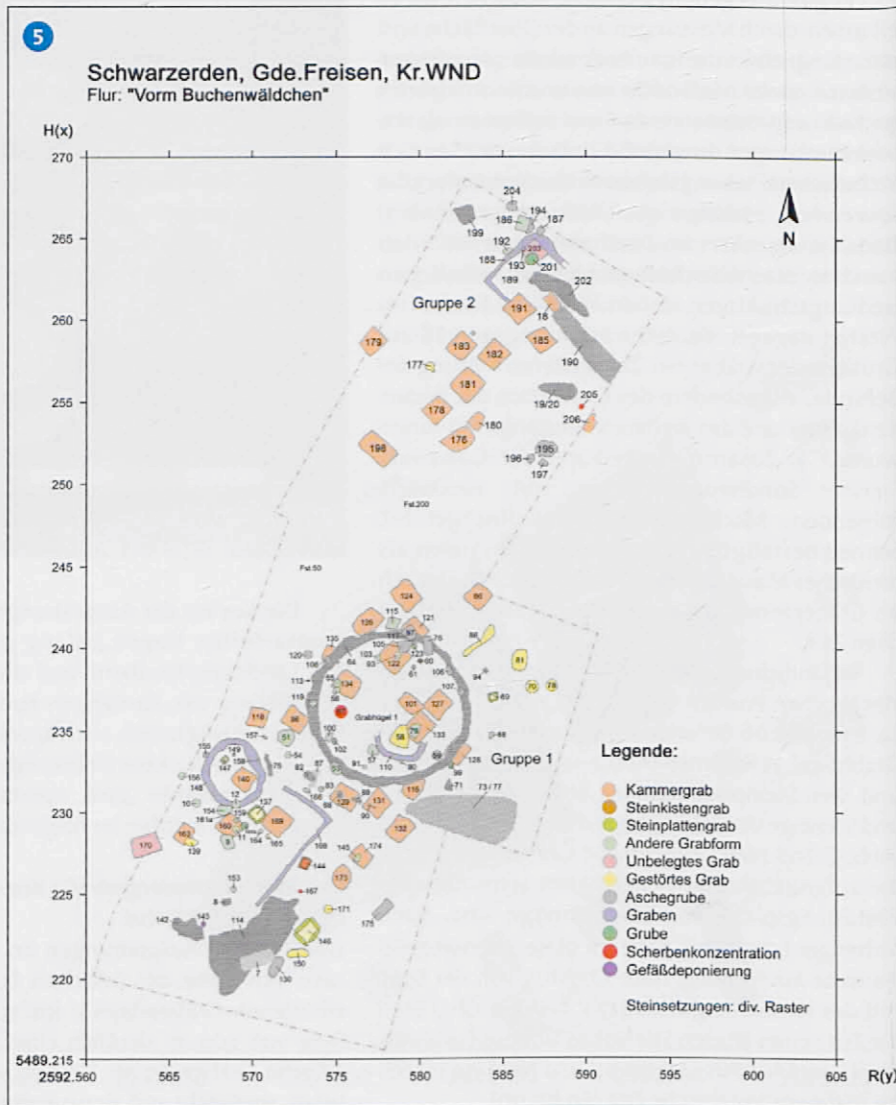


Abb. 5 Plan des frühromischen Friedhofs von Schwarzerden (Entwurf: Conny Schiene).



humoser Erde. Die Seitenlänge betrug etwa 1,50 m, die Ecken waren nach den Himmelsrichtungen orientiert. Hinter der NO-, SW- und NW-Grubenwand lagen Sandsteine, z. T. in zwei Schichten. Sie waren offenbar hinter die inzwischen vergangene, ebenfalls quadratische Holzkonstruktion gepackt worden. Diese hatte eine Seitenlänge von ca. 1,10 m und muss etwas höher als 31 cm gewesen sein, denn das war die Höhe des größten Gefäßes, einer Flasche. Das Niveau der Grabsohle wurde in ca. 1,80 m Tiefe erreicht. Dort fanden sich, mittig an der NW-Wand gehäuft, verbrannte menschliche Knochen. Vorbehaltlich eines anthropologischen Gutachtens spricht dabei das Fehlen von Waffen für eine weibliche Bestattung. Nach der Verbrennung des Leichnams auf einem Holzstoß hatte man die um etwa zehn Prozent geschwundenen Knochen aus dem Scheiterhaufenrückstand aufgesammelt, mit einem Gegenstand auf Stücke von bis zu 5 cm Länge zerkleinert, gewaschen, und in einem inzwischen vergangenen organischen Behältnis, vielleicht einem Lederbeutel, beigelegt, wofür ihre Lage auf einem Haufen spricht. Während die Knochen einer Körperbestattung in dem anstehenden kieselsäurehaltigen Sand-Lehm Boden vollständig vergangen wären, hat der Verbrennungsprozess die Knochen unlöslich und widerstandsfähig gegen zersetzende Bodeneinflüsse gemacht.

Im Leichenbrand selbst lagen zwei Hülsenspiralfibeln und zwei Kragenfibeln aus Bronze. Eine mit insgesamt 22 Tongefäßen reiche Ausstattung in keltisch-germanischer Tradition verteilte sich im Grabraum (Abb. 6). Die Trink- und Speisegeräte (Abb. 7) sollten von der Verstorbenen im Jenseits genutzt werden. Zwei seltene »Grätenbecher« mit weißer Engobe und Goldglimmerrand (Abb. 8) unterstreichen ihre herausragende Stellung

innerhalb der treverischen Gesellschaft. Das Grab datiert anhand der Fibeln und der Keramik in die Zeit des Kaisers Augustus, wohl kurz vor Christi Geburt.

Das frühromische Doppelgrab 132

2009 wurde am südöstlichen Rand der Gräbergruppe 1, etwa 1,25 m unter der heutigen Oberfläche, das Grab zweier Frauen mit qualitativ hochwertigen Funden entdeckt (Abb. 9). In dem südöstlich der Steinkisten frei gebliebenen Grabraum hatte man zwei fast identische Gefäßausstattungen deponiert (Abb. 10).

Die Grabgrube war zunächst in einem Meter Tiefe in ihren Umrissen noch unklar. Ca. 20 cm tiefer zeichnete sie sich dann als annähernd quadratische, nach den Himmelsrichtungen angelegte graubraune Verfärbung von kiesig-sandiger Konsistenz ab (Abb. 11, 1–22). Ihre NW-Längsseite maß 1,35 m, die Breite im NO 1,25 m. Das Niveau der Grabsohle wurde nochmals 25 cm tiefer erreicht. Aufgrund der Unversehrtheit der leicht zerbrechlichen Glasgefäße (4–7) darf eine vergangene hölzerne Grabkammer postuliert werden, wofür auch zahlreiche Eisennägel sprechen. Bevor sie unter dem Druck der darüber liegenden Erde zerbrach, war offenbar schon im Sohlenbereich der Grabgrube Erde eingedrungen und hatte die Gefäße aus Glas und Terra Sigillata (glänzend rot überzogenes römisches Tafelgeschirr) schützend überdeckt.

Entsprechend der Position der Steinkisten 1 und 2 und der Terra-Sigillata-Gefäße 18, 21, 22 und 14 besaß die rechteckige

Abb. 6 Schwarzerden, Grab 169. Weißliche Leichenbrandkonzentration mit reichem Geschirrsatz auf der Grabsohle.

Abb. 7 Schwarzerden, Grab 169. Reiches Keramikensemble mit Terra Sigillata-Imitationen und weißlichen »Grätenbechern«.

Abb. 8 Zwei weißliche »Grätenbecher« und zwei schwärzliche Becher mit Rädchen verzierten, horizontalen Bändern.



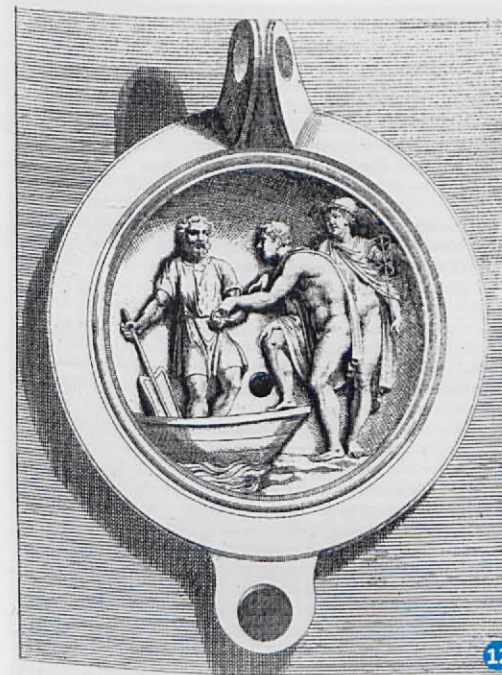


Abb. 9 Schwarzerden. Doppelgrab 132 mit weißlichen Tuffkalksteinkisten als Leichenbrandbehälter und Beigaben während der Ausgrabung 2009.

Abb. 10 Schwarzerden. Reiches Beigabensembel aus dem Doppelgrab 132.



Abb. 11 Schwarzerden. Planum von Doppelgrab 132.



Holz- kiste in NO-SW-Richtung eine Länge von etwa 1,30 m und in NW-SO-Richtung eine Breite von 1,10 m. Zwei Kisten aus weißlichem Tuffkalkstein mit Deckel standen parallel zu den Grubenrändern in der Nord- (1) bzw. der Westecke (2). In der größeren Steinkiste 1 (33,5 x 27,0 x 25,5 cm) lagen zwischen den verbrannten Knochen einer Frau eine unverbrannte, abgegriffene Bronzemünze des Kaisers Augustus aus der Zeit 7 bis 3 v. Chr., und auf dem Leichenbrand drei Balsamarien (amphorenförmige Salbgefäße aus Glas oder Porzellan), ein kugelförmiges und zwei tropfenförmige. Steinkiste 2 maß 26,7 x 19,3 x 25,0 cm. Auf dem Deckel lag ein kleiner Bronzering (3). Im Innern fanden sich auf dem Leichenbrand ein weiteres Glasbalsamarium und eine unverbrannte, weniger abgegriffene Bronzemünze des Tiberius (15–16 n. Chr.), eines Stiefsohnes des Augustus.

Nordöstlich der Steinkiste 2 lag mit der Mündung zur Wand der zerdrückte Stachelbecher (16) und dahinter der rechteckige Bronzespiegel (9). An ihrer SO-Wand standen eine bauchige einhenkelige Glaskanne (4), östlich davon eine Öllampe (8; Abb. 15–16) und weiter südlich Gefäße aus Terra Sigillata, dem rot glänzenden »Porzellan« der Römer: ein Teller (18) mit Stempel »OFIMACCAR« und eine Tasse (17) mit Stempel »IWAF«.

Etwa 20 cm südlich von Steinkiste 1 fand sich ebenfalls noch stehend eine weitere bauchige Glaskanne (5), ein Glasbalsamarium (6) und ein



Gurtbecher (10) aus belgischer Ware mit einem beigefarbenen Stachelbecher (38) im Inneren. Zum südöstlichen Kammerrand hin wurden ein weiterer Gurtbecher (13) aus Belgischer Ware und ein weiteres Glasbalsamarium (7) entdeckt sowie wiederum Terra-Sigillata-Geschirr: zwei halbkugelige Näpfe (14–15), zwei Teller (11–12) mit Stempel »VAPVSV« und zwei Tassen (21–22) mit Stempel »SECVNDI«.

Der Charonspfenning

Bei den Münzen, die sich in spätrömischen Körpergräbern vor allem im Mund, auf dem Kinn oder auch in der Hand finden, handelt es sich um die sogenannten Charonspfenninge oder »Obolen«. Die Sitte der Münzbeigabe war schon im Griechenland des fünften Jahrhunderts vor Christus bekannt. Mit dem Geld sollte laut griechischer Mythologie der düstere greise Fährmann Charon entlohnt werden, der die Verstorbenen über den Totenfluss Styx oder Acheron brachte, damit sie ins Reich des Totengottes Hades gelangten oder in den Tartaros, den Ort unendlicher Qualen (Abb. 12). Der geringe Anteil der Münzbeigaben, auch im Gräberfeld von Schwarzerden, zeigt jedoch, dass diese Sitte nicht verpflichtend war.

Abb. 12 Öllampe aus Rom mit Darstellung der Übergabe des Fährlohns (Charonspfenning) an Charon.

Abb. 13 Schwarzerden, Doppelgrab 132. Balsamarien aus verschiedenfarbigem Glas mit Größen zwischen 5,5 und 10,8 cm.

Abb. 14 Neumagen. Frisierszene, seitlich auf dem sog. Elternpaarfeiler (Rheinisches Landesmuseum Trier).



Schönheitspflege

Zu der luxuriösen Ausstattung von Grab 132 gehörten mehrere Balsamarien (unguentaria) aus Glas und ein rechteckiger Spiegel, der wohl auf einer Holzunterlage befestigt und in einem Rahmen gefasst war. Diese Beigaben sind im Zusammenhang mit der eindrucksvollen Selbstdarstellung der Führungsschicht zu sehen. Sie gehörten zur Schönheitspflege, wie vor allem die sogenannten Toilette- und Frisierszenen auf den jüngeren Grabpfeilern des Treverergebietes zeigen, besonders eindrucksvoll auf der Nebenseite des »Elternpaarpfeilers« von Neumagen (Abb. 14): Hinter einer im Korbessel sitzenden treverischen Dame steht eine Dienerin und beschäftigt sich mit deren Haaren. Zwischen zwei weiteren stehenden Dienerinnen mit Glasfläschchen im Arm bzw. einem Henkelkrug in der linken Hand hält eine vierte der Herrin einen runden Spiegel vor. Spiegel und Glasfläschchen – ein birnenförmiges oder kugeliges Balsamarium – sind überdimensioniert dargestellt, da sie in realer Größe dem Betrachter kaum aufgefallen wären.

Diese Darstellung stimmt augenfällig mit einer Beschreibung des Claudian, des bedeutendsten lateinischen Dichters der Spätantike (um 400 n. Chr.) überein:

»Venus saß auf ihrem glänzenden Thron und ordnete ihr Haar. Rechts und links standen die Grazien. Die eine gießt reichhaltig Nektar über das Haupt der Venus, die eine teilt ihr das Haar mit einem feinen Elfenbeinkamm. Eine dritte, hinter der Göttin stehend, flechtet ihr das Haar und ordnet die Locken, lässt aber absichtlich einen Teil ungeordnet; diese Nachlässigkeit steigert ihre Schönheit. Ihr Gesicht erstrahlte im Spiegel.« (Claudian, Epithalamium de nuptiis Honori et Mariae X 100–108)

Die frühesten Nachweise von Spiegeln finden sich am Übergang von den Kelten zu den Römern zur Zeit des Augustus in dem ca. 10 v. Chr. datierten Grab von Wincheringen, Kreis Trier-Saarburg, und dem zwischen 30 und 15 v. Chr. angelegten Grab 14 von Goeblingen-Nospelt, Luxemburg. Es wird angenommen, dass sie in Italien oder im übrigen westlichen Mittelmeerraum produziert wurden.

Um eine spiegelnde Oberfläche zu erhalten,

wurden sie in eine Legierung aus Kupfer, Zinn und Blei eingetaucht, danach poliert, verzinkt und in reduzierendem Milieu stark erhitzt.

Die Balsamarien enthielten Öl, wohlriechende Essenzen, aber auch Schminke. Glasgefäße, durch freies Blasen geformt, verdrängten im ersten Jahrhundert nach Christus die vorher gebräuchlichen Tonfläschchen. Je nachdem, wie man die Glasmacherpfeife hielt und wie geblasen wurde, enthielt die aus dem Tiegel entnommene Glasmasse eine rundliche oder längliche Form.

Glas wurde vermutlich zum ersten Mal vor ca. 3.500 Jahren im östlichen Mittelmeer erzeugt, das Glasblasen im ersten Jahrhundert vor Christus in Palästina erfunden. Auf dem weit verzweigten Handelsnetz der Römer gelangten Glasgefäße auch in die neu eroberten nördlichen Teile ihres Reiches.

Die Römer benutzten vorzugsweise das naturfarben oder auch aquafarben genannte blaugrüne Glas. Es enthielt 70 Prozent Quarz als Glasbildner, 15 bis 20 Prozent Natron bzw. Soda, alkalische Flußmittel (Pflanzenaschen) und fünf bis zehn Prozent Kalk als Stabilisator. Durch Zugabe von Mangan oder Antimon konnte die natürliche Farbe variiert werden. Die Bestandteile wurden vermischt, in einen Wannen- oder Tankofen gegeben und auf über 1.000° C erhitzt, bis sie zu einer homogenen Masse verschmolzen waren.

Die Balsamarien waren Luxusattribute, die den Reichtum und gesellschaftlichen Status von Frauen sichtbar machten bzw. zeigten, was der Mann durch seine Erwerbstätigkeit finanzieren konnte. Im Treverergebiet kommen sie erstmals in augusteischer Zeit vor, dann vor allem in der Zeit des Kaisers Claudius und bis in die 80er Jahre des ersten Jahrhunderts. Vermutlich sind sie zum größten Teil aus Italien importiert worden.

Öllampe aus Ton mit rasender Mänade

Zu den interessantesten Beigaben aus dem Frauengrab 132 zählt die 10,6 cm lange und 2,6 cm hohe henkellose Tonlampe (Abb. 10, Nr. 8; Abb. 15, 16). In dem Lampenspiegel der Oberseite ist eine stehende Frauengestalt mit wehenden Haaren am zurückgewandten Kopf dargestellt, eine so genannte rasende Mänade. Sie trägt ein langes

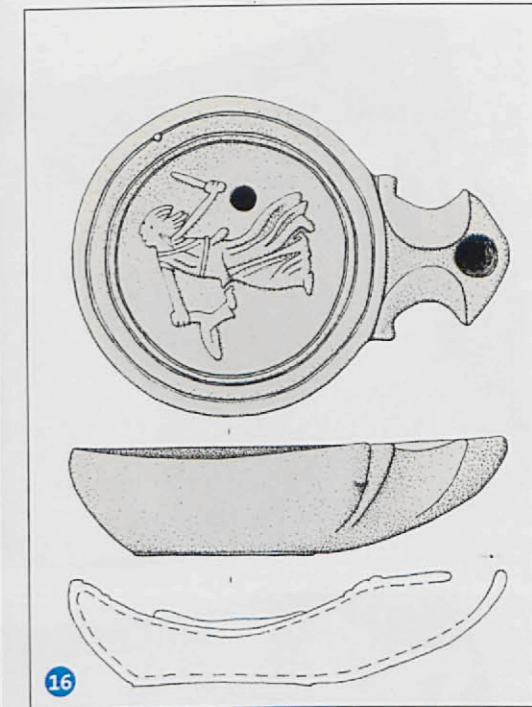


Abb. 15 Schwarzerden, Doppelgrab 132. Tönerne Öllampe (L. 10,6 cm) aus weißlichem Ton mit Mänadendarstellung.

Abb. 16 Schwarzerden, Doppelgrab 132. Öllampe mit Mänadendarstellung. M. 1:1. (Zeichnung: Inken Vogt).

Faltengewand mit über der Brust gekreuzten Bändern und den Balg eines Hirschkalbes um die Taille. In der nach hinten gestreckten linken Hand hält sie ein nach oben gerichtetes Messer, in der rechten, vor der Brust ausgestreckten Hand die vordere Hälfte eines Rehs an den ausgestreckten Läufen. Das Eingussloch für das Brennmaterial befindet sich hinter dem Rock.

Solche schalenartigen Tonlampen hatte man im Orient bereits im dritten Jahrtausend vor Christus hergestellt, in Griechenland auf der Töpferscheibe seit dem späten siebten vorchristlichen Jahrhundert. Seit dem ersten vorchristlichen Jahrhundert gelangten sie – zunächst als Importe aus Italien oder Südgallien – vereinzelt in das Gebiet der Treverer. Frühe Lampen wurden im Kammergrab des Adligen von Clémency, Luxemburg (ca. 80–60/55 v. Chr.), im Lager auf dem Trierer Petrisberg (30 v. Chr.), dem Titelberg und in Grab B von Goeblingen-Nospelt (30–15 v. Chr.) entdeckt.

In Trier (*Augusta Treverorum*) standen schon gegen 17 v. Chr. römische Güter umfassend zur Verfügung. Aber die frühen Bildlampen gelangten erst nach Errichtung der Militärlager am Niederrhein und der römischen Niederlassungen im Rheinland (*Germania inferior*) ab der ersten Hälfte des ersten Jahrhunderts nach Christus vermehrt von dortigen Töpfereien nach Trier und im Zuge des Romanisierungsprozesses mit deutlichem

Ost-West-Gefälle zu den Treverern im ländlichen Raum. Dabei wurden zur Zeit des Kaisers Augustus in den bekannten Produktionszentren von Xanten/Vetera und Haltern zunächst nur aus dem Mittelmeerraum importierte Modelle benutzt. Von der Importware unterschieden sich diese Lampen durch das Vorhandensein eines meist bandförmigen Henkels und schlechtere Qualität. Aufgrund des gelben Tons und des Fehlens eines Henkels scheint denkbar, dass die Bildlampe aus Schwarzerden vielleicht in der Gegend von Lyon im östlichen Gallien hergestellt worden ist.

Die frühen Öllampen (*lucernae*) mit Bild wurden als so genannte Matrizenlampen serienmäßig hergestellt. Von einer Patrizie, also einem Lampen-Urmodell, nahm man eine zweiteilige Form, meistens aus Gips, ab. In die beiden Formteile presste der Töpfer dünn ausgewalzte Tonscheiben, fügte die Teile zusammen, überarbeitete die dabei entstandene Naht, überzog die Lampen meist mit Firnis und brannte sie nach dem Trocknen bei Temperaturen von 900 bis 960 Grad.

Zur Lichterzeugung benutzte man als Brennmaterial Haselnüsse, Buchecker, Mohn, Walnüsse und aus Leindotter gewonnene Öle. Das aus dem Mittelmeerraum importierte Olivenöl war dafür nördlich der Alpen zu teuer. Der Brennstoff wurde in das zentrale Loch der Deckplatte eingefüllt, der in Schlaufenform gelegte Docht ragte aus dem

Abb. 17 Rotfigurige Spitzamphora (500/490 v. Chr.). Weingott Dionysos mit zweihenkeligem Trinkbecher, Efeukranz und umgehängtem Pantherfell in Begleitung seines wilden Gefolges/Thiasos aus vier Mänaden und drei sexuell erregten Satyrn.



Literatur:

- Schönwald, J.: Träger öffentlicher Belange (TÖB). Denkmalpflege im Saarland. Jahresbericht 2006 (2007) 32.
- Reinhard, W.; Jung, I.: Römischer Friedhof im Schwarzerder Neubaugebiet. AiD 2/2007, 52.
- Jung, I.; Reinhard, W.: Keltisch-römischer Friedhof in Schwarzerden. AiD 4/2008, 49.
- Jung, I.; Reinhard, W.: Der Friedhof von Schwarzerden. Denkmalpflege im Saarland. Jahresbericht 2007 (2008) 45.
- Jung, I.: Gräber unterm Graben. AiD 3/2009, 55–56.
- Jung, I.: Ausgrabungen im römischen Friedhof in Schwarzerden, Gemeinde Freisen, St. Wendel, »Vorm Buchenwäldchen«. Denkmalpflege im Saarland. Jahresbericht 2008 (2009) 44–47.
- Jung, I.; Reinhard, W.: Mit Charonspfenig ins jenseits: römisches Doppelgrab aus Schwarzerden. AiD 1/2010, 53.
- Jung, I.; Reinhard, W.: Reiche Gräber aus dem spätkeltisch, frühromischen Friedhof von Schwarzerden. Denkmalpflege im Saarland. Jahresbericht 2009 (2010) 38–40.
- Reinhard, W.: Keltische Frau aus der Zeit des Augustus. AiD 6/2011, 51.
- Reinhard, W.; Vogt, I.: 25 Tongefäße in einem Grab. AiD 4, 2012, 48.

Loch der Schnauze hinaus. Auf dem keltisch-römischen Friedhof von Wederath fand man Dochte aus gehecheltem, d. h. gekämmtem Flachs.

Im ersten und zweiten Jahrhundert nach Christus dienten die Lampen oft als Totenbeigaben. Sie sollten symbolhaft die römische Vorstellung der Wiederauferstehung dokumentieren, auf dem Weg ins Jenseits leuchten und Unheil abwehren. Ab dem dritten Jahrhundert lässt sich diese Beigabensitte im Treverergebiet nur noch vereinzelt belegen.

Die Motivauswahl mit einer charakteristischen mythologischen Szene, der »Rasenden Mänade«, ist zur Zeit des Kaisers Augustus (27 v. bis 14 n. Chr.) in Italien entstanden, als sich

griechische Künstler in Rom niederließen. Die griechische Sagenwelt mit ihren Mythen und Göttern bestimmten ihr künstlerisches Schaffen. Sie brachten diese nicht nur der gebildeten Oberschicht, sondern durch allgemein zugängliche kunsthandwerkliche Gegenstände, wie den Öllampen, auch der übrigen Bevölkerung nahe.

Hierzu zählte vor allem der Dionysoskult (Abb. 17). Er war Gegenstand des berühmten Dramas »Bakchai« von Euripides (405 v. Chr.). Kein anderes Bildthema wurde in der griechischen Vasenmalerei des 5. und 4. Jahrhunderts so häufig aufgegriffen.

Zunächst waren die Begleiter des Weingottes Nymphen, schöne junge Frauen, vielleicht auch Naturdämoninnen in Menschengestalt, und

Silene, Mischwesen aus kraftvollen Männern und Pferden, die mit Pferdeohren, Pferdeschweif und häufig erigiertem Penis in den Ausmaßen eines Eselsgliedes dargestellt wurden. Ab dem 5. Jahrhundert bestand dann das wilde Gefolge (Thiasos) des Dionysos aus Mänaden und Satyrn.

Die Mänaden (abgeleitet vom griechischen »mainas«, »die Rasende«) gebärden sich ekstatisch. Auf den Vasenbildern tragen sie die charakteristischen Attribute des Dionysos: Felle von Rehen und Hirschkalbern und den Thyrsos, einen mit Weinlaub und Efeu geschmückten Stab. Sie hantieren mit Schlangen und schleudern Wildtiere um sich.

Das besonders langlebige und beliebte Motiv der »rasenden Mänade mit Messer und zeretztem Reh«, das auf griechische Schöpfungen zurückgeht, ist schon auf italischen Lampen aus der Zeit des Augustus vertreten. Es fand sich auch auf den Modellen der Töpferwerkstätten in den spätaugusteischen Militärlagern am Rhein, die wohl noch in direktem Zusammenhang mit der italischen Lampenproduktion standen. Dasselbe Bildmotiv erscheint dann in claudisch-neronischer Zeit, also um die Mitte des ersten Jahrhunderts nach Christus in der Abfallgrube einer Kölner Töpferei. Spezialisierte italienische Werkstätten schufen die künstlerische Gestaltung der Punzen und Modellen für die Bildlampen.

Datierung des Grabes 132

Die jüngste, weniger abgegriffene Bronzemünze aus Steinkiste 2 ist ein As, das Tiberius für seinen Stiefvater, den vergöttlichten Augustus, ca. 15–16 n. Chr. in Rom prägen ließ. Sie bestimmt als »terminus post quem« lediglich den Zeitpunkt, nachdem die Beisetzung erfolgte. Gerade bei Bronzeprägungen des ersten und zweiten Jahrhunderts muss jedoch – gemessen am Abnutzungsgrad – mit zum Teil erheblichen Umlaufzeiten gerechnet werden. Dabei kann man Unterschiede von 50 Jahren und mehr zwischen Präge- und Niederlegungszeit einkalkulieren.

Die Balsamarien der beschriebenen Formen sind in Trier von tiberischer bis flavischer Zeit (ca. 20–80 n. Chr.) nachweisbar, ebenso die Öllampen des in Schwarzerden gefundenen Typs, wobei der Standing eine Frühdatierung nahelegt.

Das im Schwarzerdener Grab vertretene Spektrum der glatten Sigillata-Teller und der Tassen stammt aus La Graufesenque, wo etwa ab dem zweiten Viertel des ersten Jahrhunderts diese Formen produziert wurden. Die südgallischen Töpfereien, hauptsächlich La Graufesenque (am Fuß der Cevennen bei Millau, Dép. Aveyron), Montans (am Tarn) und Barnassac haben schon kurz nach ihrer Gründung in tiberischer Zeit an die rheinischen Militärlager geliefert. Die auf den Schwarzerdener Sigillatagefäßen vertretenen Töpfer VAPVSO (15/20 bis vor 43 n. Chr.), MACCARVS (25–65 n. Chr.) und SECVNDVS (37/41–87/100 n. Chr.) sind sowohl im Lager von Neuss (Novaesium) (16–105 n. Chr.) als auch im Erdkastell Hofheim (20er Jahre bis 74/75 n. Chr.) belegt. Seit tiberischer Zeit waren die Töpfereien des SECVNDVS und des MACCARVS auch Hauptlieferanten des Luxusgeschirrs für Trier und damit auch für das treverische Hinterland, bis offensichtlich durch den Bürgerkrieg von 68 bis 69 n. Chr. und den Trevereraufstand 70 n. Chr. der Wohlstand Triers zeitweilig stark beeinträchtigt wurde.

Nach dieser Analyse des Fundmaterials datiert die Anlage des Grabes 132 in claudisch-neronischer Zeit, um die Mitte des ersten Jahrhunderts nach Christus.

Ausblick

Der derzeitige Forschungsstand erlaubt keine umfassenden Aussagen über die römerzeitliche Besiedlung Schwarzerdens. Es konnten nur Teile des Friedhofs untersucht werden, und die bisher festgestellten Siedlungsfunde sind fragmentarisch. Überdies ist damit zu rechnen, dass die bekannten Gebäudereste aus einer späteren Zeit stammen als die beschriebenen Gräber, weil sich die römische Steinarhitektur vermutlich erst ab Mitte des ersten nachchristlichen Jahrhunderts allmählich durchsetzte.

Die vorgestellten Grabbefunde erlauben immerhin folgende Schlüsse: Offenbar gab es in Schwarzerden eine wohlhabende Führungsschicht; und diese Familien wurden schon in einer frühen Phase von dem sogenannten »Romanisierungsprozess« erfasst, das heißt, sie besaßen römische Luxuswaren und ahmten den Lebensstil der Eroberer nach.

Abbildungsnachweis:

Abb. 12: J. Gorecki, Die Münzbeigabe eine mediterrane Grabsitte. Nur Fahrlohn für Charon? In: M. Witteyer/P. Fasold (Hrsg.), Des Lichtes beraubt. Totenerhöhung in der römischen Gräberstraße von Mainz-Weisenau. Ausstellungskatalog Frankfurt a. M. (Wiesbaden 1995) 93–102; 98 Abb. 5 nach P. S. Bartoli, Lucernae veterum sepulcrales iconicae, ex cavernis Romae subterraneis collectae (Coloniae Marchicae 1702) Taf. 12.

Abb. 14: A. Abegg, Eine wohlhabende Frau aus Belgium. In: A. Haffner (Hrsg.), Gräber – Spiegel des Lebens. Zum Totenbrauchtum der Kelten und Römer am Beispiel der Treverer-Gräberfelder Wederath-Belgium. Schriftenreihe des Rheinischen Landesmuseums Trier 2 (Mainz 1989) 299–316; 309f.; 311 Abb. 11.

Abb. 17: L. Schneider/M. Seifert, In Extase: Nymphen und Mänaden. In: Sphinx – Amazone – Mänade. Bedrohliche Frauenbilder im antiken Mythos. AiD-Sonderheft (2010) 91–101; 97 Abb. 5, aus A. Furtwängler/K. Reichhold (Hrsg.), Griechische Vasenmalerei. Auswahl hervorragender Vasenbilder (München 1909) Taf. 44–45.

Neues aus dem Wareswald

Ein Rückblick auf die Grabungsaktivitäten der vergangenen Jahre

Von Klaus-Peter Henz

Im Jahr 2011 blickte das Grabungsprojekt im gallorömischen Vicus Wareswald auf zehn Jahre archäologischer Forschung zurück. Seit dem Bericht über den Sachstand der Ausgrabungen im Band 31 des Heimatbuches St. Wendel sind die Forschungen in der untergegangenen Siedlung stetig vorangeschritten (Abb.1). Dabei konzentrierten sich die Grabungsaktivitäten in den Kampagnen 2009 bis 2011 weiterhin auf bereits geöffnete Flächen des so genannten Siedlungskerns, um hier die Grundrisse

der angeschnittenen Gebäude zu vervollständigen, die Fundschichten bis zum gewachsenen Boden abzutragen und anschließend den Mauerbestand dauerhaft zu sanieren.

Die Grabungen im Siedlungskern (Abb.2) konzentrierten sich zunächst auf die Räume unterhalb der bereits bekannten Baderäume (C2a und b) und des Raums mit Fußbodenheizung (C3).

Bis heute konnte hier der Raum C7 vollständig ausgegraben und für den Besucher aufbereitet

Der Wareswald heute, aus der Luft gesehen.



1



Das Grabungsgelände im Siedlungskern im Jahre 2010.

2

werden. Der Raum besaß ursprünglich einen Keller, in den wie im benachbarten Raum C9 zwei Drainagen eingebaut worden waren. Später wurden die Mauern offensichtlich gekappt, der Keller verfüllt und der darüber liegende Raum einer neuen Bestimmung zugeführt. Besonderes Augenmerk galt in den zurückliegenden Kampagnen auch dem Gebäudekomplex D.

Die Grabungen am so genannten Pfeilergrabmal I sind mittlerweile vollständig abgeschlossen. Hier wurde zum ersten Mal im Grabungsgelände ein Konzept zur Visualisierung eines Denkmals in die Tat umgesetzt.

Auch im Bereich des Marstempels schritten die Grabungen voran, besonders seit ab Juli 2011 hier Bürgerarbeiter zur Verfügung stehen. Im Gegensatz zu den früheren Kampagnen konnte in diesem Bereich kontinuierlich gearbeitet und deutlich sichtbare Fortschritte erzielt werden.

Siedlungskern

Mit Raum C7 wurde in den Kampagnen 2009 und 2010 der Teil der Siedlung ausgegraben, der am weitesten am Südhang hinab vorspringt. Ursprünglich war der Raum unterkellert und mit Drainagerinnen unter dem Kellerboden versehen, um das hangabwärts drückende Wasser abzuleiten (Abb.3). Der Keller war wohl mehrfach unterteilt, wie Mauerreste zeigen. In einer späteren

Bauphase, vielleicht zu der Zeit, als das gesamte Gebäude grundlegend umgebaut wurde und mit Badewannen und Fußbodenheizungen versehen wurde, gab man den Keller auf. Die unterteilenden Mauern wurden offensichtlich zunächst gekappt und später der gesamte Keller verfüllt. Der Sinn dieser Umbaumaßnahme erschließt sich nicht gänzlich, möglicherweise wurde der durch die Verfüllung entstehende Bereich als Terrasse mit

Raum C7 mit Drainagen.



3



Reste eines eisernen Kesselgehanges aus einer Brandschicht in Fundlage.

Oben rechts: Die Doppelapsis in Raum D13. In der Bildmitte sind die Steine der umgefallenen Mauer zu sehen.

Unten: Blick auf den sog. Mars-tempel.



Ausblick in das südliche Tal genutzt, eine Bau- und Lebensform, die aus römischer Zeit durchaus bekannt ist. Die Terrassenfunktion könnte auch das weite Vorspringen der Mauern am Südhang erklären.

Hier können nur zukünftige Grabungen im südwestlich angrenzenden Areal weitere Hinweise erbringen.

Weitere Grabungen fanden im Gebäude D statt. Insbesondere die Räume D3, D10 und D13, in denen in früheren Kampagnen bereits partiell Grabungen durchgeführt worden waren, müssen nun nach und nach einer vollständigen Unter-

suchung zugeführt werden. Für diese Arbeiten wurde eine Verlegung des Besucherrundweges notwendig, der einen nicht ausgegrabenen Korridor zwischen den Raumteilen bildete.

Die Ausgrabungen im Bereich des alten Weges haben gute Erfolge gebracht und ein Hauptmerkmal der Kampagne 2012 wird diesem Bereich gelten. Zahlreiche Brandschichten im Inneren der Räume zeugen von einer gewaltsamen Zerstörung durch Feuersbrünste, die die Bewohner wohl unvorbereitet trafen, denn viele Metallfunde konnten in diesen Zerstörungsschichten geborgen werden (Abb.4), Material, das unter günstigeren



Umständen wohl geborgen worden wäre. Jedoch handelt es sich eher um zivile Schadfeuer als um Zerstörungen, etwa durch plündernde Germanen. Die betroffenen Räume wurden wahrscheinlich danach aufgegeben.

Östlich des Rundweges wurde die Apsis in D13 weiter verfolgt. Dabei stellte sich heraus, dass der Raum wohl mit einer Doppelapsis nach Nordosten abschloss (Abb.5).

Möglicherweise stand dieser Teil des Gebäudes nach seiner Aufgabe eine Weile in seinen Grundmauern ungeschützt, da sowohl in D13 als auch im angrenzenden Raum D10 jeweils ein Mauerabschnitt freigelegt werden konnte, der offensichtlich in einem Stück umgestürzt war.

Grabungen im Bereich des Raumes D1 brachten weitere wichtige Erkenntnisse zur Entstehung und chronologischen Einordnung der Siedlung. Funde von Keramikscherven handgemachter Gefäße spätkeltischer Zeitstellung lassen in der Gesamtsicht mit Funden aus vorhergehenden Kampagnen die Existenz einer keltischen Vorgängersiedlung im Wareswald immer wahrscheinlicher werden (Abb.6). Die Bautätigkeiten in der römisch geprägten Siedlung haben jedoch viele Spuren keltischer Vorgängerbauten zerstört, sodass ihr Aussehen völlig im Unklaren bleibt.

Grabungen am Mars-Tempel

Im Bereich des Tempels konzentrierten sich die Grabungen auf die Klärung des Grundrisses des Kernbaues. Dem Grabungsfortschritt sehr förderlich war hier der Einsatz von fünf »Bürgerarbeitern«, der seit dem Sommer 2010 eine kontinuierliche Grabung möglich machte.

Bis auf einen kleinen Ausschnitt der nördlichen Mauerecke ist der Kernbau weitgehend

ausgegraben, sodass die Arbeiten auf die äußeren Bereiche verlegt werden konnten.

Die Außenmaße konnten mit 13,57 x 11,94 Meter ermittelt werden (Abb. 7). Im Inneren verliefen zwei nordost-südwest orientierte Drainagerinnen, die wohl der Entsorgung von Grundwasser dienten (Abb.8). Ein einzelnes Pfostenloch zeugt von Holzbauten, die hier einstmals standen (Abb.9). Jedoch kann weder eine chronologische Einordnung vorgenommen, noch kann über die Form des Gebäudes irgendetwas gesagt werden.

Seit längerem war bekannt, dass die Gesamtanlage wesentlich größer ist, da in vorhergehenden Kampagnen nord- und südwestlich des Kernbaues parallel verlaufende Mauern außerhalb der Anlage festgestellt worden waren (Abb.10).

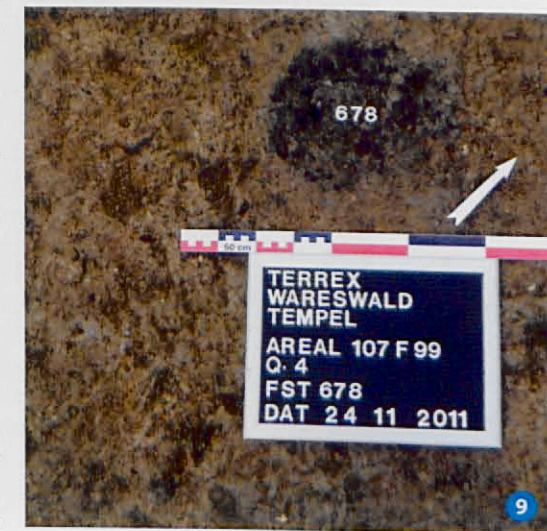
Überraschende Ergebnisse konnte die Kampagne 2011 im nordöstlichen Bereich erbringen. Neben eines erwarteten parallel verlaufenden

Mauerstücks konnte ein schmales, aus vermörtelten Steinplatten konstruiertes Pflaster aufgedeckt werden (Abb.11). Während die Mauer nur noch als Ausbruchgraben des Fundamentes vorhanden ist, ist das Pflaster noch als Begehungsfläche erhalten. Es war direkt an der Außenkante der Mauer eingebaut und ist noch ca. 80 cm breit. Die Funktion der sehr sorgfältig gebauten Pflasterung ist noch nicht geklärt, die für das Frühjahr 2012 konzipierten weiteren Ausgrabungen in diesem Bereich sollen hier weitere Erkenntnisse liefern. Als beson-

Oben links: Sogenannter Begehungshorizont mit Scherben handgemachter Keramikgefäße.

Drainagerinnen im Kernbau des sog. Marstempels.

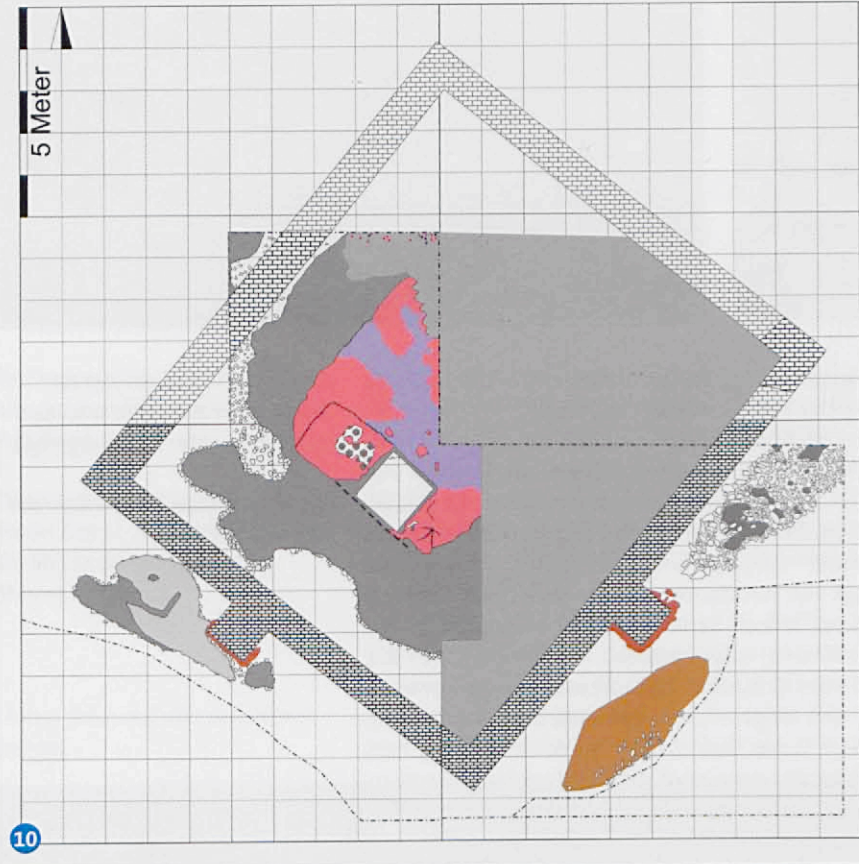
Unten: Runde Verfärbung im Boden: Rest eines hölzernen Pfostens.



107 G 80 | 107 G 90
107 F 89 | 107 F 99

Wareswald, Tempel

Planum 01 (Schichten 2,3)
- vermutlicher Mauerverlauf



Sogenannter Marstempel – Gesamtplan.

Oben rechts: Fundamentgraben einer Mauer mit angebautem Pflaster.

Rechts: Gefälschter Denar aus der Grabung am sogenannten Mars-Tempel.

derer Fund darf u.a. ein gefälschter Denar gelten. Als Vorbild diente ein Silberstück der Mitte des 1. Jh. v. Chr. Unser Stück besitzt dagegen einen Kern aus Bronze, der mit einer dünnen Silberauflage überzogen ist, um so die Echtheit vorzutäuschen (Abb.12).

Immer deutlicher wird jedoch die Sonderstellung des Bauwerkes, die auch durch die exponierte Lage unterstrichen wird. Betrachtet man die topografische Lage, so bemerkt man, dass nach Südwesten, besonders aber nach Nordwesten und Südosten das Gelände abfällt und der Bau erhöht in der Landschaft steht und eine deutliche Sichtverbindung zum Pfeilergrabmal 1 existierte. Beide Bauwerke sind darüber hinaus in ihrer Ausrichtung über Eck genordet. Auch hier kann eine inhaltliche Beziehung vermutet werden. Darüber hinaus kann angenommen werden, dass beide mindestens eine gewisse Dauer gleichzeitig bestanden.



Der Mars-Tempel ist ein einzeln stehendes Gebäude mit besonderer Funktion, das aber offensichtlich in den Kontext weiterer Bauwerke eingefügt war und auf diese bezogen werden muss. Nicht nur die identische Orientierung mit Pfeilergrabmal 1, auch die Existenz weiterer Bauwerke in unmittelbarer Nähe, die sich als deutlich wahrnehmbare Erhebungen im Wald zu erkennen geben, sprechen hier eine deutliche Sprache.

Visualisierung Pfeilergrabmal

Bereits in der letzten Ausgabe des Heimatbuches konnten aufgrund der Grabungsergebnisse und vor allem der Erkenntnisse durch die wissenschaftliche Aufarbeitung der architektonischen Glieder Gedankenspiele zur Präsentation des Monumentes vorgestellt werden.

Diese Gedankenspiele mündeten im Laufe der Zeit in konkrete Planungen in enger Abstimmung mit dem Landesdenkmalamt des Saarlandes. Intensive Diskussionen und Debatten, deren Ergebnisse immer neue Entwürfe erbrachten, verliefen letztlich aber so gewinnbringend, dass ein bei allen Beteiligten zustimmungsfähiger



Entwurf am Ende stand. Erstaunlicherweise war der zur Ausführung kommende Plan vom anfänglichen »Gedankenspiel« nicht so weit entfernt.

Am 20. August 2011 begannen die Bauarbeiten mit der Vorbereitung zur Erstellung des Betonsockels, dem die Aufstellung des Metallgerüsts folgte. Den Abschluss bildete die Aufstellung neuer Infotafeln und die Montage der ausgewählten Reliefkopien bis zum 16. September 2011 (Abb.13). Am 17. September 2011 wurde das Monument durch Landrat Udo Recktenwald und die Bürgermeister der Terrex-Gesellschaftgemeinden bzw. deren Vertreter eingeweiht

Die Visualisierung eines archäologischen Denkmals in der vorgestellten Form ist sicher im Saarland und auch darüber hinaus ein ambitioniertes Bauvorhaben. Darüber hinaus bestimmt es die Formensprache weiterer Vorhaben dieser Art in einem zukünftigem Archäologiepark Wareswald (Abb.14).

Seit über zehn Jahren laufen die Grabungen im gallo-römischen Vicus Wareswald. Die wissenschaftlichen Aussagen können immer konkreter gefasst werden, auch wenn viele wichtige Fragen bis heute nicht beantwortet werden. So ist z.B. die Struktur der Wasserversorgung einer solch großen Siedlung nach wie vor ungeklärt. Die Erfolge der Archäologen sind mittlerweile aber unübersehbar, ein wichtiges Ziel wurde erreicht. Das



Grabungsprojekt entwickelt sich kontinuierlich hin zu einem Archäologiepark; die Visualisierung des Pfeilergrabmals bildet dafür einen wichtigen Anfang.



Meilenstein und Landmarke auf dem Weg zu einem Archäologiepark: die Visualisierung des Pfeilergrabmals im Wareswald.

Links: Ausgewählte Reliefkopien.

Der Besuch Kaiser Maximilians in St. Wendel im Jahre 1512

Von Roland Geiger

»Unter der Regierung des Kurfürsten Richard von Greifenklau sah unsere Stadt vornehmen Besuch. Am Mittwoch, den 31. März 1512, traf Kaiser Maximilian, begleitet vom Kurfürsten und einem glänzenden Gefolge, von Grimburg kommend, in St. Wendel ein. Er übernachtete in der Burg. Am folgenden Tage lag er der Falkenbeize ob und zog dann nach Trier zurück, wo er die Osterfeiertage in frommer Bußübung verlebte.«

So schilderte Max Müller 1927 in seiner »Geschichte der Stadt St. Wendel« den Besuch von Kaiser Maximilian im Jahre 1512 in unserer Stadt. Immerhin war er der erste, der den Besuch überhaupt erwähnte. Sein Vorgänger Julius Bettingen hat 1865 in seiner »Geschichte der Stadt und des Amtes St. Wendel« kein Wort darüber verloren, vermutlich weil er nichts davon wusste. Müller hat seine Informationen wahrscheinlich aus Gottfried Kentenichs »Geschichte der Stadt Trier« (zeitnah 1915 erschienen) oder gar aus Christian von Stramberg's »Rheinischem Antiquarius« von 1853. Die dortigen Ausführungen hat er dann phantasievoll ausgeschmückt. Auf Müllers Grundlage schmückte der Künstler Walter Hannig die Wand des Rathausfestsaa's in St. Wendel.

Doch weder wurde der Kaiser vom Kurfürsten begleitet noch von einem glänzenden Gefolge, und gebüßt hat Maximilian eindeutig am Kar Samstag, aber nicht mehr an den Osterfeiertagen.

Peter Maier, Sekretär des Trierer Kurfürsten Richard von Greiffenclau, hat den Ausflug in seinen Aufzeichnungen über den Trierer Reichstag von 1512 in kurzen Worten wiedergegeben:

»Dinstags ist keiserlich Maiestat vß Trier geritten, beissen: die nacht Zu Grimburg. Mittwochs Zu Sandwendl, Donrstags Zu Schelingen gelegen vnd den Fritag widderumb ghen Trier kommen.«

Sie sehen, mit Max Müllers Phantasie kann es keine Wirklichkeit aufnehmen.

Leider gibt es in den alten Unterlagen unserer Stadt keinen Nachweis über den Besuch des Kaisers in St. Wendel, aber wenn damals jemand etwas aufgeschrieben hätte, dann hätte es in etwa so gelautet:

»Ich grüße Euch, verehrte Damen, und auch Euch, Ihr ehrenwerten Herren.

Mein Name ist Nicholas, aber wie meinen Vater nennt man mich nur Clesgen (oh, bitte das »g« nicht wie »g«, sondern wie »ch« aussprechen!).

Wisst Ihr, wer grad die Stadt verlassen hat? Nein? Nun, so lasst mich erzählen.

Gestern abend hielt ich mich vor der Kirche im Haus Pilgerruh auf. Ihr wisst schon, in der Markthalle, dort, wo sich immer die Räte der Stadt treffen und die Pilger meistens übernachten – Pilgerruh wird sie deshalb oft genannt. Heute – am Donnerstag – ist ja Markt, und mein Vater Clesgin, wie schon sein Vater selig und viele meiner Vorfahren Weisgerber in St. Wendel, hatte mich beauftragt, den Stand vorzubereiten. Das heißt, eigentlich war ich schon damit fertig, aber da wir unsere Ware immer schon tags zuvor dort abliefern, muss ich dann die Nacht dort verbringen. Auch wenn der Herr Nachtwächter sagt, wir sollten uns nicht fürchten. Solange er da ist, passiert da nichts. Aber

ich habe ihn schon oft durch die Gassen mehr taumeln als gehen sehen, und mein Vater sagt immer ..., aber das ist eine andere Geschichte.

Jedenfalls saß ich dort und schaute hinaus auf die Gasse und langweilte mich, als ich plötzlich den Klang einer Glocke vernahm. Das musste der Wächter am unteren Tor sein, der seine Warn-glocke läutete. Kurz darauf sah ich den Amtmann, Herrn Clais von Gersbach, vorbeieilen, jeres, richtig festlich aufgeputzt war er.

Auch über mir fing es an zu rumoren. Stühle wurden geschoben, und polternd kamen die Ratsleute die Stiege hinab, an der Spitze der Herr Theis, unser Schultheiß, eilten durch die große Halle und stürmten dem Amtmann hinterher. Und schon kam auch unser geehrter Pfarrer, Herr Oleatoris, begleitet von seinen Altaristen. Alle besonders herausgeputzt und in festlichem Gewande.

Hätte grad noch gefehlt, dass sie den Heiligen in seiner neuen Lade mitgenommen hätten. So wie voriges Jahr, als der neue Bischof, unser edler Herr Richard, nach St. Wendel gekommen war, um sich huldigen zu lassen. Sollte er schon wieder herkommen? Sonst vergingen oft Jahre, bis man jemanden aus Trier hier zu sehen bekam.

Es dauerte eine ganze Weile, und ich verharrte am Fenster in der Ecke der Halle, von dem man einen guten Blick auf die Gasse zur untersten Pforte hat. Schließlich kamen sie wieder zurück, diesmal alle zusammen und in Begleitung einiger ziemlich müde aussehender Herren, allesamt zu Pferde, deren teure Kleidung ich unter der dicken Lage aus Staub und Schmutz gut erkennen konnte. Hohe Tiere, wie mein Freund, der Bäcker-geselle aus der Oberstadt, immer ironisch zu sagen pflegt. Derer zu Pferde waren nicht so sehr viele, ein gutes Dutzend. Sie waren natürlich bewaffnet, einer hielt sogar eine lustig im Wind flatternde Standarde in der Hand, die ein schwarzer Doppeladler zierte. Einer – nicht der erste in der Reihe, sondern mitten unter ihnen – fiel mir besonders auf. Es war ein älterer Mann, der schon gut fünfzig Lenze auf dem Buckel hatte. Er schien von großer Gestalt, und sein Gesicht zierte eine auffällige Adlernase. Er kam mir vage bekannt vor.

Vor der Markthalle mussten sie natürlich absteigen, sonst hätten sie sich an dem Durch-

gang unter der Halle hindurch arg die Köpfe gestoßen. Sie führten ihre Pferde am Halfter und kamen genau unter mir durch. Vor zehn Jahren – als kleiner Junge – hätte ich es mir sicher nicht nehmen lassen, einem von ihnen auf den Helm zu spucken; das hätte wie immer tüchtig Prügel gegeben, aber unter meinen Freunden wäre ich ein Held gewesen. Damit ist es aber schon lange vorbei. Zähle schließlich schon 20 Lenze und gelte somit fast als erwachsen.

Auf der anderen Seite saßen die Reiter wieder auf, verneigten sich in Richtung Kirche und ritten die Amtsgasse hinab. Sie wollten zur Burg. Hoppla, das waren nicht »hohe Tiere«, sondern »sehr hohe Tiere«. Denn in der Burg wohnte sonst nur der Amtmann.

Etwa halb die Amtsgasse hinunter, die zur Süd-mauer führt, bogen sie nach rechts ab. Die Hufe ihrer Pferde klapperten über das Holz der kleinen Zugbrücke, die dort heute nur mehr symbolisch liegt. Ich selbst habe noch nie gesehen, dass sie hochgezogen war, und auch das Tor ist nie geschlossen. Aber mein Großvater hat mir mal erzählt, dass sie in Kriegszeiten hochgezogen wird und dass dann keiner dort mehr durchkommt. Ist eh seltsam, die Sache mit dem Tor in die Burg, denn ein Besucher muss erst mal in die Stadt, bevor er in die Burg kann. Und will er woanders hin, muss er erst in die Stadt und von dort durch das Stadttor wieder raus. Der Großvater hat mir den Grund mal erklärt, aber so richtig verstanden habe ich es nie. Hat irgendwas mit unserem Herrn in Trier zu tun, dem die Burg ja eigentlich gehört.

Kaum waren sie drin, ging ein geschäftiges Treiben innerhalb der Burg los. Boten eilten heraus, Essen und Wein wurden in großen Fässern mit einem Karren hineingebracht.

Wir draußen wussten lange nicht, was da los war. Schließlich sprach ich mit einem der Reiter, dem wohl langweilig geworden und der die Stadt auf eigene Faust erkunden wollte. Als wens in St. Wendel so viel zu sehen gäbe. Innerhalb kurzer Zeit kann man die Stadt durchqueren, und auch der Gang über die Mauer dauert nicht sehr lang.

Er wusste natürlich, wer der Mann mit der auffälligen Nase war. Das war unser Kaiser Maximilian. Das Wappen seines Vaters, Friedrichs III.,

konnte man und kann man immer noch in der Kirche an der Decke sehen, zusammen mit denen der anderen Kurfürsten des Reiches und natürlich dem des Amtmanns, einem der Vorgänger unseres Herrn Clais von Gerspach.

Mein neuer Freund erklärte mir auch, warum der Kaiser überhaupt hier in unserer Gegend war. In der altehrwürdigen Stadt Trier sei er vor ein paar Wochen eingetroffen und habe sofort Boten in das ganze Reich senden lassen, um die Fürsten nach Trier zu einem Reichstag rufen zu lassen. Das dauert natürlich seine Zeit, bis alle da sind, deshalb habe er sich kurzerhand für diesen Ausflug entschlossen. Ich staunte und entgegnete: »Ja, das kann nur der Kaiser. Nur er hat die Macht zu befehlen, und alle, wirklich alle, müssen ihm gehorchen.« Mein Gegenüber zog die Mundwinkel hoch, zwinkerte mir zu und meinte ironisch, nun, so weit sei es mit der Macht des Kaisers auch nicht her; denn er habe die Fürsten zusammenrufen lassen, weil er Geld benötige, um mal wieder Krieg führen zu können. So einfach lassen die sich das nicht befehlen, sagte er, er sei gespannt, was dabei herauskommt.

Aber er freue sich schon auf die Vergnügungen, die so ein Reichstag immer mit sich bringt. Auf Jagdausflüge wie diesen hier. Der Kaiser sei ein vielseitiger Mann – den alten Traditionen aufgeschlossen und trotzdem dem Modernen nicht unbedingt abgeneigt. So plane er, mit einer großen Kanone auf eine der vielen uralten Ruinen in Trier schießen zu lassen, und in ein paar Wochen wolle er in Trier mit einem exotischen Tier ein ganz besonderes Jagdvergnügen durchführen lassen.

Auf die großen Turniere müsse man diesmal allerdings verzichten. Ich fragte nach, und er beschrieb ein solches Turnier in allen Einzelheiten – die Falkenjagd, bei der der Kaiser seine teuren Vögel auf speziell dafür gezüchtete Enten und Gänse jagt. Dann der Tjost, auch Lanzenbrechen genannt, bei dem zwei Reiter in wildem Galopp aufeinander zugpreschen und versuchen, sich mit langen Lanzen aus dem Sattel zu werfen. Und schließlich das Melée, der Massenkampf. Da gehen die Ritter mit Schwertern und Kolben aufeinander los und versuchen, die jeweils andere Gruppe vom Turnierplatz zu vertreiben. Das geht meist nicht ohne Blutvergießen ab. Mein Freund sah meine glänzenden Augen und

meinte mit spöttischem Unterton: »Aber dafür ist Trier nun wirklich nicht der geeignete Ort.« Warum nicht, fragte ich zurück.

»Nun ja, einmal dauert es schon eine Zeit so etwas vorzubereiten. Und dann das Geld. Das sind teure Angelegenheiten, euer Kurfürst müsste das alles bezahlen, und er würde von dem Geld nichts mehr zurückerhalten. So gut geht's Euch hier in dieser verlassenem Ecke der Welt nicht, dass Ihr Euch das leisten könntet.« Und als ich den Einwand wagte, St. Wendel sei eine blühende und reiche Wallfahrtsstatt, vielleicht könnten wir hier ... da fing er laut an zu lachen und meinte, da müssten wir aber noch ein paar Jahrhunderte lang tüchtig sparen, bis wir uns so ein Turnier leisten könnten.

Deshalb habe er sich so auf diesen Ausflug gefreut. Bloß die verdammten Fische hingen ihm zum Hals raus. »Fische?« fragte ich. »Nun ja«, sagte er, »es ist Fastenzeit, da gibt's kein Fleisch, sondern nur Fische. Forellen, Aale, was auch immer. Und in allen Variationen – mit Gemüse, in Öl und in heller Sauce. Hauptsache: Fisch, kein Fleisch. Bis Ostern. Kennt ihr das hier nicht?« Doch, doch, eilte ich mich zu versichern, obgleich – meine Familie nagt fürwahr nicht am Hungertuch, mein Vater ist ein angesehener Gerber, aber Fleisch kommt höchstens einmal in der Woche auf den Tisch – am Sonntag. Und die Fische aus den Weihern unterhalb der Burgmauer in der Mott und an den Grenzen des Amtes gehören dem Landesherrn, da bekommt vielleicht der Amtmann mal welche.

Jetzt wusste ich auch wieder, wieso der Mann mit der Adlernase mir so bekannt vorgekommen war. Ich hatte ihn schon einmal gesehen und zwar ziemlich genau vor vier Jahren. Damals im Jahre unseres Herrn 1508 an den letzten Tagen des April hatte er mit seinem Gefolge auf dem Weg aus dem fernen Süden nach Aachen hier für einige Tage Aufenthalt gehabt. Sein Besuch damals war noch überraschender gewesen als heute. Er hatte auch in der Burg gewohnt und sich oft in der Kirche aufgehalten, das Wappen seines Vaters betrachtet und vorn im Chor am Grab des heiligen Wendelin gebetet. Auch sollen Botschaften von hier aus an wichtige Persönlichkeiten des Reiches gesandt worden

sein, eine gar an des Kaisers Tochter Margareta.

Mein Großvater – Gott hab ihn selig – hat mir oft die besonderen Ereignisse der ersten zehn Jahre des neuen Jahrhunderts erzählt, die ich zwar auch erlebt habe, aber nur aus der Sicht eines jungen Heranwachsenden, der mehr ein Auge auf die schönen Töchter unseres Nachbarn hatte als auf die Ereignisse in unserer Stadt. Von der großen Wallfahrt im Jahre 1506, als die Menschen von nah und fern kamen, um zu unserem heiligen Wendelin zu beten. Den hatte man in seinem Sarg extra aus dem Hochgrab im Altar genommen und in der Kirche ausgestellt. So zahlreich waren die Besucher – und sie alle wollten durch Berühren dem Heiligen möglichst nahe sein –, dass nicht wenige einen Splitter des Sarges als heiliges Andenken mit nach Hause nahmen. Dabei wurde der Sarg so stark beschädigt, dass man durch ein großes Loch hineinschauen und sogar die Gebeine des Heiligen sehen konnte. Dieses ungeheure Geschehen, ja fast dieser Frevel, erregte großes Aufsehen; die Kunde drang bis nach Trier, und der Herr Bischof selbst sandte drei hohe Herren mit dem Auftrag, dem Heiligen einen neuen Sarg bauen und ihn dorthin umzubetten zu lassen. Dieser Sarg hatte vier unterschiedliche Schlösser, und es gab vier verschiedene Schlüssel, einen für jede Partei: für die Pfarrei, für die Stadt, für das Hospital in Cues und für den Bischof in Trier. Sodass nur dann ein Partikul des Heiligen konnte entnommen werden, wenn alle vier Parteien einverstanden waren.

Gerüchtweise habe man damals gehört, dass auch ein Gelehrter unter den Besuchern gewesen sei, der die Zugehörigkeit des hl. Wendelin zu den Freunden der Vorfahren des Kaisers untersuchen sollte. An den Namen dieses Mannes konnte sich Großvater gut erinnern, er hieß Menel; das konnte er sich gut merken, denn es klang so ähnlich, wie die Leute hier bei uns den Namen unserer Stadt aussprechen: »Sangd Wennel«.

Aus dem Jahre 1508 berichtete Großvater von zwei Geschehnissen: dem Bau und der Weihe der St. Annenkapelle draußen an der westlichen Grenze unserer Stadt durch unseren Herrn Clais von Gerspach und seine ehrenwerte Ehefrau Barbara Glock von Obersteyn Ende Januar und dem Besuch des Kaisers Ende April.

Der Mann, mit dem ich am Spätabend sprach, wusste auch, wie – also auf welchem Weg – der Kaiser gestern nach St. Wendel gekommen war.

Mit seinem kleinen Gefolge ist er am Dienstag von Trier losgeritten. Nicht viele Leute in Trier hätten überhaupt gewusst, dass er diese Reise unternahm, noch weniger gar, wohin sie führen sollte oder wann man ihn zurückerwarten dürfe. Der Kurfürst ist übrigens nicht mitgekommen. Er musste nämlich als Gastgeber in Trier bleiben, um die eintreffenden Gäste zu empfangen.

Der Kaiser hat Trier am östlichen Ende durch die St. Simeonspforte verlassen. Diese liegt direkt neben der Stiftskirche St. Simeon, die seit vielen hundert Jahren als Doppelkirche für ihre Stiftsherren und das einfache Volk dient. Man sagt, St. Simeon sei auf ein großes Gebäude aus den Zeiten der alten Römer draufgebaut worden. Hinter dem Stadttor nahe der Kirche St. Maximin bog die kleine Gruppe nach Süden ab und folgten einer alten Straße, die schon kurze Zeit später steil bergan führt. Ihre Mittagsrast hielten sie in der Burg Sommerau am Ufer der Ruwer.

Durch Guthweiler hindurch führt die Straße über Bonerath durch den dunklen Hochwald nach Kell und weiter Richtung Wadrill. Hinter Kell bog die Gruppe nach Osten ab und erreichte die Grimburg auf ihrem Bergsporn über der Wadrill, wo man das Nachtlager aufschlug. Es war noch eine gute Zeit vor dem Dunkelwerden (die Sonne geht heuer um 7 Uhr abends unter), und der Kaiser ließ es sich nicht nehmen, mit seinen wertvollen Falken auf die Jagd zu gehen.

Gestern morgen ging die Reise über Wadrill an Kostenbach vorbei auf Waldpfaden nach Mettnich, dann zwischen dem Hof Imsbach und Theley vorbei zu einer Weggabelung nahe Tholey. Hier hatte man zwei Möglichkeiten: Der Weg durch das Bliestal verläuft über Selbach und Gronig, um hinter Bliesen am »Rothen Stein« das Amt St. Wendel zu betreten. Der andere führt über die alte Römerstraße auf dem Höhenrücken nach Süden und biegt bei Winterbach Richtung Wallesweilerhof ab. Danach erreicht man bei der St. Annenkapelle die Grenze St. Wendels. Beide Wege treffen sich in Alsfassen, aber ich habe vergessen zu fragen, welchen Weg die Gruppe genommen hat. Über

Breiten erreichten sie schließlich St. Wendel in den frühen Abendstunden. Man sagt, so ganz unvorbereitet sei der Herr Amtmann nicht gewesen, da er nicht lange vor der Ankunft des Kaisers einen Boten empfangen habe. Aber das mag ein Gerücht sein.

Heute morgen hat der Kaiser unsere Kirche besucht und gerade eben – das ist jetzt keine Stunde her – St. Wendel schon wieder verlassen, um sich auf den Rückweg nach Trier zu machen. Vielleicht schlägt er den Weg nach Tholey ein, um das dortige Kloster zu besuchen. Dann wird es auf dem gleichen Weg wieder zurückgehen, nur will man nahe der Grimburg den westlicheren Weg einschlagen und so weit wie möglich Richtung Trier reiten und in Waldweiler oder Niederkell, mit ein bisschen Glück sogar in Schillingen übernachten (hehe, da wird sich der dortige Meier freuen, dass sich sein Meierhof für einen Tag und vor allem eine Nacht in ein hohes Haus verwandeln wird). Am Freitag will man jedenfalls wieder in Trier sein.«

So weit dieser – leider erdichtete – Bericht eines Augenzeugen, dessen historisches Alter ego möglich, aber nicht bekannt ist. Seinen Vater Clesgin Weisgerber hat mir Gerd Schmitt vorgelesen; er kennt ihn aus den Listen der Sebastianusbruderschaft. Als »Cleßgen wißgerb« wird er auch in der Steuerliste von 1502 genannt. Er hatte sicherlich Kinder, und vielleicht war auch ein Nicholas darunter. Die Aussprache »Cles-chen« statt »Cles-gen« hat Dr. Margarete Stitz angeregt.

Die Briefe von 1508, die der Kaiser zu St. Wendel schreiben ließ, liegen in den Archiven Weimar und Worms, der an seine Tochter Margarethe vermutlich in Wien.

Den Schuss mit der Kanone kennen wir aus Johannes Enens Buch »Medulla Gestorum Treverensium«, erschienen in Metz 1517. Den Weg des Kaisers nach St. Wendel habe ich der Peter-Balthasar-Kopie (1775) der Arnold-Mercator-Karte von 1566 entnommen sowie einer weiteren späteren Kopie eines französischen Vermessers namens Letisserant (die Originale liegen in Berlin und Koblenz).

Der überbleibende Rest ist eine Mischung aus den Aufzeichnungen des anfangs genannten Peter

Maier (1460–1542) und des St. Wendeler Regionalhistorikers Johann Nikolaus Riotte (1769–1845), aus verschiedenen Akten verschiedener Archive in St. Wendel, Koblenz und Saarbrücken sowie eigenen Schlussfolgerungen, gestützt auf intensive Forschungen in der St. Wendeler Geschichte.

Die historischere Variante mit den notwendigen Quellenangaben und Kartenabbildungen finden Sie in der Schrift »Forellen, Mandelsuppe und die Jagd auf den Seehund. Der Trierer Reichstag von 1512. Die Aufzeichnungen des kurfürstlichen Sekretärs Peter Maier«, erschienen in St. Wendel im März 2012.

Bleibt noch die Jagd auf das exotische Tier. Dass der Kaiser besonderen Jagdvergnügungen nicht abgeneigt war, haben wir schon gelesen. In Trier hat er einen Seehund herbeischaffen lassen. Das Tier wurde in einem großen Teich auf Trierer Stadtgebiet, genannt der »Douffborn«, ausgesetzt. Dann versammelten sich die Herren Ritter am Ufer und hetzten ihre Jagdhunde auf den Wasserbewohner. Der verkaufte sein Leben teuer, zog die Hunde nacheinander unter Wasser und ersäufte sie. Dann schwamm er munter im Weiher umher, und die Herren am Rand kamen nicht an ihn heran. Ich stelle mir gerne ihre langen Gesichter vor. Ein glückliches Ende der Geschichte gab es für den Seehund natürlich trotzdem nicht. Die Herren schickten nach Arbeitern, die den Weiherdamm öffneten und das Wasser ablaufen ließen. Dann erlegten sie ihn. Natürlich waidgerecht.

**»Den tag hat der Keiser eyen Seehonnt
In dem wiher by dem douffborn hitzen
lassen, der die honnde genomen, vnder
das waser getzogen. Deshalben man dene
wiher vßlaissen muessen. Sust were er nit
erlaigt wordenn.«**

Peter Maier

Wüstungen im Bereich der Gemarkung Türkismühle

Der Bau der Rhein-Nahe-Bahn 1860 und die etwas später erstellte Bahnlinie über Hermeskeil nach Trier machten Türkismühle innerhalb weniger Jahrzehnte zu einem bedeutenden Verkehrsknotenpunkt. Mit dem Bahnbau waren großflächige Aufschüttungsarbeiten verbunden. Das Flussbett der Nahe wurde verlegt, das Wegenetz geändert und damit die Voraussetzung für die stark zunehmende Siedlungstätigkeit um das Bahngelände in der Ortsmitte geschaffen. Das schnell wachsende Dorf blieb aber bis nach dem Zweiten Weltkrieg Ortsteil von Nohfelden. Im Jahre 1946 wurde Türkismühle eine selbstständige Gemeinde. Schon vor diesen Veränderungen war der Bereich, in dem heute Türkismühle liegt, ein altes Durchgangsgebiet wichtiger Straßenverbindungen. Die steilen Hänge der umliegenden Bergkuppen und die feuchten Niederungen des Nahetals behinderten allerdings vor dem Bau des Schienenweges eine dörfliche Besiedlung. Abgesehen von einer Mühle mit einigen Nebengebäuden, die dem Müller Türkis gehörte, befand sich bis Mitte des 19. Jahrhunderts keine Siedlung in der Talenge zwischen Buchwald und Holzhauserwald. Dennoch sind in der näheren Umgebung auf der Gemarkung von Türkismühle zwei alte Siedlungsstellen bekannt, die erste zwischen den Fluren 2 von Türkismühle und 10 von Nohfelden, die zweite in Flur 1 in der Nähe des Holzhauserhofes. Beide Orte wurden schon vor Jahrhunderten verlassen, man bezeichnet sie als Wüstungen.

Die Ursachen der Wüstungsbildung sind vielfältiger Natur. Kriegerische Auseinandersetzungen gaben einen Ort schnell der Zerstörung preis, in den Folgejahren wurde er aber in der

Regel wieder aufgebaut. Ähnliches wurde auch nach dem mehrfachen Auftreten von Seuchen im Mittelalter beobachtet. In den meisten Fällen war das Wüstwerden eines Ortes ein sich langsam, fast unmerklich vollziehender Vorgang. Lagen mit schlechter Bodenqualität ließen die Erträge ständig zurückgehen, die Ernährung der steigenden Einwohnerzahl war nicht mehr gesichert und eine Abwanderung wurde unabdingbar. Klimaschwankungen, mehrere aufeinanderfolgende zu trockene, zu nasse oder zu kalte Jahre führten zu Missernten und hatten ähnliche Ergebnisse. Fehlende Kenntnisse einer besseren Bodennutzung führten besonders im 9. Jahrhundert zur Aufgabe von Einzelhöfen, die oft nur wenige Jahre bewirtschaftet wurden, später dann zum Verlassen ganzer Dörfer. Die Wüstungserscheinungen zogen sich durch das ganze Mittelalter bis in die frühere Neuzeit hin, erreichten aber im 14. Jahrhundert einen gewissen Höhepunkt. Leibeigenschaft und die hohen Abgaben an die Grundherrschaft verschlechterten zunehmend die Lebensbedingungen der Landbevölkerung. Sie versuchte ihrem harten Schicksal durch Abwanderung in die Städte zu entfliehen. Hier erwarteten sie größere Freiheiten und bessere Arbeitsbedingungen. Auch wurde die Umgebung naheliegender Burgen wegen deren Schutzfunktion gern als neuer Wohnsitz gewählt. Leibeigenschaft war zwar mit dem Verbot der Freizügigkeit verbunden, aber die Suche nach entflohenen Untertanen war sehr aufwendig. Die Territorialherren sahen in dem Einsetzen einer immer stärker werdenden Landflucht eine Gefährdung ihrer Einnahmen und versuchten mit neuen Maßnahmen, wie Nichtabzugserklärungen, dieser

Von Eckard Henn

Entwicklung gegenzusteuern. Dazu mussten sich einzelne Landbewohner unter Benennung von Bürgen, die mit ihrem Vermögen für die Einhaltung der Erklärung einzustehen hatten, verpflichten, ihre Dörfer nicht zu verlassen.¹

Flur 2 und Flur 10 sind Teile eines sehr alten Siedlungsgebietes. Ganz in der Nähe beider Fluren verlief die Alte Saarlouiser Landstraße, die von Tholey kommend in Hoppstädten Anschluss nach Birkenfeld hatte und etwas weiter die Römerstraße Richtung Mainz erreichte. Heute ist diese ehemals vielbenutzte Straße ein Feldweg und nicht identisch mit der im 19. Jahrhundert angelegten Saarbrücker Straße über Nohfelden nach Mainz.

In diesem Umfeld wurde ein 9,2 cm langes grünlichgraues Steinbeil gefunden, welches wahrscheinlich dem Übergangszeitraum von der jüngeren Steinzeit zur Bronzezeit (2000–1500 v. Chr.) entstammt. Es zeigt, dass sich schon damals Menschen hier aufhielten oder gar wohnten. Der genaue Fundort ist zwar nicht bekannt, wird aber dem erwähnten Gebiet zugeordnet.^{2,3} Im gleichen Flurteil Hinter Hanel wurden 1912 ein römisches Brandgrab und ein Henkelkrug mit treppenförmigem Ausguss entdeckt.⁴ Auch dies sind Hinweise auf Siedlungstätigkeit in der näheren Umgebung. In diesem Raum ist auch die ehemalige Siedlung Meckenheim zu suchen.

In unserer Region sind Ortsnamen mit der Endung »heim« selten. Sie entspringen der Landnahme durch die Franken, die ab dem 5. und 6. Jahrhundert die Nachfolger der Römer waren. Im 7. und 8. Jahrhundert entstanden die »Weilerorte«, also Orte, die auf »weiler« endeten – soweit sie nicht aus römischen Gehöften hervorgingen. In der Ausbauphase, bedingt durch Bevölkerungszunahme, traten ab dem 10. Jahrhundert Orte mit den Endungen »hausen«, »felden« und »bach« hinzu, wobei die Begründer der neuen Ortschaften nicht selten aus den »Heimorten«

stammten.⁵ Zwei weitere Heimorte liegen im Umkreis von Meckenheim; dem Grenzweistum von 1607 vom Hochgericht Neunkirchen/Nahe ist zu entnehmen, dass das spätere Holzhausen als ältere Siedlung wahrscheinlich Holzem (= Holzheim) hieß.⁶ Andere Quellen berichten von einem Ingelnheim bei Brücken.⁷ Für die Existenz dieser beiden wüstgefallenen Orte gibt es, wenn auch spärliche, urkundliche Belege, während solche für die Siedlung Meckenheim bis jetzt fehlen.

Lediglich zwei Flurnamen lassen auf das Bestehen dieses Ortes schließen: Der nach Türkismühle hin steil abfallende Hang des Juliusberges wird als Meckenheimer Hell oder Höll bezeichnet. Ein kleiner Waldbach am Fuße des Berges, der Wackenfloß, aus dem Holzhauser Wald kommend, mündet in den Söterbach und bildet in Fließrichtung rechts die Grenze des ehemaligen Holzhauser Bannes.⁸ Auf der anderen Bachseite begann der Meckenheimer Bann. Die Flurbezeichnung Im Heimrech nahe Nohfelden könnte das östliche Ende des ehemaligen Bannes von Meckenheim gewesen sein. Über die Ortsgröße sind keine Angaben zu machen. Sie dürfte, wie bei den damaligen Heimorten allgemein angenommen wird, als Gruppensiedlung nicht über wenige Häuser hinausgegangen sein. Spätestens im 14. Jahrhundert ist die Siedlung wüstgefallen.⁹

Welche Beweggründe die Menschen von Meckenheim zur Aufgabe ihrer Wohnstätte veranlassten, muss ebenfalls unbeantwortet bleiben. Vielleicht waren sie die Begründer des erstmals 1334 erwähnten Meckenbacherhofes, aus dem danach das Dorf Meckenbach hervorging, oder sie begaben sich in den Schutz der Burg Nohfelden, die Wilhelm Bossel vom Stein 1285 errichtete. In diesem Fall wäre der Bann von Meckenheim anschließend in dem von Nohfelden aufgegangen. Da vom verschwundenen Meckenheim außer den hinweisenden Flurnamen nichts Näheres bekannt ist, wird das Gebiet um die Meckenheimer Hell

5 Christmann, S. 133.

6 Baldes, S. 197.

7 Weber, S. 23.

8 Vgl. Mahrt, Karte von 1746.

9 Staerk, S. 288.

1 Vgl. Mötsch, J.

2 Baldes/Behrens, S. 28 und S. 116.

3 Landkreis WND, S. 56–57.

4 Baldes/Behrens, S. 22, S. 69 u. S. 106.

unter anderem in Verbindung mit den Herren von Meckenheim gebracht, die dort angeblich in Lehens- oder Besitzverhältnissen standen. Sofort treten neue Schwierigkeiten auf, denn das Adelsgeschlecht derer von Meckenheim kommt gleich zweimal vor, einmal in der kleinen Stadt Meckenheim bei Bonn und außerdem in einem gleichnamigen Dorf im Kreis Neustadt an der Weinstraße.

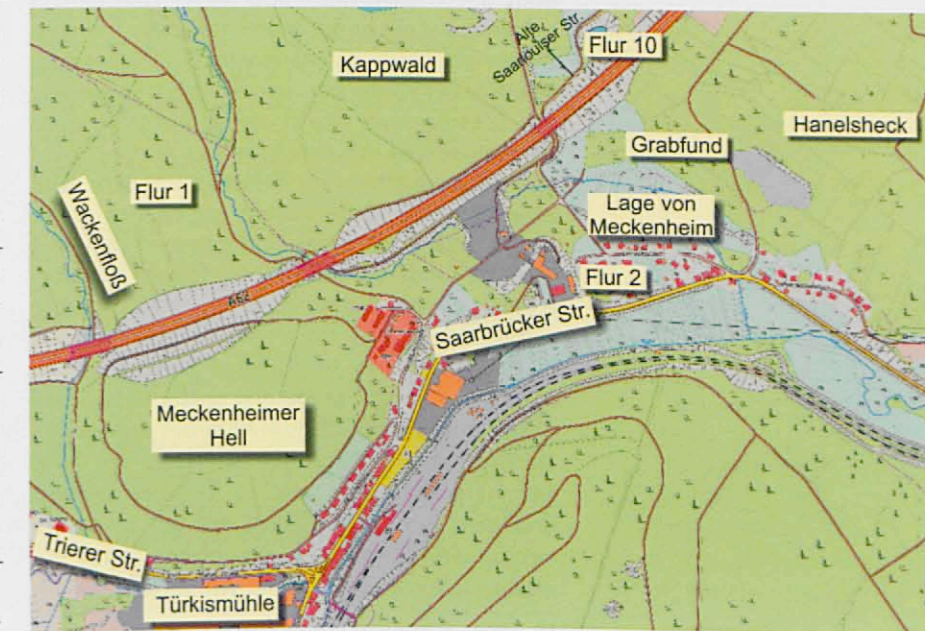
Die Ritter von Meckenheim bei Bonn werden 1311 zum ersten Mal urkundlich mit Besitz in Meckenheim aufgeführt. Ihre Spur verliert sich dann an ihrem Stammsitz gegen Ende des 16. Jahrhunderts, sie wanderten nach Belgien bzw. Frankreich aus und nannten sich dort »Chevaliers de Mequenem«.¹⁰ Es ist äußerst ungewöhnlich, dass ein Rittergeschlecht aus dem kurkölnischen Meckenheim Besitzungen in einem Gebiet gehabt haben sollte, welches zur fraglichen Zeit zu Lothringen (Verdun) gehörte, in dem die Herren von Oberstein Besitzungen hatten, das dann zur Grafschaft Veldenz kam und schließlich zu Pfalz-Zweibrücken. Leider gibt der Autor, der diese These aufstellt, keine Quelle für seine Behauptung an und verschweigt zusätzlich noch seinen Namen.¹¹

Beziehungen der Meckenheimer aus der Pfalz zu den Herren von Oberstein, den Grafen von Veldenz und zu den Herzögen von Zweibrücken bestehen hingegen und sind auch belegbar. Ein Siegfried von Oberstein heiratet nämlich 1367 eine Hebele (Hedwig) von Meckenheim.¹² Als Lehens-träger der Grafen von Veldenz treten die Ritter von Meckenheim mehrfach in Erscheinung. Ritter Arnold von Meckenheim gelobt, gleich seinen Hausgenossen und anderen Burgmannen zu Lichtenberg bei Kusel, den dortigen Burgfrieden zu halten. Darüber hinaus tauchen in den Regesten der Grafen von Veldenz zwischen 1337 und 1392 weitere Angehörige der Familie von Meckenheim als Lehensträger auf. Diese Lehen beziehen sich allerdings auf Wachenheim am Rhein und Meisenheim am Glan.¹³

Auch in Zweibrückischen Diensten hören wir

von den Rittern von Meckenheim. 1368 verpfändet Graf Eberhard von Zweibrücken einem Meckenheimer ein pfälzisches Dorf nebst Einwohnern. Herzog Stephan von Pfalz-Zweibrücken, der als Erbe der Grafschaft Veldenz Territorialherr von Nohfelden wird, beleihet noch 1419 einen Meckenheimer mit Rechten in Friedelsheim bei Wachenheim.¹⁴ Im 16. Jahrhundert verlor das in der Pfalz einst angesehene und 1272 erstmals erwähnte Rittergeschlecht an Bedeutung. Die Burg, mitten im Ort Meckenheim gelegen, ist längst abgetragen. Im nahen Lamsheim ist jedoch ein bescheidenes Schloss der Meckenheimer erhalten geblieben, es wird heute als Kindergarten genutzt. Letztmalig taucht der Name 1533 auf, als von einer Klage gegen einen Herren von Meckenheim wegen rückständiger Zinszahlungen berichtet wird. Unmittelbare Beziehungen dieses Meckenheimer Rittergeschlechts zu Siedlung, Dorf oder Bann des wüstgefallenen Meckenheims bei Türkismühle sind aber nicht festzustellen.

Mutmaßliche Lage des Ortes Meckenheim



10 Bellaire, S. 86.

11 Heimatbuch 1948, S. 134.

12 Feil, S. 30.

13 Vgl. Pöhlmann, S. 133 und S. 213–215.

14 Vgl. Lehmann, S. 30.

Wenn bei der Abgrenzung des Neunkircher Hochgerichtsbezirks (1607), wie oben erwähnt, Flurbezeichnungen wie Holzemer Bruch oder Holzemer Land auftreten, so liegt die Vermutung nahe, dass ein Dorf Holzheim existierte. Demnach würde es in die Gründungsphase von Meckenheim fallen. Der Holzemer Bruch liegt ungefähr zwischen Holzhauserhof und der Autobahnauffahrt.¹⁵ Hier überquert die Eierstraße, eine früher vielbenutzte Wegstrecke von Tholey nach Züsch im Hunsrück, den Söterbach (Holzhauser Furt).¹⁶ Auf einer kleinen Anhöhe in der Nähe könnte das Dorf gestanden haben. Auf der anderen Seite des Bachs, an der Eckelhauser Banngrenze, liegt der Holzhauser Born. Die »Handskizze vom Bann Eckelhausen« von 1734 würde diese Annahme unterstreichen.¹⁷ Zwei andere Skizzen von 1730 und 1746 geben den Ort eher an der Stelle wieder, an der heute der Holzhauserhof liegt.¹⁸ Die eingezeichneten Stellen für das Dorf Holzhausen in den drei Skizzen liegen, auf ein modernes Messtischblatt übertragen, kaum 200 Meter voneinander entfernt. Auf die unmittelbare Nähe des früheren Dorfes weist auch die Mauerwies hin. Die Lage der Wiese in der häufig überschwemmten Niederung des Söterbachtals macht sie siedlungsfeindlich; der Namensteil »Mauer« kann sich also nicht auf alte bauliche Überreste beziehen, sondern wird eine Abgrenzung der Wiese gegen das umliegende Gelände oder das Dorf gewesen sein. Gleiches gilt für den 1611 erwähnten Brühell.¹⁹ Hierbei handelt es sich ursprünglich um eine umzäunte, saftige Wiese oder fruchtbare Ackerfläche ganz in Dorfnähe. Das Verständnis einer feuchten, sumpfigen Tallage wurde erst später Bestandteil des Begriffs. Die ebenfalls in Nähe der vermuteten Dorflage befindliche Flurbezeichnung »Im Zwinger« ist höchstwahrscheinlich jüngeren Datums und geht auf die Nutzung des um 1750 vom Herzog von Zweibrücken errichteten Hofes mit Pferdezucht zurück. Dass hier, wie in Meckenheim,

15 Siehe 2. Blatt, 1. Flurkarte von Eckelhausen 1855/56.

16 Vgl. Bannbeschreibung v. Eckelhausen in Bosen, S. 210.

17 Vgl. Weiler, M., S. 213.

18 Karten v. Schwebel und Mahrt, bei Weiler, H., S.16 u. 25.

19 Landesarchiv Koblenz, Best. 38, Nr.1062, Bl.27, n. Weiler, H. S.18.

an den angegebenen Stellen keine Siedlungsreste zu finden sind, dürfte auf die Bauweise während der fränkischen Landnahme zurückzuführen sein: Der Boden der Häuser bestand aus gestampftem Lehm, die Wände aus fachwerkartig angeordneten Holzbalken, die mit Lehm verfüllt wurden und die Dächer waren strohgedeckt. Solche Behausungen konnten natürlicherweise den Witterungsverhältnissen vieler Jahrhunderte nicht widerstehen. Holzheim könnte nach seiner Aufgabe als Holzhausen wiederbesiedelt worden sein, um dann gleich anderen »Hausendörfern« der Umgebung, wie Gierenhausen und Hahnhausen bei Walhausen und Hahnhausen bei Asweiler, endgültig wüstzufallen.²⁰ Der Dorfwüstung folgte eine Flurwüstung, d.h. Teile des brachliegenden Holzhauser Banns wurden nicht mehr genutzt. Nach und nach trat Eckelhausen an die Stelle von Holzhausen und bekam nach langem Rechtsstreit diesen Teil als Flur 1 zugesprochen.²¹ Der Wüstungsprozess könnte durch einen oder mehrere der oben genannten Gründe in Gang gekommen sein. Holzhausen war ursprünglich Tholeyer Abteibesitz, noch zur Zweibrücker Zeit machte Tholey dort Rechte geltend.²² Aus dieser grundherrschaftlichen Abhängigkeit könnte ab dem 13. Jahrhundert ein vom Kloster gewollter Wüstungsvorgang eingesetzt haben. Man ließ Dörfer gezielt verfallen und setzte an deren Stellen eigene Klosterhöfe, welche die Bewirtschaftung übernahmen. Am Ende ließ man dann auch den eigenen Hof verfallen und lenkte die Nutzung des Klosterbesitzes vom Kloster selbst aus. Unterstützt wird diese These durch folgendes Zitat:

»Wenn ein Dorf zur Hofanlage zurückgebildet war, dann war der Schritt zur Wüstung oft nicht mehr weit, da ja Einzelsiedlungen von Natur aus weit anfälliger als Gruppensiedlungen sind. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts war der größte Teil der klösterlichen Hofansiedlungen im saarpfälzischen Bereich wüst geworden. Diese aufgelassenen Hofplätze lagen vielfach über 100 Jahre und mehr verlassen, bis sie von

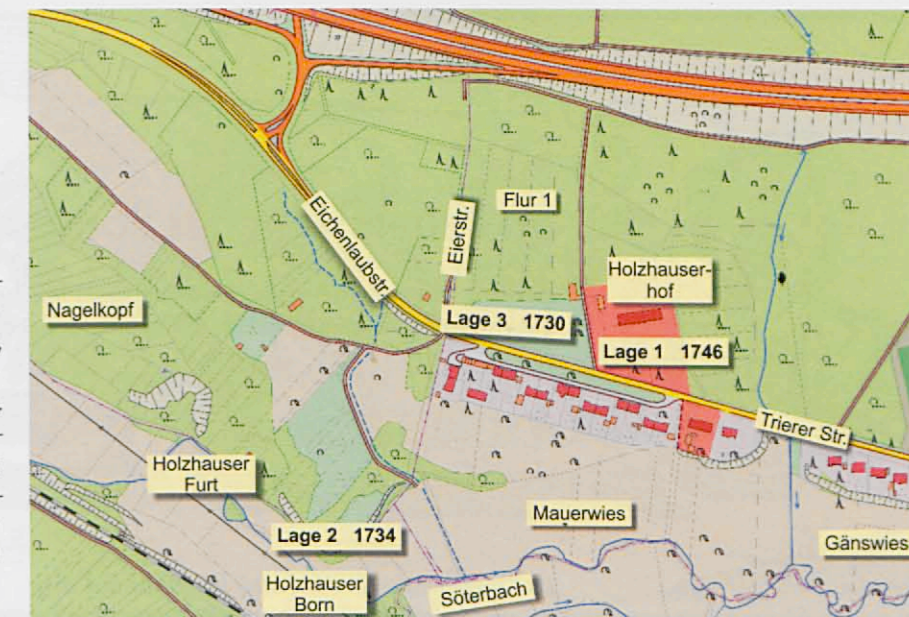
20 Vgl. Baldes, S. 410.

21 Siehe Weiler, M., S.212.

22 Baldes, S. 411.

den Pfalz-Zweibrücker Landesherren mit neuen Bewohnern besiedelt wurden.»²³

Die Lagebestimmung von Wüstungen gestaltet sich schwierig, wenn keine oder nur wenige konkrete Anhaltspunkte, wie etwa Siedlungsreste, vorhanden sind. So verhält es sich auch bei den Wüstungen auf der Gemarkung Türkismühle. Festzustellen bleibt, dass auch hier keine abschließenden Aussagen zur Lagebestimmung gemacht werden können. Vielleicht ergibt sich durch zufällige, eindeutige Bodenfunde oder das Auffinden entsprechenden Archivmaterials in Zukunft eine Klärung der historischen Gegebenheiten.



Mutmaßliche Lagen des Ortes Holzhausen

Pöhlmann, Carl: Regesten der Lehenurkunden der Grafen von Veldenz, Speyer 1928.

Staerk, Dieter: Die Wüstungen des Saarlandes. Veröffentlichungen der Kommission für saarländische Landesgeschichte und Volksforschung, Saarbrücken 1976.

Weber, Rolf: Brücken, Geschichte und Porträt der Trauntalgemeinde, Birkenfeld 1995.

Weiler, Helmut: Der Holzhauserhof und seine Geschichte, Hochwälder Hefte zur Heimatgeschichte, 27. Jahrgang, Heft 46, Verein für Heimatkunde Nonnweiler e. V. 2009.

Weiler, Martin: Eckelhausen kämpft um sein Recht, In: 1000 Jahre Bosen, Geschichte und Geschichten aus einem alten Markt, Bosen 1978.

Kartenmaterial:

Generalkarte vom Bann Nohfelden, 1 : 10.000, vermessen in den Jahren 1842/43.

10. Flurkarte vom Bann Nohfelden, 1 : 1250, vermessen 1841/42.

2. Flurkarte vom Bann Eckelhausen, 1 : 1250, vermessen 1855/56.

Mahrt, H.L. Geometrischer Grundriss des Bezirks Holzhausen Wolfersweiler 1746 u. Handskizze von Eckelhausen in: 1000 Jahre Bosen, S. 219 und S. 213.

Ungefährliche Destination des von Seyten Lothringen an Pfalz Zweibrücken praetendiertes abgegangenes Dorf Holzhausen Geh. St. A. München, Abt. II, Kasten Blau 384/9 Karte 5, in Weiler, H., S. 16.

Abb. 1 und 2 aus Grundkarte 1 : 5.000, DGK 5, Lizenz Nr. U – 5/11 genehmigt: SAARLAND, LKVK Landesamt für Kataster-, Vermessungs-, und Kartenwesen.

23 Staerk, D., S. 64.

Im Feuerstrahl des Sonnenkönigs

Hundert Jahre Krieg, Hunger und Seuchen im Schaumberger und St. Wendeler Land – das Hiwwelhaus in Alsweiler als exemplarischer Zeuge einer tragischen Epoche

Von Klaus Brill

Das Hiwwelhaus in Alsweiler, das Haus auf dem Hügel, ist weit über die Grenzen des Dorfes und des Landkreises hinaus ein Kulturdenkmal von hohem Rang. Als eines der ältesten Bauern- und Fachwerkhäuser im Saarland weist es mit seinen historischen Räumen, seinen steilen Treppentiegen, dem riesigen Rauchfang, dem steinernen Backofen und dem Hausbrunnen eine Reihe von Besonderheiten auf, die heute nur noch selten zu finden sind. Wer das Gebäude betritt, spürt sofort, dass er sich in eine andere Zeit mit anderen Notwendigkeiten und anderen Gedankenwelten begibt.

Es ist genau 300 Jahre her, seit das Hiwwelhaus nach Jahrzehnten der Kriege und des Elends aus Ruinen in der heutigen Form wieder aufgebaut wurde. Das Jubiläum wurde im Laufe des Jahres 2012 mit einer Serie von Veranstaltungen begangen, die die neue Rolle des 1998 sanierten Gebäudes als dörfliches Kulturzentrum unterstrichen.

Das historische Schicksal des Hiwwelhauses steht exemplarisch für viele andere Gebäude der Region, und ähnlich wie Alsweiler erging es vor 300 Jahren auch den anderen Dörfern des St. Wendeler Landes. Sie wurden von den Katastrophen des Dreißigjährigen Krieges und den nachfolgenden Verheerungen heimgesucht, und sie erlebten ab etwa 1700 gemeinsam eine Phase des Wiederaufbaus. Die Spuren sind bis heute im ganzen Landkreis zu finden.

Es ist kein Zufall, dass das Hiwwelhaus in Alsweiler gerade im Jahre 1712 seine Auferstehung aus Ruinen erlebte. In jener Zeit begann für das Schaumberger und St. Wendeler Land sowie für die gesamte Großregion eine Ära der Erholung und des Wiederaufbaus. Auch die Alsweiler Kapelle, die am Ort der heutigen Kirche stand, sowie das nahe gelegene Speiersch Haus und die Mühle wurden damals aus Trümmern wieder auf-



«Der Baum der Gehenkten»
 A la fin ces voleurs infames et perdus
 Comme fruits malheureux à cet arbre pendus
 Montrent bien que le crime horrible et nous engageant
 Est le même puniment de honte et de vengeance
 Et que c'est le Delfin des hommes vicieux
 Dépresser tôt ou tard la justice des Cieux

Mit eindringlichen Zeichnungen hat der lothringische Künstler Jacques Callot (1592–1635) aus Nancy die Schrecken des Dreißigjährigen Krieges festgehalten, die er teilweise selbst erlebt hat. Hier sein berühmtes Werk »Der Baum der Gehenkten«.



gerichtet. Auch im Tholeyer Kloster und an anderen Orten der Umgebung rief man die Maurer und Zimmerleute herbei. Vorausgegangen war eine Epoche schlimmster Qualen und Zerstörungen. Fast 100 Jahre lang hatten die Menschen immer wieder unter Kriegen und Seuchen, Wirtschaftskrisen und Hungersnöten, Plünderungen und Verfolgung zu leiden.

Vier Generationen lang kam die Bevölkerung nicht zur Ruhe. Diese Periode ist verbunden mit dem Dreißigjährigen Krieg und mit dem Namen des französischen Königs Ludwig XIV., der als Begründer der absolutistischen Herrschaft in die Geschichte einging. Seine vielen Eroberungszüge stellten gewissermaßen einen zweiten Dreißigjährigen Krieg dar und fügten auch den Menschen in unserer Region große Grausamkeiten und Schäden zu. Das Zeitalter steht beispielhaft dafür, wie stark das Schicksal kleiner Dörfer und ländlicher Regionen immer wieder von der Politik der großen europäischen Mächte abhängig war.

Die alten Lothringer

Die Bewohner des Schaumberger Landes waren damals Untertanen des Herzogs von Lothringen. Alsweiler gehörte ebenso wie Tholey, Marpingen, Winterbach, Bliesen und andere Nachbarorte bis hin nach Kastel, Scheuern, Eppelborn und Oberkirchen zum Amt Schaumburg, das von Tholey aus verwaltet wurde. Es war von 1291 bis 1787, also fast 500 Jahre lang, der nordöstlichste Vorposten des Herzogtums Lothringen, das freilich 1766 zu

Frankreich kam. Die Hauptstadt war Nancy, dessen prachtvolle Bauwerke auch mit den Steuern und Abgaben aus unseren Dörfern finanziert wurden.

Im Bewusstsein der Menschen ist das heute kaum noch gegenwärtig, weil durch die späteren deutsch-französischen Gegensätze die alten Zusammenhänge in den Hintergrund gedrängt wurden. Das Herzogtum Lothringen gehörte allerdings zur Gründerzeit des Hiwwelhauses noch nicht zu Frankreich, sondern war eng mit dem Heiligen Römischen Reich verbunden, dem wesentlich größeren Vorgängerstaat des heutigen Deutschlands, der auch Gebiete wie das heutige Belgien, Österreich und Tschechien umfasste. Indes wurde Lothringen mehr und mehr zum Pufferstaat zwischen Frankreich und Deutschland.

Die Zeit der Leiden begann mit dem Dreißigjährigen Krieg (1618–48), einer der größten Katastrophen in der Geschichte des ländlichen Raums. In weiten Teilen Deutschlands blieb kaum ein Dorf, kaum ein Gehöft vom Mordbrand verschont. Ganze Siedlungen wurden niedergemacht, Häuser geplündert und angezündet, Frauen vergewaltigt, Männer gefoltert und massakriert. Gleichzeitig wüteten die Pest und andere Seuchen. Am Ende, 1648, war fast die Hälfte der damals 17 Millionen Einwohner Deutschlands tot, im Süden und Südwesten überlebte gar nur ein Drittel.

Der Krieg, der 1618 mit dem »Prager Fenstersturz« begann, war ein Ergebnis der Glaubensspaltung zwischen Katholiken und Protestanten, aber wie zuvor schon die Reformation und die

St. Wendel in Flammen – zeitgenössischer Holzstich über die Zerstörung der Stadt im Jahr 1677 durch französische Truppen.

Gegenreformation war er geprägt durch die Machtpolitik der Fürsten und Könige. Es war ein europäischer Krieg auf deutschem Boden, der die Saarregion, die Pfalz und das Moselland besonders hart traf.

Glaubensfragen wurden durch politische und finanzielle Interessen überlagert. Die katholischen Habsburger, die in Wien den Kaiser stellten und auch Spanien regierten, kämpften gegen das katholische Frankreich und die protestantischen Schweden um die Vorherrschaft in Europa. Das katholische Herzogtum Lothringen trat 1631 aufseiten der Habsburger in die Auseinandersetzung ein, das ebenfalls katholische Kurfürstentum Trier hingegen stand fortan wie Pfalz-Zweibrücken und Nassau-Saarbrücken, zwei protestantische Territorien, im gegnerischen Lager. Für die Bevölkerung war es nicht nur schrecklich, wenn verschiedene Truppen in der Nähe ihrer Wohnorte Schlachten schlugen oder sich Scharmützel lieferten. Es genügte schon, dass sie auf dem Weg zu neuen militärischen Auseinandersetzungen oder auf der Flucht vor Verfolgern ihr Gebiet durchquerten. Die Soldaten und die marodierenden Söldnerhaufen verlangten von den Bauern Unterkunft und Verpflegung, sie plünderten Vorräte, schlachteten das Vieh, zerstörten Obstbäume und schikanierten die Menschen auf jede nur erdenkliche Art.

Plünderung im Kloster Tholey

Auch das Schaumberger Land hatte unter der Barbarei der wild zusammengewürfelten Militärtruppen aus aller Herren Länder schwer zu leiden. Franzosen wechselten sich ab mit Schweden, Kroaten, Polen oder Spaniern. Mal kamen kaiserliche Truppen, dann wieder herzogliche (lothringische) oder kurtrierische und unterwarfen die Bewohner ihrem Willkür-Regiment. Beispielsweise plünderten 1631 schwedische Truppen das Kloster Tholey und setzten den Abt gefangen, noch im selben Jahr nahmen dann zweibrückische Soldaten den Prior als Geisel und verlangten ein Lösegeld.

Zum wahren Schreckensjahr im Schaumberger Land wurde 1635. Es tobten Kämpfe hin und her, Fluren und Dörfer gingen zugrunde. Die Bewohner flüchteten in die Wälder, sofern sie nicht verhungerten, an Seuchen starben oder

umgebracht wurden. In ihrer Not aßen die Menschen Gras und Baumrinden. Es grassierten Pest, Typhus und andere Epidemien. Im Amt Schaumburg zählte man 1642 nur noch 79 Untertanen, ein halbes Jahrhundert zuvor waren es noch 439 Haushalte gewesen. In jener Zeit wurde auch die Burg auf dem Schaumberg weitgehend zerstört. Sie war seit Jahrhunderten der Sitz des lothringischen Amtmanns, der im Auftrag des Herzogs den Bezirk verwaltete. Die Lage war so dramatisch, dass zwischen 1633 und 1662 im Amt Schaumburg praktisch gar keine geordnete Verwaltung mehr existierte.

In Lothringen endete der Dreißigjährige Krieg nicht wie anderswo mit dem Westfälischen Frieden im Jahre 1648, sondern ging noch weiter bis 1661. Frankreich versuchte weiterhin hartnäckig, Lothringen und das mit ihm verbundene Herzogtum Bar in seine Gewalt zu bringen. Immer wieder fielen französische Truppen in die beiden Territorien ein und hielten sie besetzt, immer wieder kam es zu neuen Kämpfen. 1655 zum Beispiel verwüstete erneut französische Soldateska das Kloster Tholey und sein Archiv, etliche Gebäude waren danach vom Einsturz bedroht.

In Frankreich war mittlerweile König Ludwig XIV. an die Macht gekommen. Er hoffte, Ruhm und Macht durch Kriege zu erlangen, und tatsächlich führte er die meiste Zeit seiner Regentschaft Krieg. Kaum dass er 1659 und 1661 die militärischen Auseinandersetzungen mit Spanien und Lothringen beendet hatte, ließ der Herrscher 1667 seine Truppen in die spanischen Niederlande einmarschieren, die damals das Gebiet des heutigen Belgiens und Luxemburgs umfassten. Ab 1672 führte er dann den sechsjährigen »Holländischen Krieg« gegen die nördlich gelegenen »Vereinigten Niederlande«, die sich in einem 80-jährigen Unabhängigkeitskrieg von Spanien befreit und eine Republik errichtet hatten. Es war das Gegenteil des absolutistischen Systems, für Ludwig also auch ein ideologischer Hass-Gegner, dazu sehr reich.

Das Ende des alten St. Wendel

Während dieser Auseinandersetzungen kam es immer wieder auch im St. Wendeler Land und

in der Umgebung zu Truppendurchzügen und Kämpfen. 1670 zum Beispiel wurde wieder einmal das Kloster Tholey von französischen Soldaten heimgesucht. 1674 wurde die Burg auf dem Schaumberg durch eine Sprengung endgültig dem Erdboden gleichgemacht. Man baute sie nie wieder auf, für immer verschwand ein Fixpunkt und Symbol der Region. Die Bewohner der Umgebung nahmen noch lange die Steine fort für ihre Bauten im Dorf, heute findet man auf dem Berg nur noch Wall- und Mauerreste.

Auch St. Wendel, das ebenso wie Theley und Hasborn-Dautweiler sowie der Raum Nonnweiler zum Kurfürstentum Trier gehörte, erlebte damals einen seiner schwärzesten Tage. Die französische Führung wollte durch die planmäßige Verwüstung ganzer Landstriche ihren Gegnern den Vormarsch verwehren und sie hindern, neuen Proviant zu fassen. Systematisch praktizierten die Truppen Ludwigs XIV. das Prinzip der »verbrannten Erde« und zerstörten Städte wie Merzig, Saarbrücken, Zweibrücken oder Kusel und zahlreiche umliegende Dörfer.

Ebenso erging es St. Wendel. Französische Soldaten brannten das Städtchen am 10. Februar 1677 vollständig nieder, indem sie Strohkranze, gefettet mit Pech, in den Häusern verteilten und mit Fackeln anzündeten. Zudem schleppten sie die Pest ein, die 200 Tote forderte. Nur die Kirche blieb stehen, das mittelalterliche Stadtbild St. Wendels mit seinen Mauern und Türmen aber ging für alle Zeiten verloren. Auch die Liebenburg bei Namborn wurde in jenem Jahr zerstört und nie wieder aufgebaut.

Für viele der benachbarten Dörfer war ebenfalls ein Tiefpunkt ihrer Geschichte erreicht, Alsweiler eingeschlossen. Schon 1667 wurde registriert, dass der deutschsprachige Teil des Herzogtums Lothringen, baillage allemand genannt, 70 bis 80 Prozent seiner Bevölkerung verloren hatte. In Alsweiler wie in Tholey gab es damals nur noch jeweils drei Untertanen und eine Witwe, wobei als Untertan der Familienvorstand zu verstehen ist, ohne dass die Angehörigen eigens aufgeführt wurden. Auch viele benachbarte Ortschaften waren von Mensch und Vieh verlassen, manche wurden ganz aufgegeben.

Die Probleme der Überlebenden waren denkbar groß, und Ludwig XIV. vergrößerte sie noch. Er ließ es nicht bei den genannten Kriegen bewenden, sondern versuchte auch durch diplomatische und juristische Finten, die Territorien an Saar und Mosel sowie im Hunsrück und der Pfalz seinem Königreich einzuverleiben. Im Westfälischen Friedensvertrag 1648 war ihm das Gebiet der drei in Lothringen gelegenen Bistümer Metz, Toul und Verdun zugefallen, die zuvor als sogenannte Suffraganbistümer der Erzdiözese Trier unterstellt waren. Sogleich ließ er alle alten Akten danach durchforschen, ob aus dem Mittelalter noch alte Lehnabhängigkeiten aus diesen Bistümern in den deutschsprachigen Raum bestanden, so wie im Falle des Tholeyer und St. Wendeler Raums, wo früher einmal der Bischof von Verdun bedeutende Besitztümer hatte. Der Herrscher verlangte eine Wiedervereinigung (französisch: réunion) dieser Territorien unter seinem Zepter und setzte Sondergerichtshöfe ein, die sogenannten Reunionskammern, die reihenweise in diesem Sinne Urteile fällten.

17 Jahre französische Saarprovinz

Tatsächlich konnte der französische König auf diese Weise eine territoriale Neugliederung durchsetzen. Aus den gewonnenen Gebieten formte er eine neue Verwaltungseinheit mit dem Namen »Province de la Sarre«, die von Kastellaun und Bad Dürkheim bis zum lothringischen Marsal reichte und in ihrer Mitte auch den größten Teil des heutigen Saarlands einbegriff. Städte wie Saarbrücken, Merzig, Zweibrücken oder Kusel gehörten dazu. Provinzhauptstadt wurde das neu errichtete Saarlouis. Die französische Saarprovinz, ein frühes Vorspiel für das spätere Sonderschicksal des Saarlandes, hatte nur 17 Jahre lang Bestand, von 1680 bis 1697. Für die Bauern der eingegliederten Gebiete, darunter das St. Wendeler Land, brachte die Herrschaft des Sonnenkönigs durchaus auch Vorteile. Seine Beamten schafften die verhasste Leibeigenschaft ab und verfügten eine drastische Beschränkung der ebenso verhassten Fronarbeit.

Doch zur Ruhe kam die Gegend nicht. 1688 begann Ludwig XIV. den sogenannten Pfälzischen Erbfolgekrieg. Elisabeth Charlotte, die »Liselotte



Das Oberamt Schaumburg

des alten Herzogtums Lothringen reichte von Betting und Außen (heute Schmelz) bis nach Namborn. Auch Kastel, Buweiler, Rathen und Kostenbach gehörten als Exklaven dazu, während Hasborn-Dautweiler und die Hälfte von Theley ebenso wie St. Wendel mit Umgebung und der Nonnweiler Raum ein Teil des Kurfürstentums Trier waren, dessen Grenzen hier rot gezeichnet sind. Berschweiler, Dirmingen und Urexweiler lagen wie Ottweiler in der Grafschaft Nassau-Saarbrücken. Im Jahre 1775, als diese Karte angefertigt wurde, gehörte Lothringen allerdings schon neun Jahre lang zu Frankreich, dessen Grenzen hier gelb markiert sind.

Ausschnitt aus: Geographische Karte der Filiale Merzig und Saargau (als Kondominium gemeinsam von Frankreich und dem Kurfürstentum Trier regiert), des Oberamtes Schaumburg, des Nalbacher Tals, des Hochgerichts Lebach und der angrenzenden Gebiete, gezeichnet vom unterzeichneten Geometer, Architekt, ansässig in Merzig, den 28. September 1775 Hoster.

Quelle: Staatsarchiv Koblenz, Abtlg. 702, Nr. 301

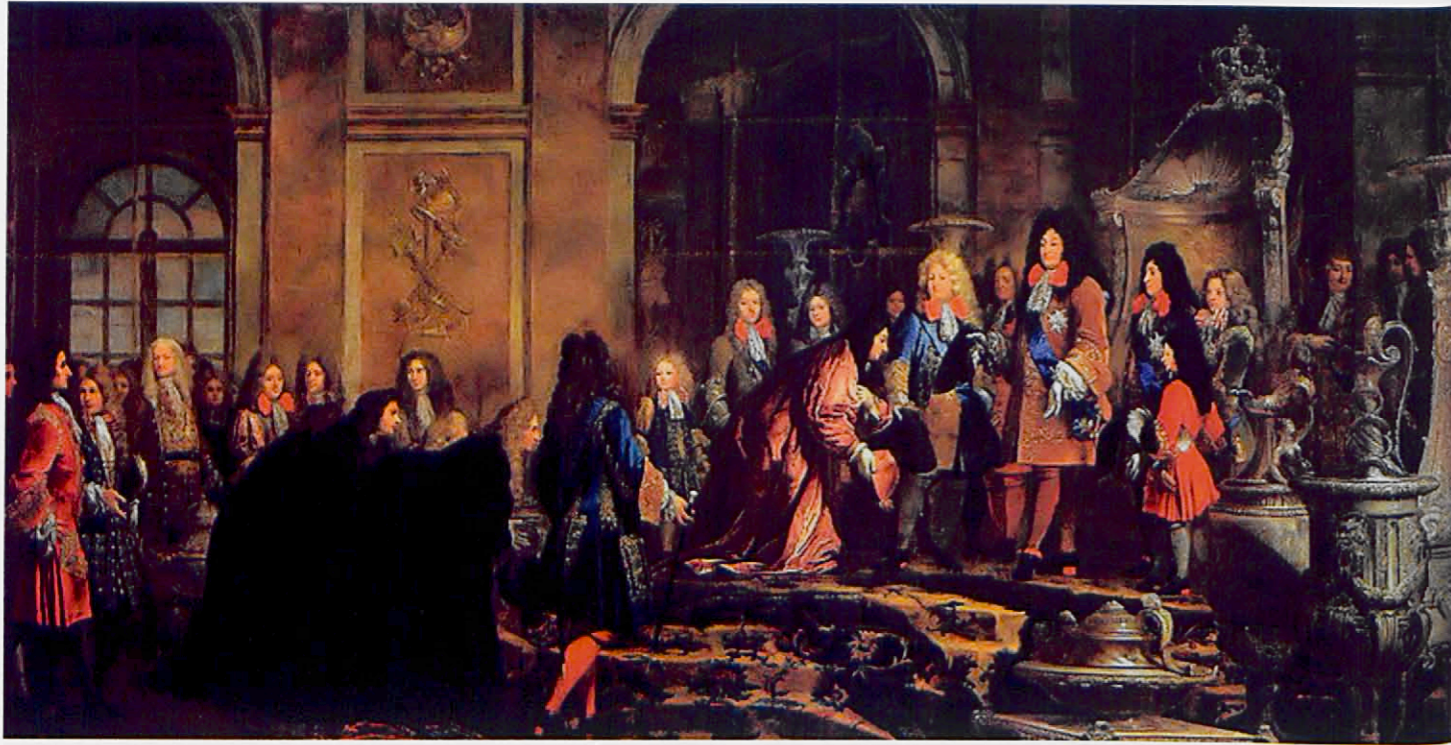
dersetzungen versprach. Frankreich musste die meisten seiner Eroberungen, einschließlich der Reunionsgebiete, zurückgeben, mit Ausnahme von Saarlouis und Straßburg sowie des Elsass. Die Saarprovinz wurde wieder aufgelöst, und schließlich kam auch die seit 1670 andauernde französische Besetzung Lothringens an ihr Ende. Nach Jahrzehnten des Hin und Her wurde das Herzogtum nun wieder ein eigenständiger Staat im Verbund des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation. Die Regierung übernahm der junge Herzog Leopold I., der sich mit Elan daran machte, die gewaltigen Schäden zu beheben und seine Untertanen in eine neue Ära zu führen.

Doch wieder war es Ludwig XIV., der die Hinwendung zum Frieden sabotierte. Im Jahr 1700 starb kinderlos in Madrid der letzte spanische Habsburger, und es entbrannte der sogenannte Spanische Erbfolgekrieg. Wieder machte der französische König aufgrund verwandtschaftlicher Verbindungen seine Ansprüche geltend und kämpfte gegen eine Allianz der österreichischen Habsburger und Englands. Der Krieg dauerte von 1701 bis 1714, am Ende setzte sich Ludwig XIV. weitgehend durch und brachte seinen Enkel Philipp V. auf den spanischen Thron. Für die Bewohner der Saarregion brachte auch dieser Waffengang, obwohl seine großen Schlachten woanders geschlagen wurden, wiederum Belästigungen und Besorgnisse mit sich. Es kam zu Kämpfen in Homburg und Trier, auch durch das St. Wendeler Land zogen wieder Truppen, so im Herbst 1704. Und Nancy wurde 1702 wieder einmal von französischen Truppen besetzt.

Herzog Leopold verlegte deshalb seinen Sitz aus der Hauptstadt in das 35 Kilometer entfernte Schloss Lunéville (in seiner Nähe liegt übrigens das Dorf Bertrichamps, das heute eine Partnerschaft mit Alweiler hat). Er baute das Schloss im Laufe der Jahre großzügig aus und zog dort eine pompöse Hofhaltung auf, mit üppigen Tafeleien und Festen, Theateraufführungen und Konzerten. Dies kostete ihn und seine Untertanen viel Geld, ebenso wie seine Günstlings- und Maitressenwirtschaft, die zu seiner Zeit im Hochadel üblich war. Das Herzogtum war folglich hoch verschuldet, zumal schon die Reparatur der Kriegsschäden

von der Pfalz«, eine Tochter des pfälzischen Kurfürsten, war mit Ludwigs jüngeren Bruder Philipp, dem Herzog von Orléans, verheiratet. In ihrem Namen erhob der französische König nach dem Tod des pfälzischen Kurfürsten und dessen Sohnes Anspruch auf die Erbschaft und ließ in der Pfalz Truppen einmarschieren. Sie zerstörten unter anderem die Residenzstadt Heidelberg, in Worms und Speyer wurden die alten Kaiserdome fatal geschädigt. Planmäßig ließ der kommandierende General Mélaç auch zahlreiche Dörfer niederbrennen, Felder verheeren, Klöster verwüsten und Brücken zum Einsturz bringen, nicht nur in der Pfalz, sondern auch im Hunsrück, im Moseltal und am Mittelrhein. Die Verwicklungen führten dazu, dass sich fast ganz Europa gegen Ludwig XIV. auflehnte, neben etlichen deutschen Fürsten auch der Kaiser und das Reich, die Vereinigten Niederlande, England, Spanien, Savoyen und Schweden.

Am Ende wurde der Franzose in die Knie gezwungen. 1697 schloss man in der niederländischen Stadt Rijswijk einen Frieden, der endlich einen Abschluss der jahrzehntelangen Auseinan-



Oben: Ludwig XIV., der Sonnenkönig, war 72 Jahre lang König von Frankreich.

Unten: Herzog Leopold I.



noch hohe Summen verschlang. Leopold berief einen Beraterkreis und machte sich zügig daran, das Land zu reformieren und den Wiederaufbau einzuleiten. Er ordnete Justiz und Verwaltung neu und führte als neue Währung das Lothringer Pfund ein. Zielstrebig konzipierte er auch eine Politik der Zuwanderung, um die schweren Bevölkerungsverluste der großen Kriege auszugleichen. Für den »baillage d'Allemagne«, den deutschsprachigen Bezirk seines Herzogtums, zu dem auch das Schaumberger Land gehörte, erließ er am 10. Oktober 1698 eine Verfügung, wonach jeder Ausländer, der sich in dieser Region ansiedeln wollte, für sechs Jahre von bestimmten Steuern sowie vom Frondienst und von der Pflicht zur Einquartierung von Soldaten befreit wurde. Auf diese Weise hoffte er neue Untertanen anzulocken, und tatsächlich folgten Tausende seinem Ruf: Sie kamen aus der Schweiz, aus Tirol, aus Savoyen,

aus der Region Dauphiné in Südwestfrankreich und aus den Niederlanden. Viele Menschen zogen auch innerhalb Lothringens um, und allmählich nahm die Bevölkerung wieder spürbar zu, auch aufgrund der besseren Lebensbedingungen nach dem Ende der Kriege.

Herzog Leopold ließ auch eine Bestandsaufnahme machen und schickte seine Beamten aus, um den Zustand der Dörfer und Städte in ganz Lothringen zu ermitteln. Er wollte wissen, wie viele Menschen überhaupt die Jahrzehnte der Barbarei überlebt hatten. Für den Herrscher war dies fundamental, schließlich finanzierte er seinen Staat und seinen Hofstaat aus den Steuern und Abgaben seiner Untertanen. Die Mission der Inspektoren war aber auch für die historische Forschung ein Segen. Ihre Aufzeichnungen, die im Regionalarchiv in Nancy erhalten sind, erlauben es nämlich heute, von allen Dörfern Lothringens ein detailliertes Bild der Lebensverhältnisse vor 300 Jahren zu gewinnen, auch von den Dörfern des Schaumberger Landes.

Ein Marpinger Gelübde aus schwerer Zeit

Die Dekaden der Bedrängnis hatten auch in Alswweiler, Marpingen oder Tholey ihre Spuren hinterlassen. Viele Häuser und Felder waren zerstört, die Menschen litten große Not. In Marpingen verstan-

digten sich am 23. Mai 1699 die Oberhäupter aller zwölf Familien auf ein gemeinsames Gelübde, das als Dokument im Pfarrarchiv erhalten ist. Ohne den Anlass ihrer Initiative zu benennen, versprachen sie, samstagnachmittags nicht mehr wie üblich zu arbeiten, sondern gemeinsam in der Kirche den Rosenkranz zu beten. Laut mündlicher Überlieferung gaben womöglich schwere Seuchen den Anstoß dazu.

In Tholey hatte das Kloster schwerste Schäden erlitten, es wurden kostspielige Reparaturen notwendig. 1704 beschaffte man ein neues Chorgestühl, und der 1712 ins Amt gekommene Abt Caspar de Roussel begann mit der Errichtung eines neuen, bis heute erhaltenen barocken Klosterbaus, der sich Jahrzehnte hinzog. 1732 kam die barocke Turmhaube der Kirche hinzu, 1739 der mächtige barocke Orgelprospekt.

Auf dem Nordhang des Schaumbergs ließ der Lothringer Amtmann Gaspard Le Payen 1723 ein neues Herrenhaus errichten; der frühere Dienstsitz, die Schaumburg, war ja zerstört. Die Bauarbeiter bedienten sich an ihren Ruinen. Auch in der Umgebung ging man an den Wiederaufbau. Manche der damals errichteten Häuser stehen bis heute, beispielsweise die Johann-Adams-Mühle in Theley oder das alte Bauernhaus in der Dorfmitte von Bergweiler.

Auch das Hiwwelhaus in Alswweiler ist ein Paradebeispiel für diese Epoche des Neuanfangs. Es war nicht das einzige Gebäude im Dorf, das in Trümmern lag oder jedenfalls stark beschädigt war. Gleiches galt für das Speiersch Haus, das aber erst mehr als 20 Jahre später, 1734, in der heute erhaltenen Form wiederaufgebaut wurde. Auch die Kapelle, die an der Stelle der heutigen Kirche stand, hatte offenbar extrem gelitten. Jedenfalls ist in einem Dokument der Abtei Tholey von ihrem Wiederaufbau die Rede, über den 1712 mit den Bewohnern Alswweilers ein Vertrag geschlossen wurde. Ähnliche Rückschlüsse kann man auch im Falle der Alswweiler Mühle ziehen. 1715 fertigte die Abtei einen Pachtvertrag mit dem Müller Hans Adam Schaeffer aus, der jährlich ein fettes Schwein sowie je zwei Pfund Pfeffer und Ingwer als Pacht ausgleich zu liefern hatte. Acht Jahre zuvor, 1707, vermerkten die Mönche noch, die Alswweiler Mühle

sei verfallen. Und auch ein Jahr später, 1708, als die Beamten des lothringischen Herzogs mit Strichlisten und Tabellen ausschwärmten, um detailliert den Zustand der einzelnen Dörfer zu erforschen und eine Volks- und Viehzählung vorzunehmen, da hielten sie fest: »Il n'y a point de moulin – es gibt keine Mühle.« Ihre weiteren Notizen geben uns einen gewissen Eindruck davon, wie es in jenem Jahr 1708, also drei Jahre vor dem Baubeginn am Hiwwelhaus, um Alswweiler bestellt war. »Etwa zwei Drittel des Bannes sind verwildert«, heißt es im Bericht – ein Hinweis auf den Niedergang der Landwirtschaft in den vorausgegangenen Jahrzehnten. Die vielfach sandigen und lehmigen Böden waren nach dem Urteil der Inspektoren »von mittelmäßiger Gute« und nur für Roggen und Hafer gut, das Vieh weidete auf dem ganzen Bann, eine Art genossenschaftliches Recht der sogenannten Allmende aus alter Zeit.

Im Ort lebten 15 Familien und eine alleinstehende Witwe, im Ganzen etwa 90 Einwohner. Die Familienvorstände werden namentlich aufgeführt, ebenso die Zahl ihrer Kinder sowie der Mägde und Knechte, sofern vorhanden. Erfasst wird en détail auch der Bestand an Vieh und der Landbesitz – die Grundlage für die Besteuerung, die in der letzten Stelle der Tabelle ebenfalls vermerkt ist.

In anderen Urkunden, die der Historiker Johannes Naumann 2004 in einem Buch über das verlorene Archiv der Abtei Tholey veröffentlicht hat, finden sich zudem zahlreiche Hinweise darauf, dass die Bewohner Alswweilers in jener Zeit um 1712 sich mit allerlei Nöten zu plagen und große Umstellungen zu bewältigen hatten. Mehrmals, 1700 und 1704, wird vermerkt, dass leibeigene Untertanen von der Abtei Tholey »Güter«, also landwirtschaftliche Nutzflächen, zur Bewirtschaftung übernommen haben – war es eine Routineangelegenheit oder war es eine Neuzuteilung von Land, möglicherweise auch an neue Einwohner? 1712 ist in einem solchen Fall auch von »Gutachten über Schäden« die Rede. Dass auch Alswweiler Zuzug aus anderen Landesteilen oder gar aus dem Ausland erhalten hat, ist wahrscheinlich. Vergleicht man die erhaltenen Namenslisten aus der Zeit vor und nach dem Dreißigjährigen Krieg, so stellt man fest, dass beispielsweise die Namen

Dieser Text ist die gekürzte Version eines Aufsatzes, der zuerst in der Publikation »300 Jahre Hiwwelhaus Alsweiler – Unsere Tür in die Geschichte« erschien, die 2012 anlässlich des Jubiläums des Hiwwelhauses herausgegeben wurde. Das Magazin ist zum Preis von 14,- Euro beim Verlag Edition Schaumberg in Alsweiler erhältlich, www.edition-schaumberg.de.



Creutz, Theobald und Scheffer aus der Liste von 1708 schon früher aufgetaucht waren, die Namen Bambach, Brill, Meis (Neis?), Rabers (Rauber?) oder Staub hingegen sind neu. Und andere wie Stalman oder Gent verschwinden später wieder.

Des Weiteren fällt auf, dass die Bewohner Alsweilers damals die Lasten, die ihnen der Abt von Tholey oder andere Grundherren aufbürdeten, nicht ohne Widerspruch hinnahmen. Viele Verpflichtungen für Abgaben oder Frondienste waren während der Jahrzehnte der Unordnung hinfällig geworden, nach der Wiederaufnahme des normalen Lebens stritt man sich darum, was überhaupt noch aus alten Zeiten galt. In zahlreichen Fällen wurde der Herzog von Lothringen als Gerichtsherr angerufen, er ordnete die Prüfung alter Urkunden an, auf deren Basis seine leitenden Beamten dann entschieden. Beispielsweise strengte die Abtei 1697 ein Verfahren gegen »Pierre Creutz (Peter Kreuz) und Konsorten« aus Alsweiler an, weil diese die Leistung von Abgaben verweigerten. In einem anderen Fall lehnten Einwohner von Alsweiler die Fron des Holzfahrens ab. Und 1718 verurteilte das Grundgericht der Abtei Tholey den Alsweiler Einwohner Jean Bruhl (Johann Brill) wegen Verweigerung der Fron zu einer Geldstrafe.

Das Leben ging nun endlich wieder den gewohnten Gang. Zur selben Zeit, in der in Alsweiler das Hiwwelhaus wieder aufgebaut wurde, ließ sich der Herzog Leopold sein Schloss in Lunéville zur prachtvollen Residenz ausbauen, einem »lothringischen Versailles«, das ganz am Vorbild des Franzosenkönigs orientiert war. Leopold war bei seinen Untertanen durchaus beliebt und starb 1729 mit 49 Jahren, nachdem er bei der Jagd in einen Graben gefallen war.

Für Ludwig XIV. wiederum war die Zeit schon vorher abgelaufen. Am 1. September 1715, drei Jahre nach dem Wiederaufbau des Hiwwelhauses, verschied er im Alter von 76 Jahren, vier Tage vor seinem 77. Geburtstag. Sein Ziel, Lothringen dem französischen Machtbereich einzugliedern, erreichte später sein Urenkel und Nachfolger Ludwig XV.

Literatur und Quellen:

Bestandsaufnahme Herzogtum Lothringen 1708, Archiv Nancy, Signatur B 11716; wir danken dem Historiker Johannes Naumann für die Überlassung dieses Dokuments. Siehe Johannes Naumann, Zwei Drittel des Bannes sind verwildert, und: Hühner, Hafer, Heumahd, in: Alsweiler Almanach, Alsweiler 2007, S. 70–80; Vgl. dazu die Liste von 1707 in Hans-Walter Herrmann, Ein Einwohnerverzeichnis des Amtes Schaumberg vom Februar 1707, in: Zeitschrift für die Geschichte der Saargegend 1956/57, S. 69; vgl. Robert Groß, Familienbuch Alsweiler, Alsweiler 1992, S. 63. **Braun, Guido**: Deutsch-französische Geschichte 1648 bis 1789, Von der politischen zur kulturellen Hegemonie, Darmstadt 2008, S. 30–67.

Cabourdin, Guy: Les Temps modernes – De la Paix de Westphalie à la fin de l'Ancien régime, Encyclopédie illustrée de la Lorraine, Nancy 1991, S. 5–116.

Even, Josef: Sieben Schaumburger Steuer- und Abgabenlisten von 1529 bis 1591, St. Wendel 1975, S. 94 ff.

Groß, Robert: Familienbuch Alsweiler, Alsweiler 1992. **Herrmann, Hans-Walter**, in: Kurt Hoppstädter u. Hans-Walter Herrmann, Geschichtliche Landeskunde des Saarlandes, Band I, Saarbrücken 1960, S. 229–265; Band II, Saarbrücken 1977, S. 215 ff., S. 498–523.

Jacob, Anton: Eine Aufnahme des Amtes Schaumberg nach dem Dreißigjährigen Kriege, in: Zeitschrift für die Geschichte der Saargegend 1960/61, S. 91–98.

Kirz, Raimund: Namen erzählen, Alsweiler 1976.

Lothringen – Geschichte eines Grenzlandes, bearbeitet von einer Gruppe lothringischer Historiker unter Leitung von Michel Parisse, Deutsche Ausgabe Hans-Walter Herrmann, Saarbrücken 1984, S. 305–343.

Martin, Philippe: Une guerre de Trente Ans en Lorraine, 1631–1661, Metz 2002.

Martino, Laurent: Histoire chronologique de la Lorraine, Nancy 2009, S. 115–135.

Müller, Max: Die Geschichte der Stadt St. Wendel, St. Wendel 1927, S. 48–98.

Naumann, Johannes: Das verlorene Archiv der Benediktinerabtei St. Mauritius zu Tholey, Bearbeitung des Archivinventars aus den 1770er Jahren, Tholey 2004.

Schmitt, Johannes: »Französische Freiheiten«? – Zu den »Reunionen« des 17. und 18. Jahrhunderts, in: Zeitschrift für die Geschichte der Saargegend, 58. Jahrgang 2010, S. 31–41; Johannes Schmitt, Province de la Sarre (1680–1697) – Laboratorium der Moderne? in: Zeitschrift für die Geschichte der Saargegend, 2005/2006, Saarbrücken 2007, S. 35–47.

Die Wiederentstehung des Englischen Gartens der Freifrau von Esebeck in Gonneseweiler

Gonneseweiler war über Jahrhunderte Standort eines freiadligen Hauses beziehungsweise eines Schlosses. Die dort lebenden Adelsgeschlechter (Braun von Schmidburg, von Schellard, de Latre de Feignies) gehörten zum regional verankerten Kleinadel des Westrichs. Ende des 18. Jahrhunderts kam das in den 1730er Jahren wesentlich erneuerte Schloss an die Familie von Esebeck. Deren Beziehung zum Zweibrücker Hof gab der Anlage in Gonneseweiler eine weit über die engere Region hinausgehende Bedeutung. Freifrau von Esebeck ließ die Schlossanlage im Geschmack der Zeit um- bzw. neubauen und legte den Englischen Garten an. Mit der Französischen Revolution wurden das Schloss und die Ländereien zu Nationalgut und in der weiteren Entwicklung an verschiedene Privatpersonen verkauft.

Caroline Auguste Gayling von Altheim war die Jugendliebe des Prinzen Carl August von Pfalz-Zweibrücken. Beide kannten sich von Landaufenthalten im elsässischen Bischweiler. Sie verstand es, ihn für sich einzunehmen, und zwar über die Jugendzeit hinaus. 1766 wurde sie Gemahlin des

Freiherren Ludwig von Esebeck. Nach der Inthronisierung Karls II. August zum Herzog von Pfalz-Zweibrücken erlebte sie ihren Aufstieg zur mächtigsten und wohl reichsten Frau im Herzogtum. 1778 wurde sie, die offizielle »Grande Maitresse«, zur Oberhofmeisterin der Herzogin ernannt. Die Hofhaltung selbst wurde auf ihr Betreiben ins neue Schloss Jägersburg verlegt. Später fiel sie in Ungnade und wurde vom Hof nach Gonneseweiler abgeschoben. Sie verbrachte dort einige Jahre, bevor die Französische Revolution das Feudalsystem hinwegfegte.

Caroline Auguste von Esebeck floh allerdings nicht wie der Zweibrücker Hof nach Mannheim, sondern nach Karlsruhe, wo sie 1823 starb.

Weiteren Forschungen in privaten Adelsarchiven sind im Gange und werden wohl 2013 publiziert werden können.

Ziel der Bemühungen vor Ort ist die Wiederherstellung des historisch bezeugten Englischen Gartens in Gonneseweiler. Dieser soll die touristische Attraktivität steigern und die Wohnqualität vor Ort heben. Untrennbar mit

Von Johannes Naumann

Freifrau von Esebeck, ehemalige Herrin des Schlosses Gonneseweiler





Phantasievolle Rekonstruktion
des Schlosses Gonneseweiler von
K.H. Klein

der Herstellung der historischen Gartenanlage ist die Geschichte des Ortes zu erhellen und in geeigneter Form in die Konzeption und Vermarktung einzubringen.

Dazu wird im Rahmen der ökologischen und gestalterischen Aufwertung der Nahe-Aue im Bereich des ehemaligen »Englischen Gartens« des früheren Schlosses ein fußläufiger Rundweg angelegt. Dieser steht im Zusammenhang mit mehreren Maßnahmen zur ökologischen Aufwertung der Nahe-Aue in der Ortslage Gonneseweiler.

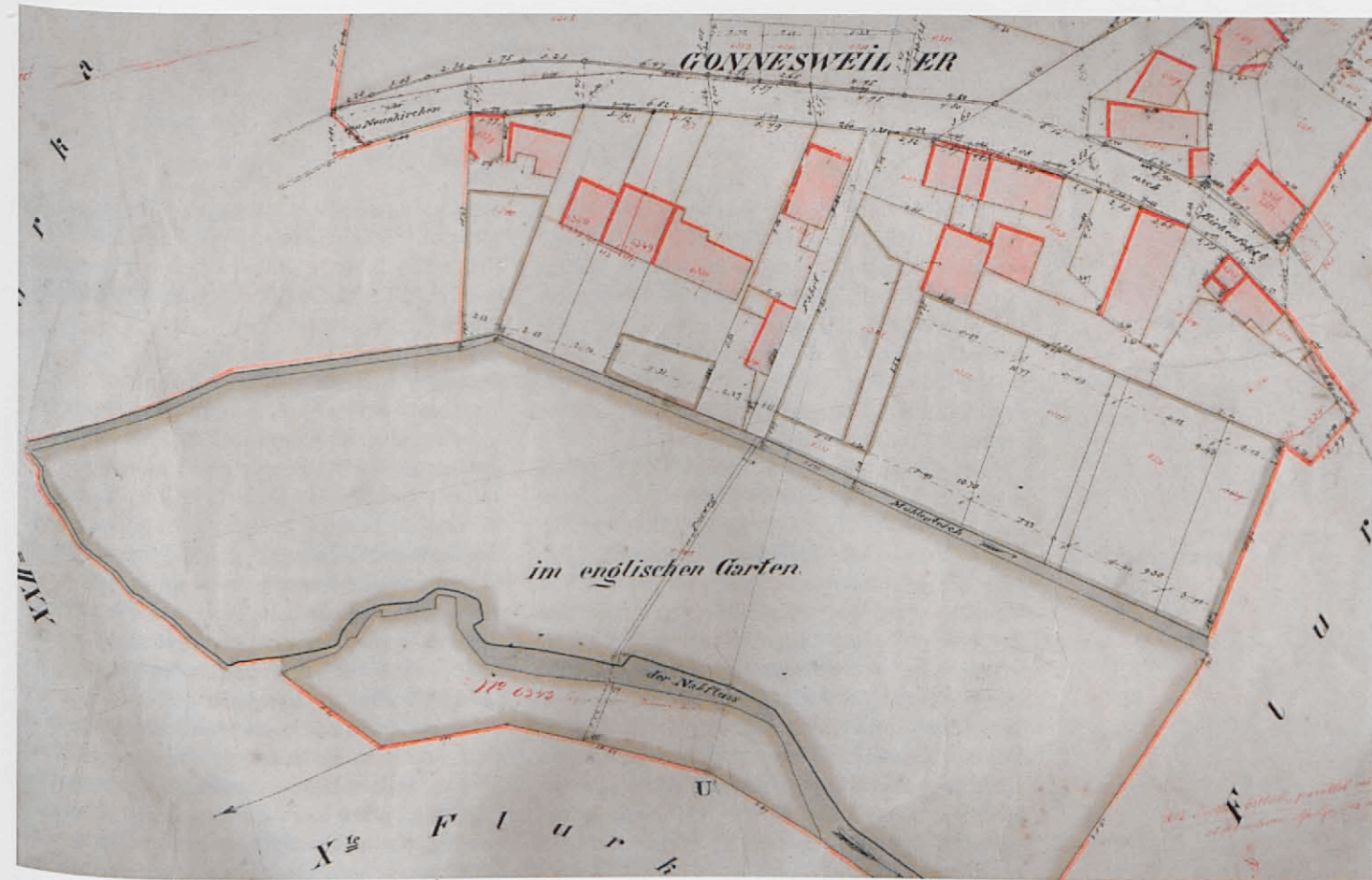
Der Planungsbereich zeichnet sich durch die offene, meist als Grünland genutzte Aue in unmittelbarer Ortsrandlage aus. Die rückwärtigen Gärten der Ortslage Gonneseweiler grenzen unmittelbar an den Auenbereich an. An der Mündung des Bosbaches befindet sich auf der gegenüberliegenden Auenseite der neu gestaltete Festplatz von Gonneseweiler, weiter bachabwärts thront am unteren Hangbereich die neu aufgebaute Schlosskapelle. Der Auenbereich wurde durch ein gewässerbegleitendes Aufwertungsprojekt sowie

Ausgleichsmaßnahmen für die Ansiedlung eines Einkaufszentrums in Türkismühle im Jahr 2011 durch Anlage von Flutmulden und Rückbau von Fichtenriegeln, Gärten etc. aufgewertet.

Die Nahe fließt in einem zunächst gestreckten und ausgebauten, dann mäandrierenden und naturnahen und etwa drei bis vier Meter breiten und circa ein Meter tief eingeschnittenen Bett.

Die Querung der Nahe von der Ortsmitte in Richtung Nepomuk-Kapelle ist derzeit auf sicherem Weg nur über die Straßenbrücke zum Schwarzhof möglich. Der noch vorhandene, stark beschädigte Betonsteg nördlich der Nepomuk-Kapelle ist nicht mehr verkehrssicher und zudem extrem schmal.

Daher ist die Nahe-Aue in Gonneseweiler trotz ihres attraktiven, offenen landschaftlichen Charakters, der kulturhistorischen Bedeutung und der innerörtlichen Lage für Erholungssuchende kaum erschlossen, viele Sichtbeziehungen auch für die Ortsbewohner kaum mehr erlebbar. Mit der erfolgten Umsetzung ökologischer Aufwertungs-



maßnahmen in der Nahe-Aue von Gonneseweiler hat diese landschaftlich weiter an Attraktivität gewonnen. Die Rodung von Fichtenaufforstungen hat den offenen Charakter der Aue und historische Sichtbeziehungen zumindest teilweise wiederhergestellt.

Damit bietet sich die Möglichkeit, auf den ökologisch und gestalterisch orientierten Planungen aufbauend weitere Maßnahmen zur Erschließung des kulturhistorischen und natürlichen Erbes und zur Ortsentwicklung anzuschließen.

Die Aufwertung der Nahe-Aue in Gonneseweiler ist mit einer erheblichen Verbesserung des Landschaftsbildes, des Erlebniswertes der Aue und des Fließgewässers einhergegangen. Über die ökologische Aufwertung hinaus sollte daher auch die Bedeutung der innerörtlichen Aue für die Erholung und Freiraumnutzung erhöht werden, zumal mit dem historischen Englischen Garten ein wichtiger Bezug zu einer früheren Gestaltung dieses Auenabschnitts vorhanden ist, der wieder aufgegriffen werden kann.

Um die Situation des ehemaligen Englischen Gartens, den Standort des ehemaligen Schlösschens Esebeck und die attraktive Nahe-Aue in der Ortslage wieder erlebbar zu machen, soll eine Wegeplanung umgesetzt werden, welche die vorhandenen Wege aufgreift und sinnvoll ergänzt. Dieser Weg erschließt die Nahe-Aue in Orts(rand)lage und macht die (wiederhergestellten) Blickbeziehungen zur Kapelle und entlang der Nahe wieder erlebbar. In seinem neu zu bauenden Abschnitt orientiert sich der Wegeverlauf am ehemaligen Mühlgraben und seiner Gewässerparzelle. Die teilweise in die Mühlgrabenparzelle vorgebauten Gärten wurden hierfür bereits zurückgenommen und können zum großen Teil für die Anlage des Weges verwendet werden.

Die vorhandene, bereits in den Katasterkarten zum Schloss Esebeck dargestellte Wegequerung über die Nahe besteht heute aus einem schmalen, beschädigten Stahl-Beton-Steg, der ein sicheres Queren der Nahe nicht mehr erlaubt. Der Steg soll abgerissen und durch eine ansprechende

Urkataster Gonneseweiler von
1838/39. Gut erkennbar die Flur
»Im Englischen Garten«

Holzkonstruktion ersetzt werden. Als weitere Wegequerung ist eine Holzbrücke zwischen Festplatz und Nepomuk-Kapelle vorgesehen, die den Rundweg schließt. Dadurch entsteht eine attraktive Wegeführung zwischen dem Standort des ehemaligen Schlosses Esebeck, der Nepomuk-Kapelle auf der gegenüberliegenden Naheseite, dem Festplatz und über den ehemaligen Mühlgraben bis zurück zum ehemaligen Schloss.

An den Rundweg wird über einen Stichweg der noch existierende Gewölbekeller des Schlosses angebunden, an dem die Geschichte der Eigentümerin und der Gebäude nochmals durch eine Tafel in Erinnerung gerufen werden kann.

Über eine wegbegleitende Baumreihe aus Kopfweiden erfolgt eine Betonung der Wegeverbindung und wichtiger optischer Leitlinien, die gleichzeitig eine Offenhaltung wichtiger Sichtachsen und die Bewahrung des insgesamt offenen Auencharakters zulässt. Gleichzeitig stellt die kulturhistorisch bedeutende Nutzungsform (Auf-den-Kopf-setzen) einer autotypischen Baumart (Silberweide) eine Reminiszenz an den Parkcharakter dieses Auenabschnitts dar.

Mit der Umsetzung der Maßnahme soll ein innerörtlicher Auenabschnitt entstehen, der die historischen und aktuellen Besonderheiten der Ortslage von Gonesweiler aufgreift und eine hohe Aufenthaltsqualität als ortsnaher Freiraum besitzt. Im Zusammenspiel der Renaturierungs- und Gestaltungsmaßnahmen mit der Wegeerschließung entsteht auch ein touristisch interessantes Ensemble, das ein Stück Kulturgeschichte erschließt und gleichzeitig die attraktive Flusslandschaft der Nahe-Aue zugänglich macht. Damit stellt die Maßnahme einen Baustein zur Attraktivierung des St. Wendeler Landes im Umfeld des Bostalsees dar.

Über die Wegeerschließung wird dieser Freiraum für die Besucher und Anwohner erlebbar, ohne den naturnahen Charakter der Aue zu beeinträchtigen. Die intakten Grünlandflächen sollen durch die Aufwertungsmaßnahmen so wenig wie möglich beansprucht werden.

Der frühere Landschaftsparkcharakter des historischen »Englischen Gartens« wird in einem modernen Sinne interpretiert, in dem sehr natur-

nahe Elemente (naturnahes Fließgewässer, Röhricht, Feuchtwiesen) mit gestalterischen Elementen (Kapelle, Baumreihen, Stillgewässer) und einem erholungsbezogenen Wegesystem kombiniert werden.

Geplanter Wegeverlauf und Brückenbau

Beginnend am Festplatz quert der Weg hinter der Nahebiegung mit einem Holzsteg den Fluss und verläuft zwischen Hausgärten und Auengrünland auf der Parzelle des Mühlteichs mit ständigem Blick auf die Wiesen der Nahe-Aue und die Kapelle nach Norden. Der Weg folgt dem Parzellenverlauf bis zur Parzelle des offenen Gewölbekellers, wo der Weg mit einer Abzweigung nach Westen eine Verbindung zum Standort des Gewölbekellers des Schlosses Esebeck und in der Verlängerung zur Nahetalstraße herstellt.

In der Fortführung wendet sich der Weg nach Osten und schwenkt auf den zweiten Holzsteg über die Nahe ein. Jenseits des Steges nimmt der Weg den bestehenden Fußweg auf und verläuft entlang der vernässten Retentionsfläche nach Süden, wo er nördlich der Kapelle auf den vorhandenen geschotterten Forstweg trifft. Hier erreicht der Weg die Nepomukkapelle, von wo sich der Blick über die Feuchtfelder der Nahe-Aue und den Ort Gonesweiler öffnet. Im weiteren Verlauf erreicht der Schotterweg wieder den Festplatz von Gonesweiler. Der geplante Weg besitzt somit Zugänge vom Festplatz, von der Nahetalstraße (Gewölbekeller oder Stichstraße der Nahetalstraße) und vom Forstweg (aus Richtung Türkismühle kommend).

Vergessene Nachbarn – die frühere jüdische Bevölkerung der Gemeinde Nohfelden

Fast drei Jahrhunderte jüdisches Leben in Sötern, Bosen und Gonesweiler – was ist davon geblieben? Auf den ersten Blick sind die Spuren verwischt. Tatsächlich ist in Sötern und den anderen Orten in der Umgebung nichts mehr von der früheren Existenz der jüdischen Einwohner zu spüren. Erst auf den zweiten Blick offenbaren sich uns diese scheinbar alltäglichen, unspektakulären Orte tatsächlich als Erinnerung- und Gedenksorte.

In dem Buch »Unsere vergessenen Nachbarn«, das Grundlage für diesen Aufsatz gewesen ist, richten die Autoren den Fokus genau auf diese untergegangene Welt der jüdischen Landgemeinden. Über 150 Seiten des Werkes sind den Familien gewidmet, die in den Orten lebten. In diesem Familienbuch werden die Namen der Menschen, die hier seit Generationen lebten, wieder lebendig. Viele Entwicklungen und Phänomene werden sichtbar und nachvollziehbar. Die familiären Verknüpfungen gehen sternförmig aus in alle umliegenden Regionen. Es gab Verbindungen nach Lothringen, nach Luxemburg, ebenso wie in den pfälzischen Raum.

Der zweite Teil des Buches unter dem Titel »Ein Zentrum jüdischen Lebens im Amt Nohfelden« beschäftigt sich u. a. mit der Organisation und den Einrichtungen der Synagogengemeinden.

Gründe für die jüdische Ansiedlung

Die wohl älteste jüdische Gemeinde im heutigen Kreis St. Wendel befand sich in Sötern. Wahrscheinlich ließen sich hier schon im 17. Jahrhundert die ersten jüdischen Familien nieder. Auch in den Nachbarorten Bosen und Gonesweiler bildeten sich jüdische Niederlassungen.

Bemerkenswert ist, dass sich bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts neben Saarlouis, Merzig, Illingen und Homburg gerade in der heutigen Gemeinde Nohfelden ein jüdischer Siedlungsschwerpunkt entwickelte. Die Gründe hierfür liegen in der interessanten geschichtlichen Entwicklung dieses Gebietes.

Die Freiherrn Eckbrecht von Dürckheim, die im 18. Jahrhundert die Herrschaft Eberswald innehatten, erlaubten den Zuzug jüdischer Familien. Zwar wurden auch hier Judenschutzgelder sowie andere Abgaben, wie Weide- und Hirtengebühren, verlangt. Es gab jedoch eine Reihe von Verordnungen, die die Toleranz und Großzügigkeit der Freiherrn belegen.

In einer »Beschreibung aller zu der Herrschaft Sötern gehöriger Dörfer, Höfe, Zehenden, Waldungen und übrige Zugehörigkeiten« des letzten Amtmanns der Freiherrn und Grafen von Dürckheim, Johann Jakob Röchling, von 1799 wird die Einwohnerschaft der einzelnen Orte detailliert aufgelistet. Demnach hatte Sötern insgesamt 400 Einwohner, davon waren 64 christliche und 15 jüdische Familien. Hinzu kam Obersötern mit weiteren neun Haushaltungen und insgesamt 45 Einwohnern, die alle evangelischen Glaubens waren. Bosen hatte 375 Einwohner mit 55 christlichen und fünf jüdischen Familien.

Die Auswirkungen der Französischen Revolution brachten weitere Vergünstigungen für die Juden. Seit dem Frieden von Lunéville 1801 gehörte der gesamte Saarraum zum französischen Herrschaftsbereich. Dies bedeutete, dass sämtliche Judenverordnungen ihre Gültigkeit verloren. Die Juden wurden als gleichberechtigte Staatsbürger

Von Eva Tigmann



Familie Hirsch, Sötern, Aufnahme ca. 1912/13.

anerkannt. Durch die neu gewonnene Freizügigkeit konnten sie sich nun auch an Orten niederlassen, die ihnen vorher unzugänglich gewesen waren.

Doch schon 1808 wurde die Freiheit der jüdischen Bevölkerung durch die napoleonische Gesetzgebung wieder erheblich eingeschränkt.

Nach dem Wiener Kongress gelangte das Birkenfelder Land und somit auch Sötern, Bosen und Gonesweiler 1817 als Fürstentum Birkenfeld zum Großherzogtum Oldenburg. Hier setzte sich nun die positive Entwicklung für die Judenschaft fort. Im Gegensatz zu den benachbarten Gebieten wurden die napoleonischen Dekrete hier nicht verlängert. Anders als Preußen und Bayern verfolgte das Großherzogtum Oldenburg eine liberale Judenpolitik auf der Grundlage der Gleichberechtigung aller Religionen. Zahlreiche Gesetze und Verordnungen ebneten den Juden den Weg zur Anerkennung als vollwertige Staatsbürger.

Dies führte dazu, dass die jüdischen Einwohner von den übrigen Dorfbewohnern zunehmend als gleichberechtigte Mitbürger anerkannt wurden. Die Zahl der jüdischen Einwohner wuchs bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts stetig: in Sötern von 95 im Jahre 1808 auf 225 im Jahre 1849 (Bosen 143, Gonesweiler 31). Es lebten also in den nur wenige Kilometer auseinanderliegenden Orten rund 400 jüdische Einwohner – eine bemerkenswerte Tatsache.

In der zweiten Jahrhunderthälfte ging die Zahl der jüdischen Bürger im Zuge der allgemeinen Landflucht zurück. Sötern bildete hier allerdings eine Ausnahme.

Bis zum Ende des 19. Jahrhunderts hatte

sich die jüdische Bevölkerung weitgehend in die Dorfgemeinschaft integriert. Drei Religionen existierten in Sötern gleichberechtigt nebeneinander. Im Söterner Gemeinderat waren immer auch jüdische Bürger vertreten. Auch am dörflichen Vereinsleben nahmen sie regen Anteil. Von antisemitischen Ausschreitungen vor 1933 ist aus Sötern, Bosen und Gonesweiler nichts bekannt.

Die Organisation der jüdischen Gemeinden

Die jüdischen Glaubensgenossen im Landesteil Birkenfeld bildeten vier Synagogengemeinden: Hoppstädten, Oberstein, Sötern und Bosen. 1923 kam noch Birkenfeld hinzu. Die Angehörigen jeder Synagogengemeinde wählten aus ihrer Mitte den Synagogenrat, bestehend aus einem Vorsteher und zwei Beisitzern. Sie hatten u.a. den Gemeindehaushalt zu verwalten, stellten die Kultusbeamten ein und sorgten für die Aufrechterhaltung der Ordnung beim Gottesdienst.

Übergeordnetes Gremium und zentrale Instanz aller Synagogengemeinden war die Landgemeinde. Ihre Organe waren der Landesrabbiner und der Landesgemeinderat. Dem Landesrabbiner unterstanden alle jüdischen Kultus- und Unterrichtsangelegenheiten.

1928 umfasste die Synagogengemeinde Sötern die Orte Sötern, Eisen und Schwarzenbach, die Synagogengemeinde Bosen die Orte Bosen, Eckelhausen, Eiweiler, Gonesweiler, Mosberg-Richweiler, Neunkirchen, Selbach, Steinberg-Deckenhardt und Walhausen.

Einrichtungen der Synagogengemeinden

Typisch für jüdische Gemeinden war, dass schon die kleinsten Niederlassungen um die Gewährleistung ihrer kulturellen Bedürfnisse bemüht waren: So wurden in Privathäusern Betsäle eingerichtet oder eigenen Synagogen gebaut. Es wurde, oft unter schwierigen Bedingungen, Land angekauft, um für die Toten der Gemeinde eine bleibende Ruhestätte zu finden. Eigenen Schulen wurden gegründet und Ritualbäder, sogenannte Mikwen, eingerichtet. Die Gemeinde Nohfelden verfügt in Sötern, aber auch in den Nachbarorten Bosen und Gonesweiler, über Zeugnisse jüdischen Gemeindelebens, die in ihrer Vollständigkeit auf dem Land

selten zu finden sind. Synagogen, Schulhaus, Mikwen, jüdische Friedhöfe, sowie zahlreiche jüdische Privathäuser zeugen vom Funktionieren einer jüdischen Landgemeinde vor 1933. Es handelt sich hier um eine Rarität, die als Ensemble in der näheren Umgebung ihresgleichen sucht.

Die Synagogen (=Versammlungshaus) waren die wichtigsten religiösen und gesellschaftlichen Mittelpunkte jüdischer Gemeinden.

Die Söterner Synagoge (heutiger Standort: Hauptstraße 30) wurde 1817 erbaut. Die Kosten für den Bau wurden von vier jüdischen Gemeindegliedern vorfinanziert und von den übrigen in der Folgezeit zinslos abbezahlt. Die ursprünglich 19 Gemeindeglieder erhielten eigene Plätze in der Synagoge. Später hinzugekommene Gemeindeglieder konnten Plätze pachten oder nachträglich erwerben. In den Jahren 1831 und 1841 wurde die Synagoge renoviert. 1888 waren nach Aussage des damaligen Vorstehers der jüdischen Gemeinde, Lion Sender, nur noch drei Eigentumsplätze in der Synagoge vorhanden. Die übrigen Plätze verteilten sich nach dem Alter der Gemeindeglieder. Dem 1881 von Lehrer Baum gegründeten Synagogenchor wurden die Plätze links neben dem Thoraschrein zugewiesen. Lange Zeit war im Erdgeschoss des Synagogengebäudes die jüdische Privatschule untergebracht.

Während des Novemberpogroms 1938 wurden die Söterner Juden gezwungen, das Innere ihres Gotteshauses zu zerstören. 1941 wurde das Gebäude an einen Parteigenossen und Täter der Pogromnacht verkauft. Es wurden jedoch bis Kriegsende keine Baumaßnahmen durchgeführt, da der neue Besitzer sich als Soldat im Krieg befand, außerdem bestand während des Krieges eine Bausperre. Das Gebäude wurde, wie bisher, von den jeweils im Ort in Quartier liegenden Truppen als Unterkunft für Pferde u.ä. genutzt.

Nach dem Krieg wurde es der Synagogengemeinde zurückgegeben und von dieser an Privatleute verkauft. Es dient heute als Wohn- und Geschäftshaus.

Nichts erinnert an seinen ursprünglichen Zweck als Gotteshaus der jüdischen Gemeinde Sötern.



Synagoge in Bosen

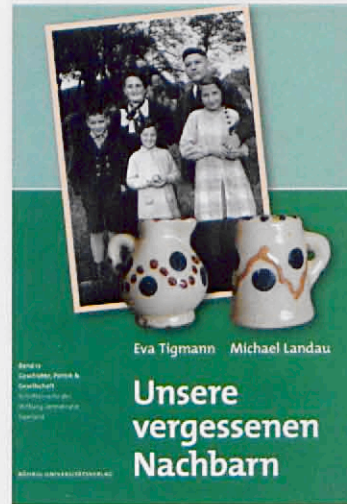
Die Bosener Judenschaft erwarb 1769 für 350 Gulden in Bosen ein Privathaus, das über 100 Jahre als Synagoge diente. 1881 wurde dieses Gebäude, das in einem Gutachten als eine baufällige, »mit Stroh gedeckte Hütte«, bezeichnet wurde, abgerissen. An gleicher Stelle wurde für 8000 Mark, einschließlich einer staatlichen Beihilfe von 750 Mark, ein Neubau errichtet. Im Erdgeschoss befand sich ein Schulsaal für die jüdische Privatschule sowie die Lehrerwohnung. Im ersten Stock war der Betsaal untergebracht.

Während der Pogromnacht 1938 wurden die jüdischen Frauen und Männer gezwungen, das Innere der Synagoge zu zerstören. An den Ausschreitungen gegen die jüdische Bevölkerung waren neben Partei- und SA-Leuten aus Idar-Oberstein und Nohfelden auch örtliche SA-Männer beteiligt. Während des Krieges diente das Syna-



Zustand des Synagogengebäudes (links) in Sötern nach dem Krieg in den 1950er Jahren.

Katholische und jüdische Schulkinder neben ihrem Schulhaus in Sötern, ca. 1932.



Eva Tigmann, Michael Landau
Unsere vergessenen Nachbarn – Jüdisches Gemeindeleben auf dem Land. Familien und ihre Schicksale am Beispiel der Synagogengemeinden der Gemeinde Nohfelden, Band 12 der Schriftenreihe Geschichte, Politik und Gesellschaft der Stiftung Demokratie Saarland, erschienen im Röhrig Universitätsverlag St. Ingbert, 2010

gogengebäude als Kriegsgefangenenlager. Heute befindet sich das Gebäude in Privatbesitz. Auch hier erinnert nichts an seine frühere Bestimmung.

Jüdisches Schulwesen Jüdische Schule in Sötern

Seit 1819 gab es eine jüdische Privatschule in Sötern. Der erste Lehrer, Abraham Kahn, war gleichzeitig auch Vorsänger, Schächter und Beschneider der jüdischen Gemeinde. Das Unterrichtszimmer befand sich im Erdgeschoss der Synagoge. Als Privatschule musste die Judenschaft für die Schule und das Lehrergehalt selbst aufkommen und hatte zusätzlich auch die Kosten der öffentlichen Gemeindeschule im Ort mitzutragen.

Erst 1851 bzw. 1856 wurde die jüdische mit den übrigen Konfessionsschulen gleichgestellt, das heißt Schulhaus, Lehrergehalt und Unterrichtsmittel wurden aus öffentlichen Mitteln finanziert.

Seit 1880 war die jüdische Schule im Haus Nummer 11 an der Hauptstraße untergebracht.

Im Lauf der folgenden Jahrzehnte ging die Zahl der jüdischen Schulkinder immer weiter zurück, sodass 1909 die jüdische Schule von staatlicher Seite aufgehoben wurde. Im ehemaligen jüdischen Schulhaus wurde die neugegründete katholische Schule untergebracht.

Die Judenschaft gründete daraufhin wieder eine Privatschule, die jedoch 1923 endgültig aufgehoben wurde. Die jüdischen Kinder besuchten von nun an die katholische Schule des Ortes.

Jüdische Schule in Bosen

Jüdischer Schulunterricht ist in Bosen erstmals für das Jahr 1829 verbürgt. Die Bosener Judenschaft war sehr arm und konnte sich weder gut ausgebildete Lehrer noch ein eigenes Schulhaus leisten. Der Unterricht fand abwechselnd in Privathäusern statt, wo der jeweilige Lehrer auch Kost und Logis erhielt.

Einige Jahre kam der jüdische Schulunterricht ganz zum Erliegen und die Kinder besuchten die christliche Dorfschule. 1844 wurde die jüdische Elementarschule in Bosen neugegründet. Sie war zunächst im Erdgeschoss der Synagoge untergebracht. Der Lehrer Alexander Levino war zugleich Vorsänger der jüdischen Gemeinde. Mit

der Gleichstellung der Konfessionsschulen 1851 erfolgte in Bosen eine für die damalige Zeit fortschrittliche Umorganisation des gesamten Schulwesens.

Die Kinder aller drei Konfessionen wurden in einer Simultanschule zusammengefasst. Nur der Religionsunterricht wurde getrennt erteilt. Erst Ende der 60er Jahre des 19. Jahrhunderts wurde wieder eine Trennung der Schulen nach den Konfessionen vorgenommen. Dies führte allerdings wegen der geringen Schülerzahl 1871 zur Auflösung der jüdischen Gemeindeschule. Noch im gleichen Jahr errichtete daraufhin die Judenschaft wieder eine Privatschule, die jedoch 1920 endgültig geschlossen wurde. Die wenigen jüdischen Kinder wurden der katholischen Schule zugewiesen. Nach der Pogromnacht durften die jüdischen Kinder in Bosen die öffentliche Schule nicht mehr besuchen.

1940 wurde die Einrichtung einer jüdischen Schule reaktiviert, jetzt allerdings als zentrale Schule für alle jüdischen Kinder des Landkreises Birkenfeld und darüber hinaus. Die Schule existierte jedoch nur kurze Zeit. Die meisten der ca. 15 Schülerinnen und Schüler, die die Schule besuchten, wurden in KZs ermordet.

Die Mikwen (hebr.: Ansammlung)

Die Mikwe ist ein Kultbad, bei dem durch völliges Untertauchen in ungeschöpftes »lebendiges« Wasser rituelle Reinheit erworben wird.

Die religionsgesetzlichen Vorschriften für die Benutzung der Mikwe sind für die Frauen besonders streng. Sie schreiben u.a. den Besuch der Mikwe nach der Menstruation und nach der Geburt eines Kindes vor, deshalb auch die nicht ganz korrekte Bezeichnung der Mikwe als Frauenbad.

Wo sich die erste Söterner Mikwe befand, ist nicht genau bekannt. Es handelte sich um ein Kellerbad, wahrscheinlich in der Synagoge, das 1838 von einem Gutachter als gesundheitsschädlich eingestuft wurde, weil das Wasser nur selten gereinigt wurde und im Winter nicht warm genug war. Daraufhin erbaute die Söterner Judenschaft 1841 mithilfe eines zinslosen staatlichen Kredits ein für damalige Verhältnisse modernes Badehaus. In einem kleinen Vorraum war der Ofen mit

dem Heizkessel untergebracht. Daneben lag die Badestube. Die hölzerne Badewanne war in den Boden eingelassen. Das erwärmte Wasser floss durch ein Rohr vom Heizkessel zur Wanne.

Vor einigen Jahren wurden im Landeshauptarchiv in Koblenz die Baupläne des Söterner Badehäuschens wiederentdeckt.

Das Gebäude, das jahrelang als Stall bzw. Abstellraum benutzt wurde, stand seit 1989 unter Denkmalschutz. Dennoch wurde es aus baulichen Gründen 2005 abgetragen.

Mikwe in Bosen

Das erste Bosener Frauenbad befand sich im Keller der dortigen Synagoge. In einem Bericht des Amtes Nohfelden vom 9. April 1841 wird es als eine »abscheuliche und schlechte Einrichtung« beschrieben.

Nachdem es die sofortige Schließung ankündigte, sah sich die Bosener Judenschaft, die durchweg sehr arm war, gezwungen, ein neues Badehaus errichten zu lassen. Das Häuschen in der Brückenstraße war bereits Ende 1841 fertiggestellt. Die Kosten beliefen sich auf rund 280 Gulden. Die Bosener Mikwe war, entsprechend der Armut der dortigen Gemeinde, etwas einfacher gestaltet als das Söterner Gebäude.

Es besaß jedoch ebenfalls einen Heizkessel, aus dem das erwärmte Wasser in die in den Boden eingelassene Holzwanne fließen konnte (Baupläne ebenfalls vorhanden).

Um 1920 verkaufte die Bosener Judenschaft das Grundstück mit dem Gebäude. Die Motive hierfür können nur vermutet werden. Einer der Gründe war sicher der starke Rückgang der Gemeindeglieder. Ein anderer Grund mag auch in der zunehmenden Abkehr von den orthodoxen Formen jüdischen Lebens zu suchen sein. Wahrscheinlich entsprach die Mikwe auch nicht mehr den hygienischen Erfordernissen der Zeit. Das unter Denkmalschutz stehende Gebäude wurde nach 1945 renoviert und die Tür verbreitert.

Jüdische Friedhöfe

Nach jüdischer Tradition ist ein Friedhof – hebräisch »Bet ha-kwarot« (Haus der Gräber) oder »bet-olam« (Haus der Ewigkeit) – ein Ort, dessen



Frieden bis zum Jüngsten Tag niemand stören darf. Die Toten haben ewiges Ruherecht.

Friedhof in Sötern

Der Friedhof, auf dem auch die Toten der jüdischen Gemeinde Bosen bestattet wurden, dürfte Ende des 17. oder Anfang des 18. Jahrhunderts entstanden sein. Er besteht aus einem älteren verfallenen Teil, der nicht mehr zugänglich ist und einem neueren Abschnitt. Während der NS-Zeit wurde der Friedhof geschändet. Viele Grabmale wurden zerstört und entfernt. Heute sind noch etwa 205 Grabsteine zu sehen.

Der jüdische Friedhof befindet sich im Besitz der saarländischen Synagogengemeinde. Die Gemeinde Nohfelden ist jedoch zu seiner Pflege verpflichtet.

Der Friedhof in Gonnweiler

Die Begräbnisstätte wurde wahrscheinlich erst um 1800 angelegt. Von den ca. 60–70 Bestattungen, die hier stattfanden, sind heute, infolge der Schändungen während der NS-Zeit, nur noch 21 Gräber zu sehen. Noch 1932 wurde der Friedhof vergrößert und neu eingefriedet.

Der dritte Teil des Buches von Tigmann/Landau beschäftigt sich mit der Ausgrenzung und Vernichtung der jüdischen Bevölkerung.

Das Gebiet der heutigen Gemeinde Nohfelden war, wie weiter bereits erwähnt, zunächst ein Teil des oldenburgischen Fürstentums Birkenfeld. Nach dem Ersten Weltkrieg bis 1937 gehörte dieses Territorium als Landesteil zum Freistaat Oldenburg und danach als Landkreis Birkenfeld

Das Innere des Badehauses in Bosen. Deutlich zu sehen ist das frühere Wasserbecken, das im Boden eingelassen ist. Stufen führen hinunter.



Die segnenden Hände der Kohanim, das Zeichen der Familien Kahn, die ihre Herkunft auf den Hohepriester Aaron zurückführen.

zu Preußen. Erst nach dem Krieg kam das Gebiet zum Saarland. Das bedeutet, dass die jüdische Bevölkerung, anders als im damaligen Saargebiet, schon ab 1933 unter dem NS-Regime zu leiden hatte. Im Saargebiet standen die Juden noch bis zur Saarabstimmung 1935 unter dem Schutz des Völkerbundesregimes. Auch danach hatten sie dank des Römischen Abkommens noch eine Frist bis zum 1. März 1936, in der es ausreisewilligen Saarländern freistand, ihren Grundbesitz zu veräußern. Das bewegliche Vermögen konnte abgabefrei mitgenommen werden. Das Reichsfluchtsteuergesetz und die Nürnberger Gesetze kamen im Saarland noch nicht zur Anwendung.

Die jüdische Bevölkerung des Amtes Nohfelden bekam jedoch sofort die nationalsozialistischen Repressalien zu spüren. Eine endlose Reihe gesetzlicher Maßnahmen und Verordnungen drängte sie mehr und mehr aus allen Bereichen des sozialen, beruflichen und kulturellen Lebens.

Einen ersten gewaltsamen Höhepunkt bildeten die Novemberpogrome 1938. Die Ermordung des Gesandtschaftssekretärs Ernst vom Rath durch den Juden Herschel Grynszpan war der willkommen Anlass zur Entfesselung eines Pogroms gegen die jüdische Bevölkerung.

Im Saarland fanden in 30 Orten Ausschreitungen statt, 14 Synagogen wurden verwüstet oder in Brand gesetzt, 13 jüdische Friedhöfe geschändet.

In Bosen und Sötern rief man die männlichen Juden des jeweiligen Ortes zusammen. Sie mussten Werkzeuge mitbringen und das Innere ihrer Gotteshäuser zerstören. Auch die Frauen wurden herbeizitiert, um hinterher sauber zu machen.

Einige jüdische Männer aus Bosen wurden von den NS-Schergen, darunter auch der Amtsbürgermeister von Nohfelden, Hermann Rümmler, vor den Ort eskortiert und dann schwer misshandelt. In beiden Orten wurden jüdische Familien überfallen, misshandelt und beraubt. In Bosen wurde eine Frau vergewaltigt. Die jüngeren Männer wurden verhaftet und ins KZ Dachau transportiert, von wo sie erst mehrere Wochen später entlassen wurden.

Einige der Täter konnten nach dem Krieg für ihre Taten zur Rechenschaft gezogen werden.

Viele Juden aus den Dörfern des Amtes Nohfelden waren nach 1933 ausgewandert. Bis 1939 waren es 91 Personen. Bereits im Oktober 1939 hatte im Kreis Birkenfeld amtlicherseits eine Besichtigung und Bestandsaufnahme »jüdischen« Grundbesitzes stattgefunden. In einem Verzeichnis vom 20.6.1940 wurden die zu diesem Zeitpunkt noch 38 jüdischen Eigentümer des Amtes Nohfelden mit ihrem Grundbesitz tabellarisch aufgelistet. Auf einer im Oktober des darauffolgenden Jahres angelegten Liste war die Zahl der jüdischen Eigentümer schon auf 29 zurückgegangen.

Häuser, die noch nicht verkauft waren, wurden zwangsarisiert.

Systematisch wurden in den Dörfern des Amtsbezirks die Juden auf Weisung der Amtsbürgermeisterei aus ihren Häusern vertrieben und in wenigen sogenannten Judenhäusern zusammengepfercht. Während die Juden des Saarlandes bereits im Oktober 1940 in das Lager Gurs in den Pyrenäen verschleppt worden waren, wurden die jüdischen Bürger des Amtes Nohfelden im April und Juli 1942 in die Vernichtungslager des Ostens deportiert. Von ihnen kehrte niemand zurück. Ihr Besitz fiel an das Reich. Ihr Hausrat wurde an die übrige Dorfbevölkerung versteigert.

Insgesamt wurden 68 Juden aus der heutigen Gemeinde Nohfelden deportiert und ermordet, weitere 66 waren vorher an andere Orte verzogen und kamen von dort aus in die Vernichtungslager.

Zehn Jahre Nationalsozialismus genügte, um eine in Jahrhunderten gewachsene intakte Gemeinschaft für immer zu vernichten.

Pastor Arnold Fortuin – »Friede sei mit euch!« in schwerer Zeit

In Berlin erhielt die größte Wohnsiedlung für neu zugezogene Roma aus Rumänien den Namen des Priesters Arnold Fortuin (1901–1970) aus Neunkirchen/Nahe, der erster Sinti- und Roma-Seelsorger der deutschen Bischofskonferenz nach 1945 war. Pastor Fortuin war von 1937–1950 Pastor von Beuren im Hochwald, zu dem als Filiale auch der Ort Hinzert mit seinem SS-Sonderlager gehörte.

Der Priester Arnold Fortuin stammte aus dem kleinen Ort Neunkirchen/Nahe im Saarland, wohin seine Großeltern im 19. Jahrhundert aus Holland als Landwirte eingewandert waren. Er wurde nach seiner theologischen Ausbildung am Priesterseminar Trier am 31. Juli 1927 im Dom zum Priester des Bistums geweiht. In der Pfarrei St. Michael in Saarbrücken und in Hönningen/Rhein war er bis 1933 Kaplan. Von 1933 bis 1937 arbeitete er als Religionslehrer an einer Berufsschule in Bad Kreuznach. Von dort wurde er wegen »regierungskritischer Aktivitäten«, die er gemeinsam mit seinem evangelischen Mitbruder unternommen hatte, entfernt. 1937 wurde er als Pfarrer in den kleinen Ort Beuren im Hochwald strafversetzt. Der Hochwald mit seinem zentralen Ort Hermeskeil war eine Hochburg der Nationalsozialisten, Hermeskeil galt als »Hauptstadt der Bewegung«. Der spätere Gauleiter Gustav Simon, 1900 in Saarbrücken geboren, hatte 1926 die erste Ortsgruppe der Nazi-Partei in Hermeskeil gegründet. Er hatte den Spitznamen »Giftpilz von Hermeskeil«. Simon war ein fanatischer Nazi, der selbst in seiner Partei unbeliebt war. Den Gipfel seiner Karriere erreichte Simon, als er sich im besetzten Luxemburg mit seinen Terrormaßnahmen zwischen 1942 und 44 quasi zum »Alleinherrscher« aufschwang und mit

den Worten zitiert wird: »Das Gesetz bin ich«. In der Nachbarrparrei war bis 1935 Pastor Nikolaus Demmer (1892–1954) tätig, der von 1941 bis 45 in Luxemburg in einem Versteck den Krieg überlebte.¹

Arnold Fortuin als Pfarrer von Beuren

Auch Pfarrer Fortuin geriet schon sehr schnell in Konflikt mit den Behörden. Er unterstützte die Bevölkerung, die sich weigerte, 1939 in den Schulen die Kreuze aus den Klassenzimmern zu entfernen. Im gleichen Jahr noch wehrte er sich wiederum zusammen mit einer Mehrheit der Bevölkerung gegen die Kürzung seines Gehaltes durch den Amtsbürgermeister von Hermeskeil. Der Protest hatte Erfolg. 1942 widersetzte er sich in mehreren Schreiben der Enteignung des katholischen Jugendheimes, weil der Pfarrer trotz der Auflösung der Jugendverbände dort illegale Jugendarbeit leistete.² In unmittelbarer Nähe zu Beuren entstand 1939 das SS-Sonderlager Hinzert. Der Ort, in dem sich eine alte Kapelle befindet, gehörte als Filiale zur Pfarrei Beuren. Das SS-Sonderlager/KZ Hinzert war zunächst Polizeihäftlager und dann Arbeitserziehungslager für Westwallarbeiter. Während des Zweiten Weltkrieges entwickelte die Schutzstaffel der NSDAP das Lager zu einem Konzentrationslager für Deportierte aus zahlreichen Ländern, die von der Wehrmacht besetzt wurden, eine Mehrheit der Häftlinge kam

¹ Vgl. Bost, Bodo, Erinnerung an einen mutigen Priester: Nikolaus Demmer (1892–1954): Von Nazis Verfolgter fand Aufnahme in Luxemburg, in: Die Warte, Luxemburg, Année [64] (2012), n° 2 = n° 2352 (12. Januar), Seiten 14–15.

² Heimatbuch der Gemeinde Beuren im Hochwald, Beuren Prosterath, 1988, Seite 104 ff.

Von Bodo Bost

aus Luxemburg. Ab Juli 1940 diente Hinzert als »Durchgangslager« für luxemburgische, niederländische und französische Häftlinge, die später in die Konzentrationslager Buchenwald oder Dachau deportiert wurden. Viele von ihnen waren Widerstandskämpfer. In den sechs Jahren seines Bestehens litten rund 13 000 Männer aus 20 Ländern im Lager Hinzert. Mindestens 321 Menschen wurden dort ermordet oder starben an Krankheit, Entkräftung oder Hunger. Pfarrer Fortuin durfte das Lager zwar nicht besuchen, aber Häftlinge aus dem Lager, zumeist Luxemburger, arbeiteten auch bei Bauern in seiner Pfarrei. Pastor Fortuin soll diesen Häftlingen, die auch bei den Bauern zu Essen bekamen, bei Besuchen Papier und Bleistift zugesteckt haben, damit sie ihren Angehörigen Nachrichten zukommen lassen konnten. Über den Lehrer Marcel Stehres im Nachbarort Prosterath, der aus Luxemburg stammte, sind diese Nachrichten dann nach Luxemburg gelangt.³

Die SS-Wachmannschaften hatten Pfarrer Fortuin im Visier, sie gaben ihm die Bezeichnung »Schwarze Ratte«. Als Pastor Fortuin am 4. Januar 1945 unter großer Anteilnahme der Bevölkerung in Hinzert einen Gottesdienst für die infolge eines Bombenangriffs getöteten 19 russischen Kriegsgefangenen von Pöler zelebrierte, war niemand von der Regierung und der NSDAP erschienen, vermerkt die Pfarrchronik von Beuren. Gegen Ende des Krieges erhielt Pfarrer Fortuin von einem SS-Mann die Mitteilung, dass auch er abgeholt werden sollte. Er versteckte sich in einem nahegelegenen Schieferstollen, im dem sich damals die Mehrheit der Bevölkerung vor den Bombenangriffen in Sicherheit brachte. Das Lager Hinzert wurde teilweise auch durch einen Luftangriff am 22. Februar 1945 zerstört. Es bestand bis zum März 1945. Geräumt wurde das Lager erst kurz vor dem Anmarsch amerikanischer Truppen. Die bis dahin noch lebenden Gefangenen wurden zu Fuß, unter Bewachung, zum KZ Buchenwald gebracht. Die Amerikaner befreiten Hinzert am 16. März, die Einnahme von Beuren am selben Tag scheiterte jedoch, weil ein Bürger die weiße Fahne von der Kirche heruntergerissen hatte. Pfarrer Fortuin ging

³ Heimatbuch der Gemeinde Beuren im Hochwald, 1988, Seite 105.

deshalb mit einem Bürger zum amerikanischen Kommandanten in das Dorf Hinzert, um Beuren zu übergeben.⁴ Er begrüßte den Kommandanten mit den Worten: »Wir haben den Krieg gewonnen.«⁵ Da der Kommandant den Abgesandten misstrauete, sperrte er sie in einen Keller. Am nächsten Morgen, dem 17. März, es war ein Sonntag, marschierten die Amerikaner mit Pfarrer Fortuin als Schutzschild auf dem Führungspanzer in Beuren ein.⁶ Er blieb noch fünf Jahre als Pastor in der Pfarrei Beuren mit den Filialen Hinzert und Pöler.

Das Entsetzen über die Wirklichkeit des Lagers hatte unter den Bewohnern der Nachbardörfer Berührungsängste mit dem ehemaligen KZ und den dort bestatteten Toten hervorgerufen. Bereits am 8. Juli geleitete Pfarrer Fortuin eine Prozession vom Ort Hinzert aus zum »einsamen Friedhof der Hinzertener Häftlinge«. Dort errichtete er ein »Kreuz Christi«. Die Toten des Konzentrationslagers wurden so zum ersten Mal für die Menschen der Hochwalddörfer zu einem Thema, mit dem sie sich beschäftigen mussten. Dem Grauenhaften in nächster Nähe gab er eine religiöse Bedeutung, durch dieses Geschehen hatte sich für ihn der gewaltsame Tod Jesu am Kreuz im Leiden und Sterben der KZ-Häftlinge wiederholt. So vollzog Pastor Fortuin auch einen wichtigen Paradigmenwechsel in der Öffentlichkeit: An die Stelle des Hakenkreuzes, des Symbols der Nationalsozialisten, errichtete er das Kreuz Jesu, das Barmherzigkeit, Mitleiden und Versöhnung bedeutet.⁷ Von Beuren aus wurde am 4. November 1945 eine Prozession zum »Massengrab der von der SS des Hinzertener Lagers erschossenen Luxemburger« im größeren Rahmen wiederholt. Etwa 800 Pilger, fast die gesamte Ortsbevölkerung, waren seinem

⁴ Hermann Arend, Als der Kriege zu Ende ging ..., Das Kriegsende in Hinzert, in: Der Schellemann – Zeitschrift des Kulturgeschichtlichen Vereins Hochwald e.V. – 18. Jahrgang – Nr. 18/2005, Seite 19.

⁵ Heimatbuch der Gemeinde Beuren im Hochwald, 1988, Seite 121.

⁶ Hermann Arend, 2005, Seite 21.

⁷ Willi Körtels, Anfänge der Gedenkarbeit im ehemaligen KZ Hinzert nach Aufzeichnungen von Pastor Arnold Fortuin aus Beuren, in: Der Schellemann – Zeitschrift des Kulturgeschichtlichen Vereins Hochwald e. V. – 18. Jahrgang – Nr. 18/2005, Seite 13.

Aufruf zu einer »feierlichen Totenehrung« gefolgt. Anwesend waren auch Persönlichkeiten der Regierung aus Paris und Luxemburg, die Angehörigen der Erschossenen, der Generalvikar des Bistums Trier in Vertretung des Trierer Bischofs Bornwasser, der Luxemburger Domchor und eine Militärkapelle.⁸

Anlässlich der »Einsegnung aller identifizierten Opfer aus Luxemburg zur Abfahrt in die Heimat« am 3. April 1946 waren die Särge in einer ausgeräumten Häftlingsbaracke aufgereiht worden. Die Pfarrchronik hält die Schlussworte des Geistlichen bei der Einsegnung fest: »Vor euren Särgen im Angesichte der Majestät des Todes erhebe ich beschwörend meine priesterlichen Hände: Wenn von dieser düsteren Stätte des Lagers einmal so viel Grauen und Trauer ausgegangen, dann möge heute und fürderhin von diesem Orte ausstrahlen ein anderer, ein neuer Geist weithin über alle Grenzpfähle, über alle Schranken und Barrieren bis zu den Toren eurer Heimat, ein neuer Geist, der Geist dessen, der sich für uns alle einen blutigen Erlösertod geopfert: Pax vobiscum – der Friede sei mit Euch!«⁹

Nach der Überführung der Toten wurden auf Veranlassung der französischen Militärregierung die Baracken des früheren Häftlings- und des Wachmannschaftslagers verkauft und abgerissen. Die Fläche des Häftlingslagers wurde den Eigentümern zur landwirtschaftlichen Nutzung zurückgegeben. Ab 1946 wurde auf dem SS-Wachmannschaftsgelände der Ehrenfriedhof angelegt. Tote, die nicht identifiziert oder in ihre Heimatländer überführt werden konnten, wurden auf der neu angelegten Friedhofsgedenkstätte beigesetzt. Auf Anregung des Beurener Pastors Fortuin, von deutschen Verwaltungs- und Kirchenbehörden unterstützt, wurde in der Trägerschaft des französischen Militärgouverneurs neben dem neu angelegten Friedhof eine Kapelle errichtet. Planung und Bauleitung lagen in den Händen des Trierer Architekten Fritz Thoma. Mit den Bauarbeiten wurde im September 1947 begonnen;

⁸ Willi Körtels, 2005, Seite 14.

⁹ Willi Körtels, 2005, Seite 14.

sie waren Ende Oktober 1948 abgeschlossen.¹⁰ Am 4. November 1948 wurde diese Kapelle in Gegenwart des damaligen rheinland-pfälzischen Ministerpräsidenten Peter Altmeyer, des Luxemburger Ministers für das Unterrichtswesen, Dr. Frieden – selbst ehemaliger Hinzert-Häftling – und des französischen Generaldelegierten von Rheinland-Pfalz, Bois Lambert, von Domkapitular Kämmerer eingeweiht. Im Jahre 1949 erhielt die Gedächtniskapelle eine Glocke. Am 9. Juli 1949 wurde in einem feierlichen Geleit von über 900 Pilgern in über 100 Kraftwagen von Luxemburg-Stadt über Wasserbillig und Trier die Holzplastik der Luxemburger »Trösterin der Betrübten« (Consolatrix) in die Kapelle im ehemaligen KZ Hinzert überführt. Pastor Fortuin als Ortspfarrer begrüßte die »Mutter der Barmherzigkeit«, bevor sie unter den Klängen einer Musikkapelle am Eingang des früheren Häftlingslagers gesegnet worden war. Der Geistliche erläuterte die Anwesenheit des neuen Gnadenbildes aus Luxemburg: Die Consolatrix-Statue stehe an diesem Ort am rechten Platz, weil die Erde hier geheiligt sei durch Schweiß und Blut der Treuesten, wo aus dem Mund so vieler Unglücklichen, Priester und Laien, aus qualvollem Heimeh und aus schlaflosen Nächten das Ave Maria zum Himmel stieg. Er habe die düsteren Bilder der Vergangenheit noch einmal lebendig werden lassen, um anschließend den endgültigen letzten Sieg des Guten über alle Geister des Hasses und Verneinung zu verkünden.¹¹

Pastor Fortuin und die Sintis

Obwohl er der zuständige Pfarrer für das Lager Hinzert war, galt Pfarrer Arnold Fortuins Haupt Sorge seinen befreundeten Sinti-Familien, die

¹⁰ Alte und neue Kapellen«, Aus dem Hochwald, Herausgeber: Arbeitskreis Heimatkunde im Bildungswerk Johanneshaus Hermeskeil.

¹¹ Willi Körtels, 2005, Seite 15.





er aus seiner Zeit als Kaplan in St. Michael in Saarbrücken kannte. Mit dem Machterwerb der Nationalsozialisten folgte die Behandlung der Zigeuner der wachsenden Brutalisierung des Polizeistaates. Schon vor dem nationalsozialistischen Regime waren Sinti und Roma in mehreren deutschen Ländern Ausnahmegesetzen unterworfen, aber der Ordnungssinn entartete seit 1933 zum polizeistaatlichen Eifer. Da man damals schon wusste, dass Sinti und Roma aus Indien stammten und deshalb als Arier zu gelten hatten, waren sie zunächst nicht Objekte der Rassenpolitik der NS-Herrscher, sondern blieben unter der Reglementierung der Polizeiüberwachung. Seit Mitte der 1930er Jahre wurden Sinti und Roma zu artfremden Elementen erklärt, die wie Behinderte und Asoziale stufenweise aus der Gesellschaft ausgemerzt werden sollten. Im Juli 1938 wurden zum ersten Mal Sinti und Roma aus den westlichen Grenzgebieten nach Berlin deportiert, allerdings nach einer gewissen Zeit wieder zurückgeführt.¹² Seit Oktober 1939 gab es den berühmten »Festsetzungserlass« von Heinrich Himmler, wonach die Sinti und Roma unter Androhung von KZ-Haft ihren Wohnsitz nicht mehr verlassen durften. Ein halbes Jahr später fuhren die ersten Deportationszüge mit Sinti- und Roma-Familien in die Vernichtungslager nach Polen. Für die meisten Männer, Frauen und Kinder waren es Fahrten in den Tod. Nun wurden auch rassentheoretische Untersuchungen an Sinti und Roma unternommen. Arnold Fortuin, der während seiner Kaplanzeit in Saarbrücken mit vielen Sintis in Kontakt gekommen war und ihnen auch

¹² Herrmann Arnold, Die Zigeuner, Freiburg i. Brsg., 1965, Seite 69.

von Beuren aus freundschaftlich verbunden blieb, verhalf vielen Sinti zur Flucht nach Frankreich. Im dem Saarland benachbarten Elsass-Lothringen gab es seit der Zeit Ludwig XIV. eine große Anzahl Sinti und Roma. Diese wurden nach der deutschen Besetzung Frankreichs nicht in die Vernichtungslager deportiert, sondern lediglich ins Innere Frankreichs und entkamen so der Vernichtung.¹³ Von den in Deutschland verbliebenen Sinti und Roma wurden ca. 30 Prozent Opfer der Endlösung.¹⁴

Viele der überlebenden Sinti aus Saarbrücken kamen in den 1950er Jahren zurück und siedelten sich in Illingen an, wo Arnold Fortuin seit 1951 Pfarrer war. Zwischen Illingen und Merchweiler entstanden damals, unter der Obhut von Pfarrer Fortuin, ganze Wohnwagensiedlungen. Seit 1955 gab es die erste »Zigeunerwallfahrt« in Illingen. Auch bei der Heilig-Rock-Wallfahrt von 1959 in Trier nahm er mit einer Gruppe Sinti und Roma teil, weil er ein Zeichen setzen wollte, dass auch die seit jeher Ausgegrenzten und Verfolgten ins Herz der Kirche gehörten. Denn auch in der Kirche waren die Zigeuner, wie sie früher genannt wurden, lange Zeit ausgegrenzt. Hatte die Kirche sie zunächst im Mittelalter mit offenen Armen empfangen, weil die ersten Sinti und Roma im Gefolge der Kreuzzüge in Europa aufgetaucht waren und sie selbst behauptet hatten, sie seien büßende Wallfahrer, so wurde dieses Vertrauen schnell zu Misstrauen. Das Konzil von Trient (1545–1563) schloss sie vom Priesterberuf aus,¹⁵ ihre Kinder wurden zwar noch getauft, aber eine Seelsorge für Sinti und Roma gab es nicht. Erst die Freikirche der Quäker, die selbst eine Randgruppe der Gesellschaft waren, wendete sich seit Beginn des 19. Jahrhunderts zunächst in England den »Gypsies« zu. Da die Freikirchen versuchten, mit dem Missionsangebot auch die Lebensweise der Nomaden zu ändern, mussten sie scheitern. Erst als mit der Verstädterung infolge der zunehmenden Industrialisierung Sinti und Roma selbst immer mehr sesshaft wurden, setzte die »Zigeunermission« zu Beginn des 20. Jahrhunderts wieder ein.

¹³ Herrmann Arnold, 1965, Seite 77.

¹⁴ Herrmann Arnold, 1965, Seite 77.

¹⁵ Herrmann Arnold, 1965, Seite 170.

Von katholischer Seite gab es erste Ansätze einer Seelsorge für Sinti und Roma in Frankreich und Spanien, wo vor allem die großen Zigeunerwallfahrten zum identitätsstiftenden Element wurden. Fast alle Diözesen ernannten in diesen Ländern eigene Zigeunerseelsorger. Für das Bistum Straßburg wurde 1958 Pfarrer Josef Freund in Dorlisheim ernannt, er war freundschaftlich auch mit Pfarrer Fortuin verbunden und ist heute mit über 90 Jahren immer noch in der Seelsorge für Sinti und Roma aktiv.¹⁶ Im Februar 1964 fand in Rom, noch während des II. Vatikanischen Konzils, der erste internationale »Kongreß für Zigeunerseelsorge« statt unter der Leitung von Msgr. Bernardin Collin, Bischof von Digne, Beauftragter für die Nomadenseelsorge in seinem Land. Daraufhin bezogen in Frankreich sogar Schwestern des Ordens der Petites Soeurs de Jésus Wohnwagen und lebten mit den Nomaden in ihren Lagern.¹⁷ Auch in Forbach bei Saarbrücken gab und gibt es eine Kommunität der Schwestern, die in Wohnwagen unter Sintis leben. Am 23. September 1965 ernannte Julius Kardinal Döpfner, der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, Pastor Arnold Fortuin aus Illingen zusätzlich zum ersten Seelsorger der Sinti und Roma in Deutschland. Als Pfarrer von Illingen hielt Arnold Fortuin auch Religionsunterricht am Illtalgymnasium. Er starb am 19. Juni 1970 in Illingen und wurde auf dem Friedhof seiner Heimatpfarre Neunkirchen (Nahe) beerdigt. Nach Auskunft des in Ottweiler/Saar lebenden Mitarbeiters der Sinti- und Roma-Seelsorge im Bistum Trier, Paul Meissner, der Pfarrer Fortuin noch selbst gekannt hatte, sprach der eher zurückhaltend wirkende Geistliche von seinem Engagement für die Sinti und Roma während der NS-Zeit nur sehr selten, er empfand es als ganz normal. Nur widerwillig ließ er sich überreden, bei

¹⁶ Das Elsass hatte, bedingt durch seinen hohen Anteil von Sinti und Roma vor allem im walddreichen Kruppen Elsass im Departement Bas-Rhin, häufige Auseinandersetzungen um Wohnrechte der Volksgruppe, die den Elsässer Liedermacher Roger Siffer 1975 zu seinem Lied »Ein Land ohne Zigeuner ist kein freies Land« veranlassten. Der tiefe Sinn des Liedes sollte jedoch den Elsässern zeigen, dass sie als kulturelle und sprachliche Minderheit in Frankreich selbst zur Randgruppe geworden sind.

¹⁷ Herrmann Arnold, 1965, Seite 172.

einem der Hinzert-Prozesse als Zeuge auszusagen. Von den Sinti und Roma wird Arnold Fortuin wie ein Heiliger verehrt, obwohl seit einigen Jahren die von ihm gegründete Wallfahrt zur Illinger Bergkapelle im Oktober jeden Jahres sehr stark zurückgegangen ist.

Arnold Fortuin Haus in Berlin

Ein ehemaliger Schüler des Illinger Pfarrers, Benjamin Marx, der Immobilienhändler geworden ist, hatte im vergangenen Herbst im Innenhof eines vergammelten Hauses in der Harzer Straße in Berlin etwas gesehen, was ihn in den nächsten Nächten bis in den Schlaf verfolgen sollte: Roma-Kinder saßen zwischen Bergen aus Müll, zwischen ihnen Hunderte Ratten. In dem Neuköllner Wohnkomplex lebten damals 600 Roma, die meisten davon aus Rumänien. Es war die größte Ansiedlung von Roma in Berlin. Als Marx einer Roma-Frau erzählte, dass er als Kind Pfarrer Fortuin gekannt habe, ging die Frau in die Knie und küsste seine Hand. Marx kaufte diese Häuser an der Ecke Harzer Straße/Treptower Straße in Berlin-Neukölln für die katholische »Aachener Siedlungs- und Wohnungsbau-gesellschaft« in Köln, die Immobilien für soziale Projekte erwirbt. Gegen erhebliche Widerstände aus der Bevölkerung gründete er ein Wohnprojekt für die in Berlin lebenden Sinti und Roma, um ihnen Schutz und Unterkunft zu geben. Es wurde, obwohl die Mehrheit der hier lebenden Roma-familien einer freikirchlichen Pfingstgemeinde angehört, ein katholisches Vorzeige-Wohnprojekt. Da Marx vermeiden wollte, dass der Gebäudekomplex als Einheit definiert wird und die Nachbarn es verkürzt nur als »Roma-Haus« bezeichnen, hat er es »Arnold-Fortuin-Haus« getauft, nach dem ersten Sinti- und Romaseelsorger im Nachkriegsdeutschland. Der Name steht auch an der Westfassade, daneben ist das Gesicht von Arnold Fortuin gemalt.

Immer mehr Roma ziehen nach Berlin

Seit Marx das Gebäude gekauft hat, gilt das Gebäude in der Harzer Straße in Neukölln als Modellprojekt für die Integration von Roma in Berlin. Bevor Marx kam, hieß das Gebäude in der Nachbarschaft nur »Rattenhaus von Neu-



kölln«. Der frühere Eigentümer vermietete die heruntergekommenen Wohnungen, die an ein Industriegebiet grenzten, an Roma, die gerade nach Deutschland gekommen waren und keine Ansprüche stellten. Anschließend überließ er die Mieter sich selbst. Seit dem Beitritt von Rumänien und Bulgarien zur Europäischen Union 2007 ziehen immer mehr Roma nach Berlin, vor allem nach Neukölln, das bislang als Hochburg türkisch/arabischer Migranten galt. Es wird geschätzt, dass allein in Neukölln mehr als 7.000 wohnen, fast jeden Monat muss eine neue Schulklasse für Romakinder eröffnet werden. Seit die Roma da sind, beklagen sich viele Nachbarn oder ziehen gleich weg. Der Grund für das schwierige Miteinander mit den Nachbarn liegt darin, dass die Roma-Familien ihre Lebensweise überwiegend in ihren bekannten Sozialstrukturen organisieren. Fast alle Roma in der Harzer Straße suchen ein besseres Leben, vor allem wegen ihren Kindern. Da Rumänen und Bulgaren noch keine Arbeitserlaubnis erhalten können, haben fast alle ein Gewerbe angemeldet, um länger als die erlaubten drei Monate bleiben zu können. Die allerwenigsten können jedoch von ihrem Gewerbe leben und beziehen deshalb ergänzend ALG II.

Marx kümmert sich nicht nur um das Projekt, sondern auch um die Bewohner, eine von ihm angestellte Rumänin kümmert sich Tag für Tag um die Mieter. Einmal in der Woche wird ein Deutschkurs angeboten. Einige Bewohner arbeiten auf der Baustelle, andere sind für die Gebäudereinigung zuständig. Marx möchte, dass die Roma-Familien vollständig integriert sind, »deshalb ist es wichtig, dass auch Familien anderer Herkunft hier einziehen«, sagte er einer Berliner Zeitung. Es gibt viele Interessenten für die fast 30 leeren Wohnungen. Die Kaltmiete kostet zwischen 5,50 und 7,50 Euro. In knapp 110 Wohnungen leben Roma-Familien.

Hilfswerk Points-Cœur

Benjamin Marx hat das Hilfswerk Points-Cœur in sein Projekt einbezogen. Pater Jean-Marie Porté hat gemeinsam mit vier Freiwilligen im Juli eine Wohnung in der Harzer Straße bezogen. Sie sind die ersten neuen Mieter, die das frühere Roma-Haus in ein normales Mietshaus verwandeln

sollen. Durch ihre Präsenz im sozialen Umfeld der Harzer Straße möchte die Gemeinschaft mit offenem Ohr und offenem Herzen am Alltag der hier wohnenden Menschen teilhaben. Die Points-Cœur Häuser wollen »kleine, einfache Zufluchtsstätten der Liebe und Zärtlichkeit sein, wo jeder Mensch geliebt, empfangen, angehört, respektiert wird«, so steht es in der Charta der Hilfsorganisation Points-Cœur, die 1990 durch die Initiative von Père Thierry de Roucy in Frankreich gegründet wurde. Die Einsatzorte von Points-Cœur sind die Elendsviertel weltweit, mittlerweile sind sie in 22 Ländern tätig. Der Gründer der Gemeinschaft, der Priester Thierry de Roucy, war tief bewegt vom Leid der Kinder in den Elendsvierteln, da sie die Gewalt um sie herum ertragen müssen, ohne sich wehren zu können. Im Jahr 2000 wurde die Gemeinschaft für geweihte Laien, für Priester und Familien kirchlich anerkannt. Der Freiwilligendienst steht Menschen aller Glaubensrichtungen offen.

Die Bundesrepublik hat sehr lange gebraucht, bis sie den Sinti und Roma das zugestand, was für die Juden von Anfang an galt, nämlich, dass sie während der NS-Zeit aufgrund ihrer Rasse verfolgt wurden. Erst 1982 sprach der damalige Bundeskanzler Helmut Schmidt den Sinti und Roma den Opferstatus zu, fast vierzig Jahre nach Kriegsende. Am 24. Oktober 2012 wurde im Stadtteil Tiergarten ein Holocaust-Denkmal zum Andenken an die ermordeten Roma und Sinti eingeweiht. Der israelische Künstler Dani Karavan hat das zwischen dem Brandenburger Tor und dem Reichstagsgebäude gelegene Monument entworfen. Am 14. September hat der Berliner Erzbischof Rainer Maria Woelki das »Arnold-Fortuin-Haus« in Anwesenheit des Regierenden Bürgermeisters Klaus Wowereit und des Zentralrats-Vorsitzenden der Sinti und Roma, Romani Rose, eingeweiht. Erzbischof Woelki erinnerte zur Einweihung des Hauses an den Einsatz Fortuins für Sinti und Roma während des Nationalsozialismus. Zugleich kritisierte er, dass sich Berlin auch heute noch schwer damit tue, Roma und Sinti wie allen anderen zu begegnen.

Maibach

Wänn eich Maibach heere,
dann siehn eisch schwarads.
Dad hadd neischd se duun
med de Kölle,
die woo se dörd gegraabd hann.

Wänn eich Maibach heere,
dann siehn eisch
alles schwarads voll Leid
vòor uurem Hous,
off uurem Kärjòbb
onn en uurer Kärsch.

Onn mei Modder ess
schwarads aangedöön
von oowe bis unne.
Soggaar am Hudd
hadd se e schwaradser Schlaier,
weil se Drouer hadd.

Mier hann all Drouer.
Uurer Vadder wärd houd begraabd
on noch dswai Bärschleid aus ourem Dörf.
On en vill annere Därfer wärre aach Bärschleid begraabd,
die woo all emkomm senn
en der Maibach
off ääne Schlaach.
Ball honnerd Schdigg
hadd mei Schwäschder gesaad.
On all wööre se schwarads gewesen,
schwarads wie die Naad.

Eisch wöör sällmòòls
nòch aaerisch glään.
Awwer wänn eisch Maibach heere,
dann siehn eisch houd noch schwarads,
on nuure e gans glään bisje häll.
Dad kemmd von dääm Eellischdje,
woo die Modder gebrannnd hadd
on bei dääm mier gebääd hann
fa de Vadder
on fa all die annere aarme Seele.

Wänn eisch Maibach heere,
dann siehn eisch schwarads.
Onn dad hadd dõch äbbes se duun
med de Kölle,
die woo se dörd
gegraabd hann.

Von Maria Becker-Meisberger (†)

Maria Becker-Meisberger wurde am 8. Dezember 1925 als fünftes von acht Kindern in Marpingen geboren. Ihr Vater war Bergmann und kam 1930 bei dem Grubenunglück in Maybach ums Leben. Dieses Ereignis hat sie in diesem ergreifenden Mundartgedicht festgehalten. Gestorben ist Maria Becker-Meisberger am 1. Mai 1999 in Blieskastel.

Wie alt ist die christliche Tradition in Tholey?

Zur Entdeckung einer frühchristlichen Inschrift aus Tholey

Von Johannes Naumann

Aufgrund der Nennung im Grimo-Testament von 634, der ältesten erhaltenen Urkunde der Rheinlande überhaupt, ist eine Kirche in Tholey belegt. Seit den Forschungen von Prof. Franz Staab, Universität Mainz, gilt Tholey als ältestes Kloster in Deutschland. Auch die Arbeit von Prof. Wolfgang Haubrichs, Universität Saarbrücken, über die Tholeyer Abtlisten bezeugt die lange Tradition des Ortes, der wie nur wenige eine Kontinuität von der Spätantike bis hin zum Frühmittelalter hat.

Nun kommt ganz unerwartet durch die Neusichtung von Altfinden ein bedeutendes Element für die Forschung um die Frühgeschichte Tholeys hinzu. Es handelt sich um eine frühmittelalterliche Grabinschrift von überregionaler Bedeutung, welche in drei Teile zerbrochen war und deren Zugehörigkeit erst durch Dr. Kresimir Matijevic im Sommer 2010 erkannt wurde. Die Fundumstände der drei Inschriftenfragmente sind überliefert. Sie stammen aus einer Grabung in der Abteikirche aus den Jahren 1902 bis 1905. Erstmals erwähnt wurden sie im Jahr 1929 in einem Brief des Tholeyer Pfarrers Braun an das Rheinische Landesmuseum Trier. In einer Zusammenstellung der römischen Inschriften aus Tholey durch Landeskonservator Alfons Kolling aus dem Jahr 1973 wurden die Fragmente als Einzelstücke beschrieben. Im Rahmen einer erneuten Bearbeitung aller römischen Inschriften von Tholey gelang 2010 erstmals die Vereinigung aller drei Fragmente. Damit waren nicht mehr zusammenhanglose Buchstaben erkennbar, sondern es ergab sich eine für Experten lesbare und zu rekonstruierende Inschrift.

Anlass genug, um im Januar 2011 in der Tholeyer Abtei St. Mauritius ein kleines Symposium

von Wissenschaftlern zu veranstalten. Die Teilnehmer waren: Dr. Rüdiger Fuchs, Akademie der Wissenschaften, Mainz, Fachmann für Inschriften des Mittelalters; Prof. Dr. Wolfgang Haubrichs, Universität Saarbrücken; Dipl.-Ing. Niko Leiß, Restaurator, Tholey; Dr. Kresimir Matijevic, Universität Trier; Dr. Hiltrud Merten, Archäologin, Trier; Johannes Naumann, Historiker, Thalexweiler und Dr. Rupert Schreiber, Landesdenkmalamt.

Beeindruckend sind schon die Buchstabenhöhe von 9 cm und der Zeilenabstand von 2 beziehungsweise 4 cm. Von drei Zeilen ist die obere stark beschädigt. Formal besteht die Inschrift aus dem Eingangsformular *hic requiescit in pace* (hier ruht in Frieden); das gehört zu den gebräuchlichen Einleitungen. Es folgt dann der Titel und Name des Verstorbenen. Dieser wird als *dominus* (Herr) bezeichnet. Der Name *DRUCT[]BODIS* wäre nach Haubrichs mit einer romanisierten Form des germanischen Wortstammes *druhti* (»Gefolgschaft«) zu deuten, welcher typisch westgermanisch ist. Der für Romanen unaussprechbare Laut [cht] wird dabei durch das [kt] – geschrieben *ct* – ersetzt, z. B. bei *DRVCTACHARIVS*. Hinzu kommt oft die Senkung des [u] zu [o], z. B. bei *Droctulfus*, *Droctoveo*, *DROCTARIVS*, *DROCTIGYSIL*, *DROCTEBADVS*, *DROCTEBODES*.

Das *BODIS* in der dritten Zeile kann wegen der Endung *-IS* (sonst auch *-ES*) nur zu einem zweistämmigen, aus zwei Komponenten gebauten germanischen Personennamen gehören. Die Form kann dann sowohl für den Nominativ als auch für den Genetiv stehen. Der zugehörige Wortstamm *bod-* < *budan-* bedeutet etwa »Gebot, Befehl« und ist mit dem Wortstamm *baud-* (»Gebieter«) verwandt. In Latinisierung treten beide Wortstämme

häufig als *-bodes*, *-is* bzw. *-baudes*, *-is* auf, z. B. in *Drocte-bodes*, *Laune-bodis*, *Ale-bodes*, *Bere-bodes*, *Chagne-bodis*, *Magni-bodis*, *Rin-bodes*, *Genno-baudes*, *Hario-baudes*, *Mero-baudes*, *-is*, *Mallo-baudes*, *Nio-baudes*, *Theudo-baudis*, *Vino-baudis*.

Das überraschende ist der von den Experten angegebene Datierungsansatz in die Zeit vor, bis spätestens unmittelbar in die Zeit der Abfassung des *Grimo-Testamentes*, also in die Zeit um 550, spätestens vor 600/630.

Qualität, Inhalt und Datierung stellen eine für die Landesgeschichte einmalige Neuentdeckung dar. Mit Ausnahme der alten Bischofsstadt Trier gehören derartige christliche Inschriften des frühen Mittelalters zu den großen Raritäten.

Was lässt sich nun über den verstorbenen *DRVCT[TE] BODIS* sagen? Der Name oder auch nur ein entfernt ähnlich klingender fehlen in den Tholeyer Abtlisten. Hochwahrscheinlich haben wir es mit einem Vertreter des fränkischen Adels zu tun. Verwandtschaftliche Beziehung zu dem Diakon Adalgisel, genannt Grimo, der 634 seinen wohl ererbten Besitz in Tholey dem Bischof von Verdun vermacht, liegen nahe. Unter Grimos Verwandten befindet sich etwa sein Neffe Bobo auch *Bodogisil*, der als Herzog des austrasischen Teilreiches der Merowinger in sprachlich engem Zusammenhang zu der vorgestellten Grabinschrift gehört. Demnach wäre die Grabinschrift einem gemeinsamen Vorfahren zuzuschreiben.

Aus der Zeit zwischen dem Ende des Römischen Reiches und dem Jahre 634 sind unterdessen auch weitere bisher nicht bekannte Funde aus dem Bereich der Klosteranlage in den letzten Jahren bekannt geworden. Neben Keramik ist eine

fränkische Nachprägung einer Goldmünze (*Tremissis*) auf den byzantinischen Kaiser Justinian (Regierungszeit 527 bis 565) in den Beständen des Abteiarchives aufgefunden worden. Der beigelegte Notiz ist zu entnehmen, dass die Münze 1951 beim Bau der Sakristei im Bereich der Südfassade der Abteikirche gefunden wurde.

Eine Darstellung der neuen Erkenntnisse in einer Publikation scheint immer mehr geboten.

Literatur:

Haubrichs, Wolfgang: Die Tholeyer Abtlisten des Mittelalters. Philologische, onomatische und chronologische Untersuchungen, Saarbrücken 1986.

Matijevic, Kresimir: Die Inschriften von Tholey, Landkreis St. Wendel, Gallia Belgica. In: Zeitschrift für die Geschichte der Saargegend, Band 59, 2011, S. 9–58.

Staab, Franz: Wann beginnt die monastische Tradition Tholeys? In: Zeitschrift für die Geschichte der Saargegend, Band 36, 1988, S. 17–25.



Die fragmentierte Grabinschrift.
Foto: Niko Leiß

Wendalinus-Wallfahrt des Jünglingvereins Urexweiler

Von Erich Thomas

Aus hundert jungen Männerkehlen
tönt's frisch und feierlich
»Dir, Wendlin, wollen wir empfehlen
uns, Herr, erbarme dich!«

Der Pastor spendet seinen Segen:
»Der Herr geb' euch Geleit!
Er mög' Vernunft und Kraft euch geben,
der Pilgerweg ist weit!«

»In Gottes Namen wallen wir!
so singen sie voll Freud'.
»St. Wendlin, zu dir kommen wir
an deinem Festtag heut'!«

Es wechseln Sang und fromme Bitten,
die Höhe ist erreicht.
Im Talgrund dräuen dunkle Klippen,
gar mancher hat's nicht leicht.

In jedem Gasthaus kehr'n sie ein,
das säumet ihren Weg.
Sie laben sich bei Bier und Wein:
»Prost, Wendlin!« ihr Gebet.

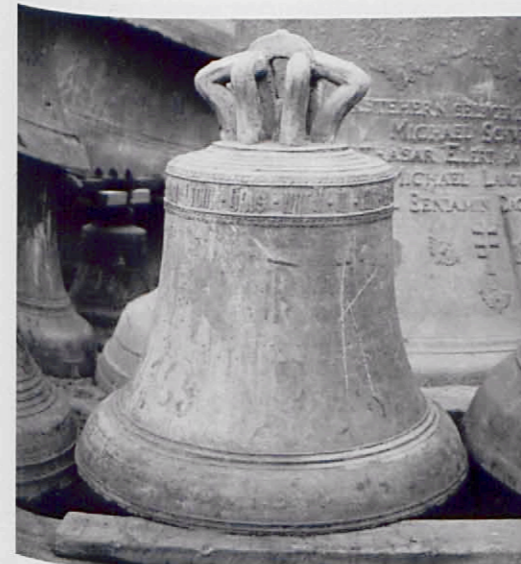
Dann setzen sie die Reise fort,
steil steigt der Weg bergan.
Nicht alle Mann sind mehr an Bord.
Schwer wird ihr Schritt und Gang.

»St. Wendlin, zu dir kommen wir!
schallt laut es von der Höh'.
Der Nachhut Antwort: »Wir sind hier!
Wir kommen, doch, wannö!«

St. Wendelin, vom Winde verweht,
die Herd' ist weit zerstreut.
Verstummt sind Gesang und fromm' Gebet,
St. Wendelin wartet noch heut'.

Die Antoniusglocke in Selbach und ihr Gießer

Glocken sind musikalische und historische Dokumente, seit Jahrhunderten geschaffen von einem traditionsreichen und künstlerischen Handwerk. Viele Städte und Gemeinden können die Daten ihrer Entstehung oft nur durch Glockeninschriften nachweisen. Die Glocke ist jedoch mehr als ein akustisches Instrument eines christlich geprägten Landes, sie erklingt zur Ehre und zum Lobe Gottes. Das ist seit jeher ihre primäre Aufgabe. Wenn Glocken zum Gebet, zu Gottesdiensten, zu Freude und Trauer rufen, aber auch wenn sie mit ihrem Stundenschlag das Vergehen der Zeit anzeigen, immer erinnern sie dabei an unseren Schöpfer und an die Vergänglichkeit des Seins. In einer weitgehend säkularisierten Welt, die ihren Ausdruck in einer kritischen Stellungnahme gegenüber dem altü-



berlieferten Glockengeläut findet, freut man sich besonders über die Restaurierung einer wertvollen historischen Glocke.

Von Edgar Schwer

Die Antoniusglocke

Dass die historische Glocke in Selbach nicht den apokalyptischen Reitern zum Opfer fiel, grenzt schon an ein kleines Wunder. Der Autor hat bei seinen Glockenforschungen im Bistum Trier nur allzu oft erfahren, wie sinnlos in den Kriegen, aber auch in der »Modernisierungswut« der Nachkriegszeit mit dem Kulturgut Glocke umgegangen wurde. In Kurzform wird auf die Beschlagnahme in den beiden Weltkriegen eingegangen.¹

Trotz der herrschenden Rohstoffknappheit war man zu Beginn des Ersten Weltkrieges bemüht, berechnete Interessen der betroffenen Kirchengemeinden nach Möglichkeit zu wahren. Zu diesem Zweck wurden die Bronzeglocken durch ernannte Kunstsachverständige bereits ab 1915 geprüft und in drei Gruppen eingeordnet:

Glocken ohne Kunstwert (Gruppe A). Diese Glocken wurden in kürzester Zeit dem Zugriff der Heeresverwaltung überlassen.

Glocken mit mäßigem Kunstwert (Gruppe B). Hierzu gehörten alle Glocken, deren Verzierungen nicht über den Durchschnitt der handwerklichen Kunst ihrer Zeit hinausging, oder deren Inschriften keine hervorragende Bedeutung hatten.

Glocke in Niederemmel, Münsterter Kapelle. Gußjahr 1514, auf dem Glockenfriedhof am Reiherstieg im Hamburger Hafen.

Foto: Germanisches Nationalmuseum Nürnberg, Glockenarchiv.

¹ Schwer Edgar, Kirchenglocken und ihre Bedeutung, Glockengießereien, Glockenverluste der evangelischen und katholischen Pfarreien im Landkreis Saarlouis, in: Unsere Heimat, Mitteilungsblatt des Landkreises Saarlouis für Kultur und Landschaft, 27. Jahrgang, Heft 4, 2002., S. 171. Hier wird detailliert die gesamte Problematik der Glockenbeschlagnahme beschrieben.

Glocken mit hohem Kunstwert (Gruppe C). Hierzu gehörten alle Glocken, deren Erhaltung aus Rücksicht auf Wissenschaft, Geschichte und Kunst unbedingt geboten war.²

Vorläufig wurden nur die Glocken der Gruppe A in Anspruch genommen, während die Glocken der Gruppe C außer Betracht blieben. Unabhängig von den Glocken der Gruppe C konnte für die jeweilige Kirche die kleinste Glocke als Läuteglocke zurückgehalten werden.

Den Zweiten Weltkrieg überstand die Antoniusglocke ebenfalls unbeschadet. Dies ist dem Provinzialkonservator Dr. Neu zu verdanken. Im Bistumsarchiv liegt sein Gutachten vor.

*Der Oberpräsident der Rheinprovinz
Abt. X*

Dezernat: Kunstdenkmäler-Inventarisat.

Bonn den 19. August 1940

Betrifft Glocke vom Jahre 1509 in der katholischen Kapelle in Selbach, Pfarrei Neunkirchen / Kreis Birkenfeld.

Die kleine Glocke ist das Werk des Dietrich Wolf von Prüm, eines der bekanntesten Meister des Trierer Landes aus der Wende von der Spätgotik zur Renaissance. Es ist unbedingt notwendig, daß von der Arbeit dieses Meisters einige charakteristische Beispiele dauernd erhalten werden. Ich empfehle, die kleine Glocke in Selbach als Beispiel zu erhalten, zumal das Gebiet sehr arm an Denkmälern ist und die kirchlichen mittelalterlichen Ausstattungsstücke in dieser Kapelle fast ganz ausgeräumt sind. Ich empfehle, die Glocke unter D einzugruppieren. Im Auftrag, Neu.³

Die Glocke hat einen Durchmesser von ca. 75 cm. Die Krone ist flach abgesetzt. Sechs schlichte Bügel bilden die Aufhängung. Das Gewicht kann erst bei der Restaurierung ermittelt werden. Die Inschrift in gotischen Minuskeln lautet: ANTHONI HEIS ICH, DIETRICH WOLF VON PROEME GOEIS MICH, ANNO MCCCCCIX.

Die Namensansage Anthoni läßt auf den Mönchsvater und Eremiten Antonius schließen.

² Kirchlicher Amtsanzeiger 1917 Nr. 83; Rheinisches Archiv und Museumsamt, Akte 3709, Blatt 56.

³ Bistumsarchiv Trier (BATr) Abt. B III 10,11, Band 5 und Band 3.

Er wurde im Mittelalter um Hilfe bei dem epidemisch auftretenden »höllischen Antoniusfeuer«, einer Vergiftung durch Mutterkorn, angerufen.

Glockentypen

Den Beginn des Spätmittelalters beherrschen die Übergangsformen vom Zuckerhut zur tulpenförmigen gotischen Dreiklangrippe (Beispiel: Osanna in Erfurt). Sie besitzen bereits exakte Schlagtöne und eine bessere Innenharmonie als ihre Vorgängerinnen. Erst ab dem 14. Jahrhundert gelingt es den nun meist bürgerlichen Glockengießern mit ihrer gotischen Dreiklangrippe, die tieferen Teiltöne des Glockenklangspektrums (Prinzipaltöne) in ein zunehmend konsonantes Verhältnis untereinander und zum Schlagton zu bringen. Daher gilt die Klanggestaltung der spätgotischen Glocke noch heute als Norm. Dieser erste musikalische Höhepunkt der Glockengießertechnik ermöglicht nun den harmonischen Zusammenklang vieler Glocken bzw. die Botschaftsfunktion mehrerer Teilgeläute durch entsprechende Tonmotive. Gleichzeitig entstehen große Turmuhren mit Viertel- und Stundenschlägen, und aus diesen entwickeln sich mancherorts die Glockenspiele.

Im Verlauf des 16. und beginnenden 17. Jahrhunderts werden wegen wirtschaftlicher Schwierigkeiten weniger Glocken gegossen. Daher erreicht das Klangniveau der gegossenen Renaissanceglocken meist auch nicht mehr die spätgotischen Vorbilder.

Schwerpunktmäßig nach dem Dreißigjährigen Krieg (1618–1648), in dem die Tradition des Glockengießens an vielen Orten Deutschlands abgerissen ist, ersetzen lothringische Wandergießer mit ihrer gedrungeneren und dünnwandigen französischen Rippe die verloren gegangenen Glocken. Allerdings führt diese materialsparende Rippenform zu schwerwiegenden klanglichen Einbußen im Bereich der Innenharmonie und der Resonanz.

Zeitgeist

Die größte Gefahr drohte der Antoniusglocke vom Zeitgeist der Wohlstandsjahre des vergangenen Jahrhunderts. Die historische Katharinenkapelle verdankt ihren Erhalt einigen glücklichen

Umständen. So wurde kurz nach Kriegsende eine Erweiterung des Bauwerks in Erwägung gezogen. Im Oktober 1947 lehnte der Kreiskommandant den Plan einer Kapellenerweiterung ab. Der Umbau würde einen zu großen Eingriff in die historische Bausubstanz bedeuten, so lautete seine Begründung. Nach der Einweihung der neuen Filialkirche Maria Königin wurde die Kapelle kaum noch genutzt und verfiel zusehends. Beim Ausbau der unmittelbar vorbeiführenden Bundesstraße wurde auf die historische Kapelle keine Rücksicht genommen, zusätzliche Nässebeschäden machten sich bemerkbar. Am 5. November 1982 teilte das Saarländische Kultusministerium der kirchlichen Denkmalpflege in Trier folgendes mit:

»Aufgrund gemachter Beobachtungen und Informationen aus Selbach hat die Katholische Pfarrgemeinde Neunkirchen/Nahe-Gonnesweiler-Selbach in ihrer Mehrheit kein Interesse an der Erhaltung der Katharinenkapelle in Selbach, sodass die sehr bemühten – aber von nirgendwo angeleiteten Katholiken von Selbach die Rettung der Kapelle selbst in die Hand genommen haben.« Das Ministerium wies in diesem Bericht ausdrücklich auf den Denkmalstatus der Kapelle hin. Es waren in der Tat verantwortungsvolle Bundes- und Kommunalpolitiker sowie heimatbewusste Bürger, die sich für den Erhalt und die Renovierung dieses historischen Bauwerks einsetzten. Ohne ihr Engagement wäre auch die historische Glocke von 1509 wie so vieles dem Modernisierungswahn zum Opfer gefallen. Dass die Glocke nicht in Vergessenheit geriet, ist dem Kunsthistoriker Dr. Meinrad Maria Grewenig zu verdanken. Er machte in vielen Presseartikeln immer wieder auf die Geschichte der Kapelle und der Antoniusglocke aufmerksam.⁴

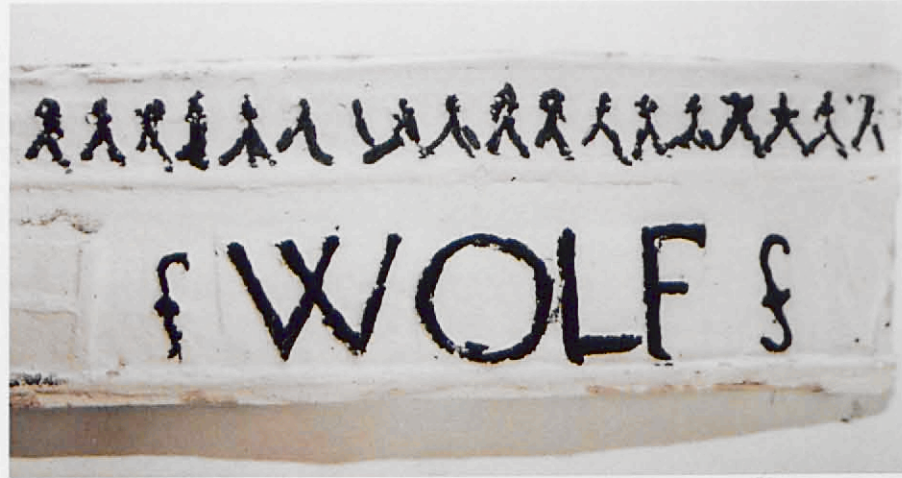
Dederich van Prüm 1513–1553

Die Mitglieder dieser Werkstatt haben außer diesem Namen auch ergänzend die Bezeichnung Wolff, Weinsfeld oder auch von Trier benutzt. Da keine genealogischen Daten vorhanden sind, kann man nur von einer Werkstatt sprechen. Wenngleich auf den meisten Glocken die Bezeichnung von Prüm verwendet wurde, so scheint

⁴ Amt für kirchliche Denkmalpflege im Bistum Trier, Akte Neunkirchen/Nahe.



Bild nächste Seite:
Antoniusglocke. Gußjahr 1509.
Foto: Archiv Verein für
Heimatkunde Nonnweiler e.V.



Inschriftenabguss der Glocke in Berglicht, Gußjahr 1545, abgenommen von Edgar Schwer. Foto: Edgar Schwer.

der Name Wolff offensichtlich als Familienname fungiert zu haben. Dies ist aus der umlaufenden Inschrift der 1549 gegossenen Zindelglocke von St Gangolf ersichtlich: »Welcher mich recht will kennen, Wegtter duo mich nennen Ich geffe van mir min Schal Berg und überall und bin durch desen Mister volent Dederich Wolf genent«. (Wer mich recht will kennen, Wächter tue mich nennen. Ich gebe von mir meinen Schall über Berg und überall. Und bin durch diesen Meister vollend, Dietrich Wolf genent.)⁵

Den Namen Wolff findet man erstmals 1491 auf einer Glocke des Claes von Prüm. Sein Werkstattnachfolger Heinrich von Prüm griff diesen Namen erst ab 1504 auf, obwohl er bereits ein Jahrzehnt als Glockengießer tätig war. Seine Gießertätigkeit datiert in die Jahre 1494–1513, seine letzte Glocke goss er für die Kapelle Hermespannd bei Prüm (1513).

Ihm folgt der Gießer der Selbacher Glocke, Dederich von Prüm. Der Guss der Selbacher Antoniusglocke im Jahre 1509 war sein erstes mit dem Namen Wolf signiertes Werk. Seine letzte Glocke goss er 1553 für den Trierer Dom. In den ersten Jahren seiner Tätigkeit arbeitete er mit dem Glockengießer Hans von Brysich zusammen. Beide begannen ihre gemeinsame Tätigkeit 1513 mit dem Guss der Glocken in Laufeld und Schladt. Zusammen gossen sie zwölf Glocken. Da der Name Hans von Brysich bei den Signaturen immer als erster genannt wird, kann man davon ausgehen, dass er der ältere Gießer war. Die Namen von Prom oder Prüm, oder auch von Weinsfeld, gehen vermutlich auf Trierer Hausnamen zurück. Es ist schwer vor-

stellbar, dass eine Trierer Glockengießerwerkstatt als Zunftmitglied zwischen Trier, Prüm und Weinsfeld umher zog.

In den ersten Jahrzehnten seines Wirkens zeigen seine Glocken eine schlecht lesbare Minuskel, ab 1530 ist eine Kapitalis der Frührenaissance zu finden. Ab 1540 taucht diese Schrifttype kontinuierlich auf seinen Glocken auf. Die Trennzeichen änderten sich von einer vierblättrigen Rosette zu Paragrafenhasten, wie auch statt der spätgotischen Zierfriese nun Ornamente der Renaissance auftraten. Die beiden beschriebenen Glocken in der Münsterter Kapelle und in Berglicht reflektieren das über dreißigjährige Schaffensspektrum eines Glockengießermeisters in der Übergangsphase Mittelalter–frühe Neuzeit. Dederich Wolf war wohl der produktivste Trierer Meister, er goss 59 nachgewiesene Glocken. Auf Grund seiner Zunftzugehörigkeit muß er Trierer Stadtbürger gewesen sein.⁶

Die Trierer Glockengießer gehörten der Schmiedezunft an. Leider sind die Akten dieser Zunft nicht mehr erhalten. Sofern nicht zufällige Einzelnachrichten wie beim Glockengießer Johann von Coellen vorliegen, hängt die Bestimmung des Werkstattstandortes von der Aussage der Glockenzier und grundsätzlichen Überlegungen ab, die zum Teil auf Analogieschlüssen aus anderen Zentren des Glockengusses basieren.⁷ Für die Trierer Meister Hans von Brysich und Dederich von Prüm lassen sich ebenfalls Nachweise zur Schmiedezunft erbringen, da sie 1515 eine fehlerhafte Glocke für den Trierer Dom gossen.

1527 Juli 30: Das Domkapitel Trier zu bekundet: »1515 hat es auf Fürsprache von Rat und Schmiedezunft zu Trier mit den dort verbürgerten Meistern Dietherich Wolff von Prüm und Hanß von Brysach einen Vertrag über den Guß zweier Glocken von starkem und resonantem Ton geschlossen, zu welchem die Schmiedezunft eine Schadensbürgschaft für den Fall eines Missgusses der großen Glocke, für die sie 350 Zentner Glockenspeise erhalten hatte,

6 Poettgen Jörg, Glocken der Spätgotik, S. 25; Poettgen, Trierer Glockengießer, S. 121-122.

7 Poettgen Jörg, Trierer Glockengießer bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts in: Kurtrierisches Jahrbuch, 33 Jahrgang, S.103.

leistete. Die Glocke war misslungen, wodurch dem Domkapitel ein Schaden von über 600 Radergulden entstand, welchen die Schmiedezunft zu bezahlen hatte. Das Domkapitel hat auf Bitten von Philipp Humburg, Schöffen, Wilhelm Walterthum, Bau und Mühlenmeister, und Johann Fladt, Stadtschreiber, auf seine Ansprüche verzichtet bis auf 200 Radergulden, welche Meister Dietherich vollständig bezahlt hat. Deshalb erteilen sie der Schmiedezunft und Meister Dietherich Quittanz auf alle Forderungen wegen der Glocke.⁸

Diese Nachricht bestätigt die Zugehörigkeit der Glockengießer zur Schmiedezunft. In Anlehnung an die Kölner Zunftordnung durfte der Glockenguss in der Stadt Trier nur von städtischen Meistern oder Gießergemeinschaften der gleichen Zunft durchgeführt werden. Diese Urkunde ist für die Glockenforschung im oberen Erzstift sehr aufschlussreich. Sie erbringt den Nachweis, dass alle Zunftgenossen der Schmiedezunft für den misslungenen Glockenguss aufkommen mussten. Das Domkapitel stellte Schadensansprüche gegen die Schmiedezunft in Höhe von 600 Gulden für den misslungenen Glockenguss in Rechnung. Erst im Sommer 1527 einigte man sich, das Domkapitel erließ den beiden Glockengießermeistern zwei Drittel der Schuld.

Im Trierer Dom läuten noch zwei Glocken des Meisters. Die kleine Marienglocke, Zinglocke genannt, gegossen von den Meistern HANS BRYsICH DIETRICH VON PROM GOSSEN MICH 1516. Die andere Glocke ist die kleine Maternusglocke, gegossen von HANS BRISICH DIETRICH VON PROM GOSSEN MICH 1516. Die kleine Helenenglocke im Dom trägt die Inschrift: HELENA § HEISSEN § ICH § IN § GODES § NAMEN § LYDEN § ICH § BOS § WEDDER § VERDRIEBEN § ICH § DEDERICH § WOLF § VON § WINTZFELD § GOS § MICH.⁹

Ein Pendant zur Selbacher Glocke läutet in der Münsterter Kapelle in Niederremmel/Mosel. (1514 Dederich von Prüm 150 kg, 66 cm, Höhe 67 cm Schlagton d. Flache Kronenplatte, Haube

abgesetzt, drei Stege. Schulter mit Schriftband Zwischen Stegen und Bogenornament das in Lilien ausläuft. Inschrift in gotischen Minuskeln: M. ALLER HELGEN CRI. LUDEN ICH. DERICH VON PROM GOIS MICH IN JAR XV – XIII-JAR. Ein viereckiges Pilgerzeichen, glatte, geschweifte Flanke, Schlagring aus drei Stäben, gebogener Wolm, unten zwei Stäbe, Krone aus sechs schlichten Bügeln.)

Eine der großen Glocken, die Meister Detrich Wolf gießen ließ, hängt im Turm der Wallfahrtskirche St. Maria Geburt in Berglicht im Hunsrück. (1545 Dederich Wolf van Trier 1500 kg Æ 133 cm, Schlagton »E«. Inschrift Antiqua Kapitalis: IN GODS EREN LAUDEN ICH, BOS WEDER VERDRIBIN ICH, DETRICH WOLF VAN TRIER GOS MICH 1545.)

Leider erlitt die Glocke durch einen fehlerhaften Lätewinkel einen Flankenriss. Bei der Turmsanierung wurde das komplette denkmalgeschützte Geläute ausgebaut, der Glockenstuhl erneuert und eine neue Läuteanlage eingebaut. Der aufgetretene Riss wurde im Glockenschweißwerk Lachenmeyer in Nördlingen geschweißt, die Glocke ist wieder voll funktionsfähig.¹⁰

Der letzte Gießer der Werkstatt von Prüm war Leonard von Prüm. Von ihm sind nur wenige Glocken bekannt. In Menningen, Kreis Merzig, wurde 1578 eine Glocke von Leonhart Wolf von Trier und von Weinsfeld gegossen. Die Inschrift lautete: S.CLEMENS HEISSEN ICH, LEONHARD WOLF VON TRIER GOSS MICH 1578. IN GODES EHR LAUDEN ICH.¹¹

8 Schritt Sebastian, das Trierer Domgeläute in Geschichte und Gegenwart, in: Jahrbuch für Glockenkunde, 15–16 Band 2003/2004, S. 281. Siehe auch Landeshauptarchiv Koblenz, Best. 1D, Nr. 4008, folio 11v und 3r.

9 Schritt, Domgeläute, S. 266-267.

10 Schwer Edgar, Historische Geläute unserer Heimat, in: Der Schellemann, Zeitschrift des kulturgeschichtlichen Vereins Hochwald, Hermeskeil 2006, S. 14-22.

11 Bistumsarchiv Trier, Bill 10,11, Bd. 9.

Die Schutzmantelmadonna

in der Urweiler Pfarrkirche

von Franz Josef Marx

Für die Urweiler Kriegergedächtniskapelle¹ als Vorgängerin der heutigen Pfarrkirche hat Walter Hannig² im Jahr 1948 ein großformatiges Madonnengemälde geschaffen. Den Auftrag zu diesem Gemälde und wohl auch die Hinweise zur Symbolik des Bildes hatte Pastor Walter Becker³ gegeben. Das Bild stellt eine so genannte Schutzmantelmadonna dar, die es in der bildenden Kunst seit dem 13. Jahrhundert gibt. Auf den meisten Darstellungen birgt der Mantel gläubige Menschen, die symbolisch unter dem Schutz Marias stehen. Die Urweiler Schutzmantelmadonna beschützt das ganze Dorf, denn unter dem Mantel hat der Künstler eine Westansicht des am Fuß des Bosenberges lang ausgestreckt liegenden Straßendorfes Urweiler dargestellt.

Maria, die Schutzpatronin der Urweiler Pfarrkirche, schwebt im Zentrum des Bildes. Ihre Gestalt ragt über den Bildrahmen hinaus. Auf das rechteckige Bild der Abmessungen 132 mal 169 cm ist ein Halbkreis aufgesetzt, dessen Durchmesser etwa der halben Breite des Rechtecks darunter entspricht. Über dem Kopf Marias schweben in diesem Halbkreis zwei geflügelte Engel in blauen Gewändern, die mit einer goldenen Krone Marias Krönung

1 erster Spatenstich: 29. Juni 1934, Grundsteinlegung: 2. Sept. 1934, Einsegnung 14. Juli 1935, erweitert mit einem Seitenschiff und einem größeren Turm 1953–1955, rückgebaut 2010.

2 *1909 in Schlesien, †1974 in St. Wendel, Kunsterzieher am Missionshausgymnasium, ab 1937 am Gymnasium Wendalinum, später Dozent für bildende Kunst an der pädagogischen Hochschule des Saarlandes; wohnte zum Zeitpunkt der Gemäldeerstellung in der Urweiler Hauptstraße; hat zahlreiche Skizzen und mehrere Textbeiträge in den Heimatbüchern des Landkreises ab 1949 veröffentlicht.

3 *Juni 1911 in Heiligenwald, wirkte in Urweiler von Juni 1943 bis zu seinem Tode April 1972.

vorbereiten. In der Offenbarung 12:1 steht hierzu: »Ein großes Zeichen erschien am Himmel. Eine Frau mit einer Krone von zwölf Sternen auf ihrem Haupt, umkleidet mit der Sonne, der Mond zu ihren Füßen«. In den beiden oberen Ecken des rechteckigen Bildteils schweben zwei weitere geflügelte Engel in hellroten Über- und weißen Untergewändern. Während der rechte Engel Maria anschaut, blickt der linke nach unten. Beide Engel halten Zeichen des Leidens Christi und seines Leidensganges zum Golgotha in ihren Händen. Der rechte Engel hat ein Holzkreuz im Arm und in der rechten Hand drei Nägel, der linke trägt eine Lanze und die Dornenkrone. Maria, deren ausgebreiteter, innen hell- und außen dunkelblauer Schutzmantel den gesamten oberen Teil des Bildes einnimmt, steht mit einem weißen Untergewand bekleidet, auf einem sichelförmigen Mond über der Spitze des Bosenberges.

Das Marienlied »Maria, breit den Mantel aus, mach Schutz und Schirm für uns daraus, lass uns darunter sicher stehn, bis alle Stürm vorüber gehn«⁴ hat dem Künstler hier Pate gestanden. Marias rechte Hand breitet den Mantel über dem Urweiler Oberdorf aus. Mit ihrer linken, sehr feingliedrig gemalten Hand hält sie den Mantel vor ihrer Brust zusammen. Die linke Mantelseite öffnet sich über dem Unterdorf.

Der Bosenberg erhebt sich majestätisch über dem zum Zeitpunkt der Bilderstellung noch recht

4 »Maria, breit den Mantel aus« ist eines der bekanntesten Marienlieder. Es erbittet den Schutz und die Fürsorge der Gottesmutter Maria. Das Lied erschien erstmals 1640 als drittes Lied in einem Heft mit vier Marienliedern in Innsbruck bei dem angesehenen Innsbrucker Musikverleger Michael Wagner. Die ursprüngliche Textfassung hatte 29 Strophen.

schmalen Dorfband, dessen Häuser sich entlang der Hauptstraße reihen. Vom Standort des Malers – wohl die Chaussee zwischen St. Wendel und Baltersweiler, westlich des heutigen Elsenbacherhofes – hat er die Häuserzeile vom Eingang der Dörrwies im Norden und bis in den Wendelsgrund malen können. Die Detailgenauigkeit, mit der Hannig die einzelnen Häuser und den Westhang des Bosenberges gemalt hat, gleicht fast der einer Fotografie.⁵ Das Gemälde von Hannig ist damit die erste bisher bekannte, realistische Farbdarstellung des Dorfes Urweiler. Der Bosenberg ist im oberen Bereich bewaldet. Die unterschiedlichen Grüntöne zeigen Nadel- und Laubwaldbereiche. Zwischen der Waldgrenze und der Häuserreihe liegen Äcker, Wiesen, teilweise durch Baumreihen voneinander abgegrenzt. Während heute nur noch wenige landwirtschaftliche Betriebe den Westhang des Bosenberges bewirtschaften, kann man auf dem Gemälde noch relativ viele einzelne Parzellen erkennen. Das Bild ist ja vor der Landzusammenlegung gemalt worden, die in Urweiler Anfang der 50er Jahre begonnen und 1957 bereits abgeschlossen war. Am tiefsten Punkt des Taleinschnittes, von dessen oberem Punkt aus der Künstler das Panoramabild gemalt hat, ist der Bahndamm der Rhein-Nahebahnstrecke und die Eisenbachbrücke zu erkennen. Der Weg führt von der Brücke ins Dorf. Die oft lang gezogenen Bauernhäuser, deren Wirtschaftsteile meist größer als die Wohnhäuser sind, reihen sich um die Hauptstraße des Dorfes. Die Westseite der damaligen Bebauung und insbesondere die einzelnen Häuser hat Hannig vom Unterdorf in Höhe des Eingangs zur »Metz« bis zum Eingang der Dörrwiesstraße sehr detailgetreu gemalt. Die Kriegergedächtniskapelle, für die das Bild gemalt worden ist, zeigt die Fotografie von Südwesten her. Der Grundriss der Vorgängerin zeigt einige interessante Details der früheren Kircheneinrichtung, wie der Sakristei, der Kanzel, des Beichtstuhls, des Seitenaltars und der Empore. Nach ihrem Rückbau im Jahr 2010 entspricht der Sakralraum fast genau dem früheren Grundriss der Kapelle.



Die heutige Ansicht des Dorfes, etwa von der gleichen Stelle aus, die der Maler für sein Dorfpanorama gewählt hat, als aktuelle Fotografie zeigt, dass die ehemals entlang der Hauptstraße gelegene Bebauungszone sich in den letzten 60 Jahren stark verbreitert hat. Die Rückfronten einiger heute noch vorzufindender Häuser haben sich kaum gegenüber ihrem Zustand vor über 60 Jahren verändert.

Hannigs Schutzmantelmadonna mit ihrem Panorama von Urweiler ist also ein viel zu wenig beachtetes Gemälde, dessen Inhalte einmal aufgrund der religiösen Symbolik bezogen auf die damalige Zeit und zum anderen wegen der fast fotografischen Ansicht von Urweiler Ende der 50er Jahre des vorigen Jahrhunderts zu einer noch genaueren Analyse anregen.

Das Gemälde hatte zuerst in der Kriegergedächtniskapelle über dem im Grundriss erkennbaren Seitenaltar gehangen, später einige Jahre auf der Ostseite der Empore gestanden. Jetzt hängt es über dem Haupteingang der Pfarrkirche.

5 Hannig war von Beruf Fotograf und hat später die Landesbildstelle in Saarbrücken mit aufgebaut.

Der mysteriöse Kirchendiebstahl zu St. Wendel

Ein Kriminalfall aus dem Jahr 1716

Gerd Schmitt

In der Pfingstwoche des Jahres 2010 feierte die Pfarrei St. Wendelin in St. Wendel zwei wichtige Gedenktage. Zu Pfingsten 1360 war – so die Überlieferung – als erster Bauabschnitt eines von Kurfürst-Erzbischof Balduin angeregten Neubaues der Wendelinuskirche die Chorhalle fertiggestellt und von Erzbischof Boemund II. von Ettendorf geweiht und für den Wallfahrtsbetrieb in Dienst genommen worden. Einen weiteren Anlass für die Feier lieferte die Erinnerung an die Erhebung der Grabes- und Wallfahrtskirche des hl. Wendelin zur päpstlichen Basilica Minor durch Papst Johannes XXIII. Im Jahr 1960. Die Bedeutung der Gedenktage wurde durch die Anwesenheit des päpstlichen Nuntius, Erzbischof Dr. Jean Claude Périsset, bei den Feierlichkeiten unterstrichen.

In einer viel beachteten Ausstellung im Stadtmuseum St. Wendel waren neben Dokumenten über die Geschichte der Pfarrei, Urkunden, Siegeln und anderen Exponaten auch einige kostbare liturgische Geräte zu sehen, die dem mysteriösen Kirchendiebstahl von 1716 entgangen waren.

Jener aufsehenerregende Vorfall hat in den Kirchenakten einige wenige Spuren hinterlassen, denen der Autor, Betreuer des Pfarreiarchivs, nachzugehen versuchte, der aber im Endergebnis rätselhaft bleibt und bisher nie aufgeklärt worden ist. Unser Stadthistoriker Max Müller ist in seiner »Geschichte der Stadt St. Wendel« kurz – nur mittels einer Fußnote¹ – auf das Ereignis eingegangen. Auch Nikolaus Obertreis widmet in seinem Buch »Stadt und Land des hl. Wendelin« dem Vor-

kommnis einige Zeilen². Umfassend ist noch nicht berichtet worden – wohl auch wegen der unzulänglichen Aktenlage. Mit Hilfe gewissenhafter Quellenstudien soll versucht werden, die Umstände des Kirchendiebstahls etwas aufzuhehlen. Der Verlust wertvoller Stücke des St. Wendeler Kirchenschatzes ist ein einmaliges Ereignis gewesen, das nicht etwa auf Kriegshändeln beruht, sondern in einer Zeit wirtschaftlichen Aufblühens einen frechen Diebstahl als Ursache hat.

Wie kam die St. Wendeler Kirche zu diesem Kirchenschatz?

Als Hüterin und Verwalterin einer weithin bekannten und bedeutenden Wallfahrtskirche war die Pfarrei St. Wendelin im Laufe der Zeit zu einem ansehnlichen Vermögen gelangt. Waren es anfänglich Güterschenkungen und Stiftungen, die überwiegend aus Adelskreisen zum eigenen Seelenheil an die kirchliche Armenpflege übertragen worden waren, kamen im 14. Jahrhundert durch Verleihung von Ablässen neue Möglichkeiten zum Erwerb mobiler Werte hinzu. Die Kirchenbruderschaft – später sprach man von Kirchenvorstand, heute von Pfarrverwaltungsrat – nutzte klug Überschüsse und Barmittel zum Ankauf von Renten, Zehnten und Liegenschaften, zumal die adligen Grundherrschaften in der damaligen Umstellung von Natural- zur Geldwirtschaft dadurch an Kapital zu kommen hofften, indem sie entfernt anfallende Rechte an die Kirche verkauften. Die St. Wendeler Kirche gelangte in diesen Zeiten in den Besitz ganzer Dörfer. Hüttig-

¹ S. 566.

² S. 43.

IV. KIRCHE . RELIGION

weiler und Rassweiler zum Beispiel gehörten ihr von 1447 bis zur Französischen Revolution.

Vor allem der ehemals aus der kurfürstlichen Finanzverwaltung kommende St. Wendeler Pfarrer Matthias von Gontorf – er war Zolleschreiber in Engers gewesen und amtierte von 1483 bis 1490 in St. Wendel – hatte durch kluge Geldgeschäfte die finanzielle Situation der Pfarrei so entscheidend verbessert, dass die Kirche in der Folgezeit dem Kurfürsten Johann II. von Baden 1654 Gulden und dem Kurfürsten Richard von Greiffenclau 1000 schwere rheinische Gulden als Darlehen geben konnte.³

Besonderen Ausdruck fand der Reichtum der St. Wendeler Pfarrei in ihrem Kirchenschatz – einem Gold- und Silberschatz, der zum großen Teil in der sogenannten Güldenammer verwahrt wurde, einem hohen Gewölbe im nördlichen Turmbau der Kirche über der jetzigen Turmkapelle. Die Güldenammer ist von der Orgelbühne aus erreichbar und mit einer eisenbeschlagenen Tür versehen. Heute enthält sie statt der goldenen und silbernen Geräte in schweren Sakristeischränken allerlei Abstellgut. Der Kirchenschatz besaß, wenn wir Max Müller glauben dürfen, etwa 20 000 Gulden an Wert, was nach heutiger Währung zu Anfang des 18. Jahrhunderts etwa eine Million Euro entspricht.

Zu den besonders kostbaren Stücken zählte eine silberne Ampel, die Erzbischof Boemund II. von Ettendorf zu Ehren des hl. Wendelin gestiftet hatte, wohl anlässlich der Weihe der Chorhalle im Jahre 1360. Die Ampel war mit dem Familienwappen der Herren von Ettendorf und dem kurfürstlichen Wappen geschmückt. Ein Jahr später spendete der Erzbischof noch zusätzlich 100 schwere Goldgulden, wofür die Kirchenbruderschaft ein ewiges Licht zu Ehren des heiligen Bekenner Wendelins für ewige Zeiten zu unterhalten versprach.⁴

Ein anderes wertvolles Stück, einen Messkelch in vergoldeter Silbertreiarbeit, stiftete im Jahre 1369 Graf Johann II. von Saarbrücken, der Letzte aus dem Hause Commercy, unserem Stadtpatron. Jener Graf Johann galt als tüchtiger Kriegsmann

und gewandter Diplomat, der bei den Herrschern Deutschlands und Frankreichs gleichermaßen angesehen war, dessen häufige Abwesenheit von der Grafschaft Saarbrücken sich allerdings nachteilig auf sein eigenes Land auswirkte.⁵

Wegen seiner diplomatischen Missionen nach England und Navarra und anderer Unternehmungen im Dienste Frankreichs verlieh ihm König Karl V. die Ehrenwürde seines Obermundschenken (»Grand Bouteiller de France«). Johann von Saarbrücken erwies sich als großer Verehrer unseres hl. Wendelin. Der von dem damals schon bejahrten Grafen gestiftete Kelch trägt eine rings um den Kelchfuß verlaufende Inschrift des folgenden Wortlauts: »Johannes comes de Saraponte buticulus Francie dedit hunc calicem ecclesie sancti Wandelini anno sexagesimo nono.« (Johannes, Graf von Saarbrücken, Mundschenk Frankreichs, schenkte diesen Kelch der Kirche des hl. Wendelin im Jahre 69.) Nach den historischen Gegebenheiten kann nur das Jahr 1369 gemeint sein. Die später aufgekommene Überlieferung, bei dem Kelch handele es sich um eine Dankesgabe für die Errettung des Saarbrücker Schlosses aus Feuersgefahr auf die Fürbitte St. Wendelins hin, ist Legende.⁶ Jener Kelch war in der Ausstellung zu den Wallfahrtstagen 2010 im Stadtmuseum zu sehen.

Ein Spitzenstück der Gold- und Silberschmiedekunst bildete ein Reliquiar in Gestalt eines Haupt- und Bruststückes, ein Porträt des hl. Wendelin darstellend, von 36 Pfund Gewicht. Möglicherweise wurde diese vergoldete Silberbüste vor der Wendelslade hergetragen, wenn an den Sonntagen zwischen dem Pfingstfest und dem Wendelstag die Prozession von der Kirche zur Magdalenenkapelle gehalten wurde, um den zahlreich erschienenen Pilgern die Heiltümer vor Augen zu führen. Nach einer Urkunde des hiesigen Pfarrarchivs⁷ weihte der Trierer Weihbischof Ger-

⁵ So urteilt Albert Ruppertsberg, Geschichte der ehemaligen Grafschaft Saarbrücken, 1908, 2. Aufl., S. 168.

⁶ Näheres zu Kelch und Brandlegende bei Walter Hannig, Ein Kelch des 14. Jahrhunderts in St. Wendel; in: Heimatbuch des Kreises St. Wendel 1953/54, S. 87; vgl. dazu Max Müller, S. 565.

⁷ US 53; Regestnach Carl Pöhlmann.

³ Nach Max Müller, Geschichte der Stadt St. Wendel, S. 565.

⁴ Urkunde US 14 vom 31. Mai 1361, Pfarrarchiv St. Wendelin.

hard am 18. Oktober 1443 das genannte Reliquiar. Des interessanten Inhalts wegen sei das Regest jenes in lateinischer Sprache gehaltenen Schriftstückes hier wiedergegeben: *Gerhard, Bischof von Salona, Generalvikar des Erzbischofs Jacob von Trier, weiht auf Bitte der Einwohner von St. Wendel in Trier ein zu Ehren des hl. Wandalinus gefertigtes silbernes Haupt mit folgenden Reliquien: vom h. Kreuz, vom Schweißtuch des Herrn, vom Purpurrock, von der Milch der hochwürdigen Jungfrau Maria, vom Kleid des h. Apostels Andreas, dessen Äußeres das Blut unseres Herrn Jesu Christ trankte, von den Haaren des h. Apostels Bartholomeus, vom h. Christoforus, vom h. Quirinus, vom h. Laurentius, von der h. Gertraud, vom h. Erhard und vom h. Grisantus. Ferner werden in ihm folgende, in einem silbernen Kreuz gefundene Reliquien, deren Zettel infolge des Alters zugrunde gegangen sind, in ihm eingeschlossen: vom h. Anthonius, vom h. Hupertus, vom glorreichsten Jeronimus, vom h. Oswald, und von einem Finger des h. Hilarius. Sodann gewährt er auf Bitte einen 40-tägigen Ablass allen Christgläubigen, welche an den Festtagen, ferner am Freitag, Samstag und Sonntag, an den Tagen der Kirchweihe und der Patrone in die genannte Kirche gehen, die Fürsprache des h. Wendelin und der oben genannten Heiligen erbitten, der Kirche eine Spende geben und für das Wohl des Herrn von Trier (gemeint ist Erzbischof Jakob von Sierk⁸) das Gebet des Herrn mit dem englischen Grusse demütig mit gebeugten Knien sprechen.*

Gegeben zu Trier 1443 am 18. Tag des Oktober

Diese Urkunde wirft ein helles Licht auf den Reliquienkult im 15. Jahrhundert und wirkt auf uns Heutige befremdlich. Über die Herkunft jener Porträtbüste St. Wendelins ist nichts Sicheres bekannt geworden. Nikolaus Keller, Pastor zu St. Wendel in den Jahren 1697 bis 1711, vermerkt in seiner »Beschreibung des tugendreichen Lebens deß H: Einsidlerß und Abtß Wendelini ...«, welche 1704 veröffentlicht wurde: »Man liest auch in der Legende, daß ein gewisser Kriegsgeneral den Kirchenschatz zu St. Wendel rauben wollte, er sei aber bei dem Stadttor so sehr verblendet worden, daß

⁸ Die Wendelskirche gehörte kirchlich zum Bistum Metz; die Trierer Erzbischöfe waren bis 1461 nur die Landesherrn.

er mit seiner Rotte denselben nicht finden konnte; worüber er sehr erschrak, seine Sünde bereute und nach gethanem Glübe wieder sehend geworden sey.⁹ Alsdann opferte er dem Heiligen ein Haupt und Bruststück 36 Pfund schwer, welches um das Jahr 1403 von dem Hochw. Herrn Gerhard, Weihbeschofe zu Trier geweiht und mit vielen Heiligtümern angefüllt worden ist.«

Abgesehen von Kellers falscher Jahresangabe – statt 1443 nennt er 1403 – ist sein Hinweis auf die Legende Veranlassung genug, die Herkunft der Silberbüste als historisch nicht erfassbar und damit als unbekannt zu bezeichnen.

Die gleiche Unbestimmtheit der Herkunft lastet auf dem so genannten »Dukatenhäuslein«, einem aus Silber getriebenen Reliquienschrein in Form eines kleinen Häuschens, dessen Dach Dukaten¹⁰ deckten. Von einem französischen General sei es aus Dankbarkeit für die Wiedererlangung des Augenlichtes gestiftet worden. Auch diesem prachtvollen Reliquiar hat der Volksmund das aus der Legende bereits bekannte Straf- und Heilungswunder angedichtet.

Neben den genannten Einzelstücken umfasste der Kirchenschatz, der durch fromme Stiftungen ständig anwuchs, kostbare Monstranzen, Kelche, Paramente und andere liturgische Gegenstände.

In Zeiten drohender Kriegsgefahr mussten die Wendelsreliquien und die Preziosen des öfteren ins sichere Trier verbracht werden, so in den Jahren 1610, 1620 und 1622, wo sie unter Bedeckung von Musketieren ins Predigerkloster geschafft und dort versteckt wurden. 1645 wurde der Kirchenschatz vorübergehend in der Kirche vergraben. Die Verbrennung St. Wendels durch die Franzosen unter Claude de Thiard, Comte de Bissy, im Jahr 1677 überstand der Kirchenschatz unversehrt in der Güldenammer. Die Kirche und weitere fünf Gebäude waren von der Brandlegung

⁹ Keller bezieht sich hier auf die Legende »Christus der seyn genad«, gedruckt zu Augsburg 1472; zu finden bei: Alois Selzer, St. Wendelin – Leben und Verehrung eines alemannisch-fränkischen Volksheligen, 2. Aufl. Mödling 1962, S. 84 ff, Zeilen 64–68.

¹⁰ Dukaten, urspr. aus Norditalien, dann in Ungarn nachgeprägt. Sie enthielten 3,4 g Feingold und wurden auch Zeichinen genannt.

ausgenommen. Dass solche Kirchenschätze aber immer und bereits in früheren Zeiten gefährdet waren, findet seinen literarischen Niederschlag schon in der alten Wendelslegende am Ende des 14. Jahrhunderts, in der berichtet wird, wie auf wunderbare Weise zwei Kirchendiebe an ihrer Flucht gehindert und hart gestraft wurden:

»Es waren einsmals zwen dyeb die kamen in Sant Wendels kirchen vnd stalen im grosz guot vn kamen darmit auß der stat/vnd sy gyengen zwen tag vnd zwuo naecht vm die stat in dem wald hin vnd her vn kundent nit dar von komen vnd man ergriff sy mitt dem gutt vnd man fyeng sy da mit vnd hyeng sy an einen galgen / also rach gott seinen lieben diener sant Wendel /wann er ist seyn grosser notthelfer.«¹¹

Von einem Kirchendiebstahl im 14. Jahrhundert berichtet keine historische Quelle; immerhin mag ein solcher Legendentext geeignet gewesen sein, manchen potenziellen Dieb von seinem frevelrischen Vorhaben abzuhalten.

In der Folgezeit war die Plünderung von Kirchengut vor allem in kriegerischen Epochen an der Tagesordnung, sodass die Sicherung des Kirchenschatzes selbstverständlich wurde.

1680 erhob Frankreichs Sonnenkönig Ludwig XIV. Ansprüche auf große Teile westrheinischen Reichsgebietes mit der Begründung, es handele sich um Besitzungen zu Frankreich gehörender Grundherrschaften, etwa des Bistums Verdun. So wurde auch das kurtrierische Amt St. Wendel französisch besetzt und verwaltet. Der Bischof von Metz, Georges d' Aubusson de la Feuillade, übernahm die Pfarrei St. Wendelin, die einstmalig bis 1461 östlichster Außenposten des Bistums Metz gewesen war. Im Zuge dieser Angliederungsaktion wurde 1681 auch der Kirchenschatz im Auftrage des Metzener Bischofs durch den Prior des Klosters Gräfinthal – dem für den Saardistrikt des Bistums zuständigen Generalvikar – inventarisiert. Bei der Bestandsaufnahme anwesend waren Nikolaus Müller, Pastor von St. Wendel und Dechant des Dekanats Neumünster, Kirchenpfleger Matthias Michaelis sowie die Kirchenschöffen Wendel Voltz, Peter Heyll, Johannes Heyll, Wendel

¹¹ Legende »Christus der seyn genad« zitiert nach Selzer, S. 86, Zeilen 68–69.

Heckmann, Johannes Demuth und Peter Alßfaßer.

Eine Abschrift der Inventarliste in französischer Sprache liegt im Pfarrarchiv vor.¹² Sie umfasst 38 Angaben von Einzelstücken, die nicht im täglichen liturgischen Gebrauch waren und daher in der Güldenammer verwahrt wurden. Hinzu kamen in der Sakristei für den üblichen Gebrauch drei vergoldete Kelche, ferner vier silberne Messkännchen für Wasser und Wein, im Tabernakel drei Silberbüchsen zur Aufbewahrung der heiligen Öle, ein silberner Speisekelch (Ciborium) und eine vergoldete Monstranz aus Silber.

Zu den in der Güldenammer verwahrten Stücken gehörten nach Angabe des Inventariums unter anderem acht silberne vergoldete Kelche, fünf Reliquiare, mehrere kostbare Chormantelschließen, die meisten in Form einer Rose (wohl einer heraldischen Rose), drei wertvolle Kreuze, vergoldet mit Email, vier silberne Lampen, die sich ineinanderfügen lassen, mehrere silberne Wappenschilder, Zierrat für Chormäntel, ein kleiner Reliquienschrein verziert mit bunten Achaten, ein Tuch aus roter Atlasseide, darin eingewickelt der Unterkiefer des hl. Bartholomäus, ein hellblaues Leinentuch mit darauf angebrachten Reliquien, und schließlich ein großes silbernes Kirchenpetschaft. Eine Angabe war nicht recht zu deuten: in einem Papier le Crane de St. Wendel, also der Schädel des hl. Wendel.

Alle aufgeführten Gegenstände sind nur grob vermessen und recht oberflächlich beschrieben. Dennoch lassen sich einige der bekannten Einzelstücke im Inventarverzeichnis entdecken: Da steht an erster Stelle vermerkt: Ein silberner, vergoldeter Gegenstand, der das Antlitz des hl. Wendelin darstellt, an dem ein Hl. Geist befestigt ist, ein Kreuz aus Koralle und ein Reliquiar aus Kristall, das an drei verschiedenen Ketten aus dem gleichen Metall hängt. Es dürfte sich hierbei um die oben erwähnte Porträtbüste unseres Stadtheiligen handeln.

Unter den Kelchen ist ein alter silbervergoldeter Kelch mit Patene vermerkt, der mit hoher Wahrscheinlichkeit den Graf-Johann-Kelch bezeichnet. Jener für die Menschen der Barockzeit recht

¹² Freundlicherweise übersetzt von Franz Jos. Denis, St. Wendel.

schlicht wirkende gotische Kelch wird mit dem Begriff »alt« abgetan.

Ob sich auch ein Hinweis auf das »Dukatenhäuslein« finden lässt? Die Inventarliste vermerkt unter den Reliquiaren lediglich: ein kleiner silbervergoldeter Schrein, $\frac{3}{4}$ Fuß lang (23 cm) und $\frac{1}{2}$ Fuß (16 cm) hoch, in welchem sich Reliquien befinden. Kein Hinweis auf die Hausform. Aber ich glaube, später den Nachweis führen zu können, dass der genannte Schrein mit dem berühmten Reliquiar identisch ist.

Der an zweiter Stelle in der Aufzählung stehende Vermerk über »ein silbervergoldetes Kreuz $2\frac{1}{2}$ Fuß hoch, durch eine Sonne geteilt, mit mehreren gefassten Steinen verziert« dürfte sich auf ein gotisches Kreuzreliquiar beziehen, welches zur Monstranz umgearbeitet worden war und heute noch in Gebrauch ist.

Im Jahr 1697 (Friede von Ryswijk) war das französische »Intermezzo« vorüber. Der Trierer Kurfürst Johann Hugo von Orsbeck (1676–1711) erhielt Amt und Pfarrei St. Wendel wieder zurück. Die heimische Landschaft lag immer noch in weiten Teilen wüst und manche Dörfer wurden nie wieder aufgebaut. Das kirchliche Leben war trotz des Friedensschlusses bis 1699 noch gekennzeichnet vom Zank um die Zugehörigkeit der Pfarrei, dergestalt, dass Kurfürst-Erzbischof Johann Hugo dem Metzger Bischof Henri Charles du Cambout de Coislin, als er im Wendelsdom firmen wollte, kurzerhand die Kirch Türen versperren ließ.

Das neue Jahrhundert begann so, wie sich das alte verabschiedet hatte, mit Truppendurchzügen und Quartierlasten. Der Spanische Erbfolgekrieg hatte seine Auswirkungen auch in St. Wendel. Am 4. März 1703 wurde die Stadt französischem Militär zur Plünderung freigegeben. Der Kirchenschatz blieb verschont. Gewerbe und Handel kamen jedoch allmählich wieder auf ein stabiles Fundament. Die militärischen Erfolge des Herzogs von Marlborough – er logierte Anfang Oktober 1704 in unserer Stadt – und des Prinzen Eugen schienen bessere Tage zu versprechen. Zuletzt hatte man das Silbergeschirr, das in einem Kessel vergraben war, herausgenommen. Pastor Nikolaus Keller, der Altarist Jakob Reiser und die Synodalen putzten die Gegenstände unter

Anwendung von Essig. So weist es die Kirchenrechnung von 1710/11 aus.¹³

Dennoch war St. Wendel vom Herbst 1713 bis zum Herbst 1714 wieder einmal französisch besetzt. Als die Franzosen schließlich abzogen, herrschte wirtschaftliche Aufbruchstimmung, und auch das kirchliche Leben erfuhr in den folgenden Jahren ein verstärktes Bemühen um die Verschönerung des Gottesdienstes. Der Hochaltar wurde farbig gefasst, neue Prozessionsfahnen wurden angefertigt, viele Paramente erneuert. Die Pfarrei schaffte allerlei silbernes und vergoldetes Gerät an und ließ die Heiligenfiguren neu vergolden. Ein Doppelhaus für die Altaristen und das Pfarrhaus wurden neu errichtet. Die Wallfahrten standen in Blüte, und die Stadt St. Wendel mit ihren Heiligmännern machte von sich reden.

Wir schreiben den Januar des Jahres 1716. Im nahen Zweibrücken residiert als Gast des Schwedenkönigs Karl XII., dem das Herzogtum Zweibrücken als Erbschaft zugefallen ist, der vertriebene Polenkönig Stanislas Leszcynski. Karl XII., König von Schweden aus dem Hause Pfalz-Zweibrücken, war im Jahre 1700 von den verbündeten Mächten Dänemark, Sachsen-Polen und Russland überraschend angegriffen worden. Der 18-jährige Schwedenkönig hatte seine Feinde zurückgeschlagen, Sachsen und Polen besetzt und August den Starken, Kurfürst von Sachsen und seit 1697 auch König von Polen, gezwungen, auf den polnischen Thron zu verzichten und den inzwischen von einem Teil des polnischen Adels gewählten Stanislas Leszcynski als König von Polen anzuerkennen. Stanislas regierte Polen von 1704 bis 1709. Als sich das schwedische Kriegsglück im Kampf gegen Russland wendete und August der Starke Polen zurückgewann, floh Stanislas nach Schweden. Karl XII. wies dem vertriebenen Polenkönig und seiner Familie 1714 das Herzogtum Pfalz-Zweibrücken als Asylstätte zu. Dort durfte er einen eigenen Hof unterhalten, dessen Ausgaben jedoch die finanziellen Kräfte des kleinen Herzogtums schon bald über Gebühr strapazieren sollten. Das Leben am Hofe des Polenkönigs ist damals äußerst verschwenderisch; vor allem die häufigen

¹³ Pfarrarchiv St. Wendelin, KR Bd. 16, S. 841.

Jagdgesellschaften, die den unwillkommenen Gast weit im Land herumführen, sind den zweibrückischen Amtskellnern, die sehen müssen, wie sie die Leidenschaft des Königs bezahlen sollen, ein Albtraum, einmal ganz abgesehen von den zweibrückischen Untertanen, die die Faust in der Tasche machen.

Pfarrer in St. Wendel ist zu jener Zeit Johann Christian Stackler. Stackler stammte aus Greimerath¹⁴, erwarb den Titel eines Lizentiaten der Theologie und hatte am 22. März 1711 die hiesige Pfarrstelle übernommen. Sein Vorgänger, der oben bereits erwähnte Nikolaus Keller, Verfasser jenes »Wendelinusbüchleins« von 1704, ein »unruhiger und streitsüchtiger Mann«, der mit dem Amtmann und Stadtschultheiß Damian Hartard D'hame in stetem Hader gelebt hatte, war wegen seiner Unverträglichkeit und »seiner sonst nicht tadellosen Aufführung in Bezug auf das schöne Geschlecht« mit Zustimmung des Trierer Weihbischofs von Eyß nach Zweibrücken versetzt worden.¹⁵

Zu Anfang des Jahres 1716 soll Polenkönig Stanislas Leszcynski seinen Besuch in St. Wendel angekündigt haben, um die berühmte Grabes- und Wallfahrtskirche und ihren Kirchenschatz zu besichtigen. Leider war eine solche Besuchsankündigung in den Unterlagen des Pfarrarchivs nicht zu finden. Bei unseren Stadthistorikern Max Müller und Nikolaus Obertreis ist die königliche Absicht als Tatsache verzeichnet, allerdings ohne Angabe von Quellen. Nach Mitteilung von Mitarbeitern des hiesigen Stadtarchivs sind im Nachlass von Max Müller keine Archivalien zu diesem Ereignis vorhanden. Es ist andererseits durchaus vorstellbar, dass Leszcynski durch Pfarrer Keller einen Hinweis auf St. Wendels Kirche und Kirchenschatz bekommen hat, denn eine nähere Beziehung Kellers zu den Größen des Herzogtums ist auch später noch gegeben.

Wie könnte man sich die Reaktion der

St. Wendeler Honoratioren auf die königliche Besuchsabsicht vorstellen?

Jedenfalls wird Aufregung im Städtchen geherrscht haben. Amtmann Damian Hartard D'Hame, zugleich Stadtschultheiß und kurfürstlicher Kellner, wird Anstalten zum Empfang durch den städtischen Magistrat getroffen haben und überlegt sich warme Begrüßungsworte für den hohen Gast. Hin und her gerissen zwischen Stolz und Beklemmung macht sich Pfarrer Johann Christian Stackler seine Gedanken, wie er den Kirchenschatz dem hohen Gast präsentieren soll. Unmöglich, dass sich die Majestät über die enge Turmtreppe in die Güldenammer hinaufquälen kann. Am besten ist wohl der große Sakristeisch geeignet. Und so lässt Pastor Stackler am Tag vor dem Besuchstermin die kostbaren Stücke aus der Güldenammer in die Sakristei bringen und dem hohen Gast zur Ansicht aufstellen. In der Nacht dringen Diebe, nachdem sie die Stäbe eines Fenstergitters ausgebrochen haben, in die Sakristei ein und stehlen, was ihnen gefällt. Es ist davon auszugehen, dass es mehrere Übeltäter waren, denn die Anzahl der verlorenen Stücke und ihr Gewicht hätten wohl einen Einzelnen beim Fortschaffen der Beute überfordert.¹⁶

Nichts ist bekannt darüber, wer den Verlust entdeckte. Es wäre von großem Interesse, zu erfahren, ob die Zeit noch reichte, den Polenkönig rechtzeitig über den Raub zu informieren oder ob Stanislas vergeblich nach St. Wendel kam. Darüber schweigen die Quellen.

Der lähmende Schock über den Verlust hält bei den Verantwortlichen nicht lange an. In den Kirchenakten¹⁷ findet sich zwischen größeren Schriftstücken anderen Inhaltes ein kleines Doppelblatt eingebunden, die Seite etwa 9x14 cm groß, offensichtlich ein handschriftlicher Entwurf, anfänglich deutsch geschrieben, dann lateinisch fortgeführt und zudem undatiert. Überscriben ist der Text: »Specificatio des geraubten in der Kirch Zu St Vendal«. Die folgenden Stücke sind darin aufgeführt:

¹⁴ Bettingen gibt leider nicht an, ob aus Greimerath in der Eifel oder dem gleichnamigen Ort aus dem Hunsrück. S. Anm. 12.

¹⁵ Über die beiden Pfarrer N. Keller und J. Chr. Stackler siehe: Julius Bettingen, Geschichte der Stadt und des Amtes St. Wendel, St. Wendel 1865, Nachdruck Neustadt/Aisch 1997, S. 423 f. – Ders.: II. Teil, Hrsg. Archiv der Stadt St. Wendel, S. 214.

¹⁶ Max Müller, Geschichte der Stadt St. Wendel, S. 566, und Nikolaus Obertreis, Stadt und Land des Hl. Wendelin, S. 43, gehen von einem Einzeltäter aus.

¹⁷ Pfarrarchiv St. Wendelin, Band B1, S. 328.

1. *brust bildet S. Vendalini Von silber übergüldt mit Viellen abgehenkten silbernen Ketten an Welchen silbern undt goldene schaeff, pferdt, undt schwein hangen ad 36 lib*
2. *Eine Monstrantz schier fere ad 300 rh Ich bringe die lateinischen Aufzählungspunkte in Deutsch:*
3. *Ein Reliquiar in Form einer Kapelle mit schönen Figuren geschmückt und beiderseits vergoldet 6 lib*
4. *Fünf vergoldete Kelche aus Silber*
5. *Zwei Kreuze, zwei Handflächen hoch*
6. *Ein silbernes turmartiges Reliquiar von gleicher Größe*
7. *Vier vergoldete Löwenköpfe, goldene Ringe im Maul tragend für liturgische Gewänder (wohl Chormantelschließen)*
8. *Eine wertvolle weiße Kasel aus Seide mit einem roten Kreuz, ebenfalls Seide*
9. *Eine weitere kleine, aber silbern.¹⁸ (Vielleicht aus Silberbrokat?)*

Neben dem Entwurfsblatt ist bisher keine offizielle Verlustliste bekannt geworden. Zwei der genannten Stücke dürften uns bekannt vorkommen. Einmal jenes Prachtstück von Silberbüste, Wendelin darstellend. Offensichtlich sind die 1681 genannten Anhängsel (Sie erinnern sich: Taube, Korallenkreuz und Kristallreliquie) durch Schafe, Pferde und Schweine ersetzt worden, die ebenfalls an Silberkettchen baumeln; man hatte die vielleicht als unpassend empfundenen Beifügungen in der Zeit einer neuen Kultblüte durch die Attribute des Viehpatrons ersetzt. Bei dem zweiten Stück, einem kapellenförmigen Reliquiar, handelt es sich zweifellos um das viel gerühmte »Dukatenhäuslein«: einen kleinen häuschenähnlichen Schrein, mit Heiligenfigürchen an den Seiten und beiderseits vergoldeten Dachflächen. (Es dürften, wenn man die Maße von ¾ Fuß Länge, ½ Fuß Höhe und 6 Pfund Gewicht in Rechnung stellt, ca. 160 Golddukatens à 3,5 g und 1850 g Silber verarbeitet worden sein.)

Eine fieberhafte Suche nach den verlorenen Kostbarkeiten beginnt. Jedem Verdacht wird nachgegangen. Sechs Personen werden laut Kir-

18 Freundlicherweise übersetzt von Dr. Margarethe Stitz, St. Wendel.

chenrechnung¹⁹ entlohnt, die die Spur der Kirchenräuber verfolgen. Pulver und Kugeln werden beim Italiener gekauft, um 30 Mann damit auszurüsten, die nächtliche Patrouillengänge unternehmen.²⁰ Dem Pastor Johann Christian Stackler ist zu Ohren gekommen, dass in der Lebacher Gegend Gerüchte über unterschlagenes Kirchengut umlaufen. So macht er sich am 12. Januar 1716 zusammen mit dem Tuchmacher und Kirchenschöffen Peter Enkrich heimlich nach Bettingen auf (heute Ortsteil von Schmelz, damals im Oberamt Tholey des Herzogtums Lothringen gelegen). Bettingen grenzt zu jener Zeit an die Reichsherrschaft Hüttersdorf, den Herren von Hagen untertan, und an Primsweiler, welches der Herrschaft Dagstuhl zugehört. In diesem von Zuständigkeiten zerteilten Gebiet an der Prims spielt sich ab, was in einem etwas konfus abgefassten Berichtsentwurf²¹ von der Hand des Pfarrers Stackler zu lesen ist. Jenes Papier, das zudem noch in der Jahresangabe 1715 falsch datiert sein muss, der Jahreswechsel hat ja erst vor ein paar Tagen stattgefunden, schildert, wie der Pfarrer und Enkrich abends gegen sechs Uhr in Bettingen anlangen, wo sie im Beisein des Trierer Einspännigen²² Nikolaus Didié aus Bettingen einen Primsweiler Müller gräflich-dagstuhlicher Herrschaft mit Namen Peter Balthes befragen. Balthes will von dem Johannes Oster aus Hüttersdorf erfahren haben, der Lachsfischer Matthes Mohr aus Buprich (heute Ortsteil von Hüttersdorf), habe nachts Zigeuner beim Verstecken eines kupfernen Tragekessels beobachtet, sei nach deren Verschwinden zum Ort des Verstecks gegangen und habe den Kessel geborgen. Im Kessel seien allerhand Gebilde gewesen, wohl im Wert von mehr als hundert Dublonen. Als Matthes Mohr mit dem Kessel nach Haus gekommen sei, habe der Vater ihm die Tür gewiesen und gerufen, er selbst wolle mit solchen Sachen nichts zu tun

19 Pfarrarchiv St. Wendelin, KR 1715/16, S. 297.

20 Ebd., S. 299.

21 Pfarrarchiv St. Wendelin, Bd. B 3, Seiten 117–120; transskribiert von Roland Geiger, St. Wendel.

22 Berittener Beamter für Grenz- und Kurierdienste; er sollte u. a. Gesindel und Bettler einfangen und ins Gefängnis bringen. Neues Historisches Lexikon, Haff-Verlag.

haben. Dann habe sich der Vater selbst zum geschilderten Ort des Verstecks aufgemacht und habe mehrere Zigeuner beobachtet, die in heller Aufregung etwas gesucht hätten, aber kurz darauf verschwunden seien. Daraufhin habe der Vater den Kessel in Verwahrung genommen und noch mehr darin gefunden, als er bei der Auseinandersetzung mit seinem Sohn zunächst gesehen habe. Der Müller Peter Balthes bezeugt zudem, mehrere Tage hätten Zigeuner nach dem Verbleib des Kessels gefragt und gesagt, es gehe weniger um den Kessel, als um das was darin gewesen sei. Ein anderer bezeugt, es seien im Kessel drei oder vier Kelche gewesen, ferner ein Kopf- und Bruststück, aber zusammengeslagen, und eine Monstranz, ebenso zusammengeslagen.

Noch in derselben Nacht wird Johannes Oster von Hüttersdorf nach Bettingen geholt und in Gegenwart des Müllers Balthes und weiterer Zeugen befragt. Oster sagt aus, dass Matthes Mohr ihm zwar von einem Fischfang berichtet, aber von ihm (Oster) über etliche Tage hin befragt, gelehnet und behauptet habe, es wäre nichts an der Sache. Bei der Befragung – so der Bericht – redet er in höchster Bestürzung und wechselt die Farbe. Die Angst schaut ihm aus den Augen.

Ein weiterer Zeuge namens Wilhelm aus Buprich, ein Hagenscher Untertan, gibt an, Matthes Mohr habe auch ihm frei heraus gesagt, er habe den Kessel an dem Platz gefunden, von dem u. a. Didié und der Müller erzählt hätten.

Hier bricht Stacklers Bericht ab. Die Kirchenrechnung vermeldet noch: Der Bürger Nikolaus Schwan wird nach Kaiserslautern geschickt, um die Diebe wegen der Kirchensachen zu examinieren – ob die wirklichen Diebe gefasst wurden, ob es die oben genannten Zigeuner waren, ob Matthes Mohr wegen Fundunterschlagung festgenommen wurde – nichts ist den Akten zu entnehmen. Und es wäre Stoff für einen Kriminalroman, suchte und fände man noch weitere Quellen, etwa in pfalz-zweibrückischen Gerichtsakten.

Für 75 fl 9 alb bestellte die Pfarrei beim Italiener einen neuen silbervergoldeten Kelch von 33½

Lot Gewicht²³, um wenigstens einen der Messkelche zu ersetzen. Zwei neue Fenster, die durch eiserne »Traljen« besonders gesichert waren, erhielt die Sakristei.²⁴

In der zweiten Jahreshälfte 1716 werden im Auftrag des Pfarrers Stackler und des Amtmanns D'Hame weitere Kundschafter nach dem Verbleib der Kirchenpretiosen ausgeschickt: Damian Hartard Dautzenberger, damals gemeiner Bürgermeister, nach Schwarzenacker und Leonhard Hallauer, damals Schreiber der Schuhmacherzunft, nach Zweibrücken.²⁵ Ein Ergebnis der Bemühungen ist nicht bekannt geworden. Das Kirchengut blieb verschollen.

Natürlicherweise bilden sich Gerüchte. So erzählte man sich noch Jahre danach in St. Wendel, ein geheimnisvoller Fremder aus der Blieskasteler Gegend, der in der Nähe des Küsterhauses in einem kleinen Hause wohnte und sich keines guten Rufes erfreuen durfte, habe sich des Diebstahls verdächtig gemacht, denn er sei nach dem Einbruch lange Zeit verschwunden gewesen. Eines Tages sei er wieder aufgetaucht und habe schließlich auf dem Sterbett den Diebstahl der Kirchensachen gestanden, habe aber keine Zeit mehr gefunden, den Ort des Verstecks anzugeben. Als dann im Jahre 1760 das Haus des Diebes abgebrochen wurde, habe ein unredlicher Knecht den Schatz gefunden und beiseitegeschafft. Noch Mitte des 19. Jahrhunderts habe der Volksmund erzählt, der Geist des Knechtes müsse des Nachts umgehen und an der Stelle kratzen, wo das Dukatenhäuslein und die anderen Kostbarkeiten begraben liegen.²⁶

Nach und nach versuchte die Pfarrei, die verlorenen sakralen Gegenstände durch andere wertvolle Stücke zu ersetzen. So bestellte man im Jahr 1651 beim kurtrierischen Hofbildhauer Simon Joseph Hermand in Trier eine kostbare, ganz aus Silber getriebene, mit Steinen und bunten Glasflüssen, teilweise vergoldete Monstranz und vier Kelche, von denen einer noch erhalten ist, für die beträchtliche Summe von 623 Moselgulden, 14 Alb und vier Heller, zusammen mit etlichen anderen Teilen, die sich

23 Pfarrarchiv St. Wendelin, KR 1715/16 (B. 17), S. 302.

24 Ebd., S. 297 u. 299.

25 Pfarrarchiv St. Wendelin, KR 1716 (Bd. 17), S. 383.

26 Hans Klaus Schmitt, Die Legende vom Dukatenhäuslein, in: Heimatbuch des Kreises St. Wendel 1949, S. 118.

von dem ursprünglichen Kirchenschatz über die Jahrhunderte hin noch erhalten haben. Sie waren anlässlich der 650-Jahrfeier unserer Basilika zu sehen.

Zusammengefasst ergibt sich:

1. Ende des 14./Anfang des 15. Jahrhunderts kam die Pfarrei St. Wendelin wegen der blühenden Wallfahrt zu einem beträchtlichen Kirchenschatz im Wert von 20.000 Gulden. Es handelte sich hauptsächlich um unverkäufliche sakrale, silbervergoldete Gegenstände, die bei den Feierlichkeiten der Pfarrei benutzt wurden.
2. Im Jahr 1680 wird bei der Übernahme der Pfarrei durch das Bistum Metz eine Inventarliste der damals noch vorhandenen wertvollen Gegenstände erstellt, darunter die Porträtbüste des hl. Wendelin und das sog. »Dukatenhäuslein«.
3. Im Januar 1716 werden große und bedeutende Stücke des Kirchenschatzes aus der Sakristei gestohlen. Eine undatierte Verlustliste liegt vor.
4. Maßnahmen zum Herbeischaffen der Diebesbeute (Streifen, Patroulliengänge, Verhöre Verdächtiger) erbringen nichts.
5. Die Pfarrei versucht etwa um die Mitte des 18. Jahrhunderts Teile des Verlorenen zu ersetzen.
6. Anlässlich der Feierlichkeiten zum 650-jährigen Jubiläum der Grabeskirche des hl. Wendelin waren einige der wertvollen Stücke zu sehen.

Die Kapelle Unserer-Lieben-Frau-von-Afrika auf dem Schaumberg

Seit 1958 gehört die Afrika-Kapelle auf der Nordseite des Schaumberges zum Landschaftsbild unserer Heimat. Ungewöhnlich ist der siebeneckige Grundriss, der die sieben Schmerzen Mariens darstellen soll. Entwerfer dieses ungewöhnlichen Sakralbaues war der Tholeyer Mönch Bonifatius Köck, der vielfach künstlerisch tätig war. Sein bekanntestes Werk sind wohl die bunten Glasfenster der Tholeyer Pfarr- und Abteikirche.

Im Falle der Afrika-Kapelle plante Pater Bonifatius auch die besondere Architektur mit siebeneckigem Grundriss und den zeitgenössischen Innenraum. An jedem der sieben Ecken steht ein Pfeiler, der über das zeltartige Dach hinaus in die Höhe ragte. Diese Formgebung erinnert an eine Dornenkrone, dem Symbol für das Leiden Christi und der Menschen. Außerdem erinnern die turmartigen Pfeiler in Verbindung mit den geschlossenen Mauerflächen an die biblische Idee der »Stadt auf dem Berg«. Auch die Sieben Schmerzen Mariens werden durch diese Architektur versinnbildlicht. Letzteres war der Abtei wegen des Marienpatroziniums besonders wichtig, da von Anfang an die Kapelle auch zum Rosenkranzgebet bestimmt war. Unter den sieben Schmerzen Mariens versteht man folgende Ereignisse aus der Heilsgeschichte: Darstellung Jesu im Tempel mit Weissagung Simeons, Flucht nach Ägypten vor dem Kindermörder Herodes, Verlust des zwölfjährigen Jesus im Tempel, Begegnung zwischen Jesus und seiner Mutter am Kreuzweg, Kreuzigung und Sterben Christi, Kreuzabnahme und Übergabe des Leichnams an Maria (Beweinung Christi) sowie die Grablegung Jesu.

Wie kam es nun zur Errichtung dieser Kapelle?

Pater Willibrord Hauck war ursprünglich Mönch der Abtei St. Matthias in Trier. Während des Zweiten Weltkrieges wurde er als Feldgeistlicher zur Wehrmacht eingezogen. Zusammen mit tausenden deutscher Soldaten landete er nach dem Sieg der Alliierten in Nordafrika in der Kriegsgefangenschaft. Mit etwa 4000 Schicksalsgefährten kam er in das Gefangenenlager Ram-Ram in Französisch-Marokko. Die Lage im Atlasgebirge macht die Gefangenschaft unter widrigen Bedingungen

Von Johannes Naumann

Die Afrika-Kapelle nach der Sanierung von 2010



Pieta aus Ram-Ram

sehr hart für die Betroffenen. Viele fanden Trost und Hoffnung im Glauben. Pater Willibrord mühte sich um das Seelenheil der oft durch Kriegserlebnisse traumatisierten Soldaten. Es entstand in Ram-Ram eine sehr einfache Lagerkapelle, die von den Gefangenen im Rahmen ihrer Möglichkeiten geschmückt wurde.

Bisher unbekannt war der Name des Schöpfers der Pieta. Es handelt sich hierbei um den Österreicher Eduard Förderl (1909–1974). Förderl war ein Schüler von Anton Hanak an der Kunstgewerbeschule in Wien. Nach dem Zweiten Weltkrieg war Förderl als Restaurator für das Bundesdenkmalamt in Wien tätig.

Mit der Aufhebung des Lagers und der Heimkehr der letzten Gefangenen wurde der Entschluss gefasst, die Pieta, welche einst die Lagerkirche schmückte, mit nach Deutschland zu nehmen. Ursprünglich sollte aus Dankbarkeit eine Kapelle in Westfalen entstehen. Dieses Projekt zerschlug sich und das Gelöbnis einer Reihe von Kriegsteilnehmern blieb lange Jahre unerfüllt. Pater Hauck kehrte in sein Trierer Kloster zurück und siedelte

Kapelle im Urzustand der Erbauungszeit



1950 mit dem Großteil des Konventes nach Tholey über. Im damals nach Autonomie strebenden Saarland war kein Platz für Reservistenerinnerungen aus dem verlorenen Weltkrieg. Erst nach der Saarabstimmung von 1955 und der politischen Vereinigung mit der jungen Bundesrepublik Deutschland war eine Gedächtniskapelle der Afrika-Veteranen politisch an der Saar möglich. Der Bau der Kapelle wurde 1957 begonnen und am 14. September 1958 durch Abt Dr. Petrus Borne feierlich geweiht.

Nach einer Sanierung in den 1980er Jahren stand nun eine umfassendere Sanierung des Stahlbetons an. Das raue Klima hatte dem Sakralbau zugesetzt und der Diebstahl von kupfernen Fallrohren gab den Anstoß zu Grundsanierung der Kapelle. Die Benediktinerabtei St. Mauritius konnte diese etwa 30.000 Euro teure Maßnahme dank des Verkaufes von Anteilen an der Schaumbergturm GmbH und durch Spenden realisieren. Insbesondere der Traditionsverband des Afrika-Korps und einzelne Veteranen trugen hierzu bei.

Am 25. September 2010 konnte die renovierte Kapelle im Rahmen eines Gottesdienstes wieder der Öffentlichkeit übergeben werden. Viele Besucher von nah und fern suchen diesen Ort des Gebetes auf. Die regelmäßig stattfindenden Rosenkranzgebete unter Leitung von Mönchen der Abtei St. Mauritius entsprechen in ihrer eigenen Religiosität dem Charakter der Kapelle und ihres Standortes.

Die Sanierung der Benediktinerabtei St. Mauritius zu Tholey

In einer für Klöster nicht einfachen Zeit entschloss sich die Abtei unter Leitung von Prior-Administrator Mauritius Choriol 2009/2010 zu einem Programm der inneren und äußeren Sanierung. Die Besinnung auf die benediktinischen Grundlagen des Konventes und die Sanierung der Gebäude stellen ein Bekenntnis zur Weiterexistenz der Abtei St. Mauritius, dem ältesten Kloster Deutschlands, dar.

Nach einer Phase der Reflektion konnte mit Hilfe von Freunden der Abtei ein ambitioniertes Projekt gestartet werden, dessen erste Früchte heute erkennbar sind. Mindestens ebenso wichtig wie die strukturelle Erneuerung ist aber auch die personelle Entwicklung der Abtei. Mit P. Prof. Dr. Albert Bagoood wurde der Konvent um einen bedeutenden Wissenschaftler bereichert, der künftig das Dr.-Petrus-Borne-Zentrum leiten wird. Außerdem hat Bruder Joachim Wernesbach mittlerweile das Noviziat durchlaufen, die Zeitliche Profess abgelegt und befindet sich in der Ausbildung zum Diakon.

Die baulichen Maßnahmen

Nach drei Jahren Bauzeit und einer Investition im siebenstelligen Bereich sind nun die ersten Bauabschnitte der Abteisanierung fertiggestellt:

Die Außenanlagen von etwa vier Hektar Größe wurde neu konzipiert. Der westliche Gartenteil ist im Stil eines naturnahen Englischen Gartens angelegt, der östliche Teil greift die Struktur der historisch nachweisbaren Barockgärten aus der Zeit vor der Französischen Revolution auf. Neben umfangreichen Erdarbeiten wurden zahlreiche Neupflanzungen vorgenommen. Hinzu

kommt, dass das Wegenetz erneuert, unschöne moderne Einbauten entfernt, und eine Schauimkerei samt Bauhof errichtet wurden. Durch einen bemerkenswerten Metallzaun wurde erstmals seit der Wiederbesiedlung die Klausur (der Bereich um das Kloster) als geschlossene Einheit hergestellt. Wunderschöne Kunstschmiedearbeiten (Treppenläufe, Laternen, Brunnenhaube) tragen zur Gestaltung des Gartens bei, wobei das Gartentor im Barockstil schon jetzt zu den meistfotografierten Motiven in Tholey zählen dürfte.

Von Johannes Naumann

Luftaufnahme Sommer 2011



Das Kapitelsaalgebäude wurde zu einem wissenschaftlichen Institut, dem Petrus-Borne-Zentrum, und einem Anlaufpunkt für Pilger umgestaltet. Im tonnengewölbten Kellergeschoss ist eine Pilgerschenke für Wander- und Radfahrergruppen vorgesehen. Das erste Obergeschoss beheimatet den Kapitelsaal, quasi die Herzkammer der Abtei, als Ort des Gebetes. Das zweite Obergeschoss wurde wieder in den Zustand der Barockzeit mit großem Flur und drei Räumen versetzt. Es beheimatet das geistliche Zentrum der Abtei, das Petrus-Borne-Institut, welches nach dem Gründungsabt von 1949 benannt ist. Prof. Albert Bagood, der von Rom nach Tholey gewechselt ist, leitet das Zentrum. Ab 2013 wird ein Bildungs- und Vortragsprogramm zu Themen der Gesellschaft aus römisch-katholischer Sicht

Kapitelsaalbau mit neuem Treppenturm



angeboten werden. Schon jetzt sind hochrangige internationale Wissenschaftler im Beirat des Institutes vertreten. Das Dachgeschoss ist als großer Saal mit schönem offenem Dachstuhl gestaltet. Der Saal dient zur Beherbergung von Pilgern, kann aber auch von Gruppen zu Tagungen oder für Vorträge genutzt werden. Ein architektonisch bemerkenswerter Treppenturm sowie ein neugestalteter Zugangsbereich stellen eine gelungene Symbiose zwischen Baudenkmal und Gegenwart dar.

Der Erweiterungsbau des Gästehauses St. Lioba wurde von Februar bis Juni 2012 realisiert. Insbesondere der große Speise- und Vortragsraum wird im Zusammenspiel mit der Gartenanlage zum touristischen Angebot der Region beitragen. Zielgruppen sind kirchliche Gruppen, Tagungen im Zusammenhang mit den von der Abtei ange-

botenen Seminaren, Pilgergruppen und religiös gesinnte Einzelreisende. Der Erweiterungsbau beinhaltet auch Funktionsräume, wie etwa die Wäscherei. Im Zusammenhang mit dem Erweiterungsbau wurde die marode Elektrik des Gesamtkomplexes ebenfalls erneuert.

Trotzdem bleibt noch viel zu tun. So müssen zur Zukunftssicherung des Konventes die Mönchsunterkünfte mit Nasszellen versehen werden, um neue Mitglieder zu gewinnen. Dafür ist eine grundlegende Sanierung des aus den frühen 1950er Jahren stammenden Pfortenbaues unumgänglich. Letztlich bleibt noch die Sanierung des aus dem Jahre 1722 stammenden Barockbaues. Dieser beinhaltet das Refektorium (Speisesaal), die Bibliothek (etwa 30.000 Bände), die Abtskappelle sowie Unterkünfte für die Mönche.

Der neu gestaltete Klostergarten

»Gott der Herr legte in Eden einen Garten an und setzte dorthin den Menschen, den er geformt hatte. Gott, der Herr, ließ aus dem Ackerboden allerlei Bäume wachsen, verlockend anzusehen und mit köstlichem Früchten, in der Mitte des Gartens aber der Baum des Lebens und den Baum der Erkenntnis von Gut und Böse.« Gen 2, 8–9

Die geschichtlichen Grundlagen

Wenn die Geschichte aller Gärten im Garten Eden ihren Anfang nimmt, so fängt sie in Tholey an, als an der Stelle der Abtei eine römische Palastvilla stand. Derartige Großbauten waren landschaftsgärtnerisch in ein Konzept eingebettet. Vielleicht stammen einige der heute noch sichtbaren Terrassierungen bereits aus dieser Epoche. Mit

Gästehaus St. Lioba, von links: Altbau, Erweiterungsbau und neu gestalteter Pavillion



Sicherheit kann davon ausgegangen werden, dass zur Römerzeit schon neue Obstsorten oder auch mediterrane Kräuter und Gemüse in unserer Region eingeführt wurden. Als sich zu Beginn des 7. Jahrhunderts eine klösterliche Gemeinschaft in Tholey niederließ, hat man neben den antiken Bauten sicherlich auch die Gärten auf irgendeine Weise weiter genutzt. Der zu Beginn des 8. Jahrhunderts zu datierende Übergang des Konvents von einer iro-schottischen Form zu einer Benediktinerabtei dürfte auf den Gartenbau positive Auswirkungen gehabt haben. Die körperliche und geistige Arbeit stand nunmehr gleichberechtigt neben dem Chordienst und Gebet. Im Mittelalter wurden eigene Schriften im Bereich der Gartenkultur entwickelt. Es seien hier nur an die Werke des Benediktinerabtes Walahfrid Strabo, etwa der

Hortus oder sein Gedicht *De cultura hortarum* aus dem 9. Jahrhundert und an die Schriften der Hildegard von Bingen aus dem 12. Jahrhundert erinnert. Bemerkenswert für Tholey ist, dass ein Bruder der hl. Hildegard namens Roricus Mönch der Abtei St. Mauritius war. Man wird annehmen dürfen, dass die hl. Hildegard bei ihren vielen Reisen auch durch das verkehrsgünstig gelegene Tholey gekommen ist. Ob sie neben ihrem Bruder wohl auch den Abteigarten besuchte?

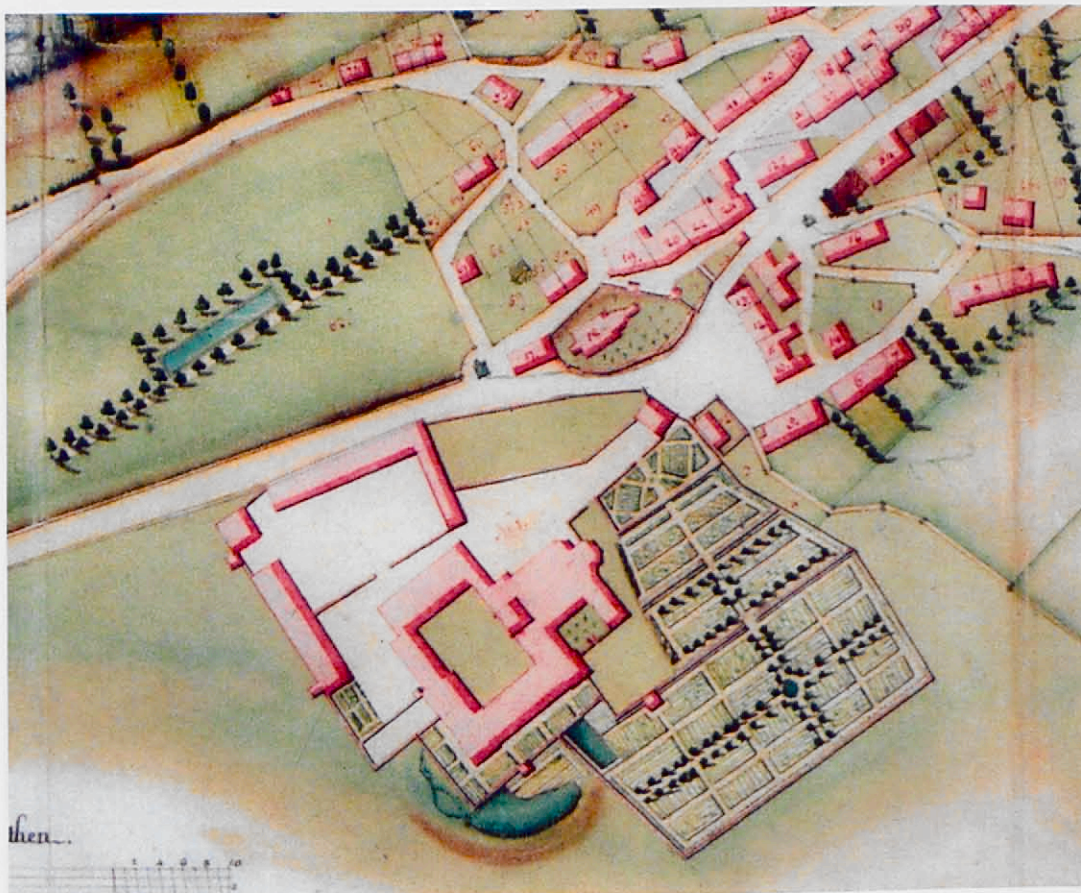
Das Wissen um die Tholeyer Gärten

Leider sind nur wenige Urkunden und Archivalien erhalten, die eine genauere Vorstellung von den Tholeyer Klostersgärten geben. Einige erhaltene gedruckte Bücher aus der Klosterbibliothek beschäftigen sich mit Gartenkunde. Hinzu kommen Pflanzlisten und Ertragsverzeichnisse aus Sequesterrechnungen der 1770er Jahre. Bemerkenswert ist auch, dass mehrere Klostersgärtner des 18. Jahrhunderts namentlich bekannt sind. Der letzte Abteigärtner vor der Französischen Revolution namens Didas konnte bei der Aufhebung der Abtei das Kapitelsaalgebäude und einen Teil der Gärten erwerben. Er und seine Nachfahren sorgen somit für einen Nachhall der klösterlichen Gartenkultur bis zur Wiederbesiedlung der Abtei.

Gewisse bauliche Strukturen, wie die Stützmauern, Brunnen, Weg und der Teepavillon von 1715 sowie Gartenskulpturen legen neben Karten des 18. Jahrhunderts materielles Zeugnis vom einst prächtigen Klostersgarten ab.

Vom Ende des 18. Jahrhunderts liegt eine bemerkenswerte Nachricht aus einer botanischen Zeitschrift vor, dass es dem Abt Salabert »zum Erstaunen aller

Klosteranlage mit Gärten aus der Zeit um 1790



Fachleute gelungen ist in Tholey eine Magnolia grandiflora zur größten Pracht und Blüte« geführt zu haben.

Die vorgefundene Situation

Die knapp vier Hektar große Garten- und Grünfläche südlich der Abtei stellt nur noch einen Bruchteil der barocken Gartenanlage dar. Der westliche Teil lag ehemals außerhalb der Klausurmauer und war Grünland. Durch Pfleglosigkeit war dieser strukturarme Bereich in Großteilen verwildert. Der östliche Bereich war von jeher Gartenland. Neben historischer Substanz waren gerade im 20. Jahrhundert etliche Kleinbauten hinzugekommen, die ästhetisch fragwürdig und funktional zum Teil gegenstandslos geworden waren. Auch hatte der Zahn der Zeit an ihnen genagt, sodass diese Gebäude nun saniert oder abgetragen werden mussten. Nicht zu verschweigen ist, dass die Abtei in den letzten Jahren schon viel Mühe und Geld in die Wiederherstellung der alten Umfassungsmauer, der Stützmauern und der Treppen investiert hatte.

Die Umgestaltung von 2009 bis 2012

Im Zuge der Restrukturierung, die mit der Sanierung des Kapitelsaalgebäudes und der Erweiterung des Gästehauses verbunden ist, stellte sich die Frage der Umfeldgestaltung. Das Wiederaufleben des Klostersgartens ist dem Engagement der Eheleute Edmund und Ursula Meiser zu verdanken, die früh das Potential der Anlage erkannt haben. Mit Begeisterung und Fachwissen wurde unter Berücksichtigung der historischen Substanz und den Bedürfnissen des Konventes ein großzügiges Konzept entwickelt, dessen Finanzierung die Eheleute Meiser übernahmen, und dessen Planung und Umsetzung sie bis in die Details mit Hingabe maßgeblich betrieben.

Gemäß den Erfordernissen eines Klosters wurde mittels eines stattlichen Zaunes die Klausur wieder hergestellt. Das Kloster und sein Garten stellen nunmehr wieder einen eingefriedeten und in sich geschlossenen Bereich dar. Dies ist für das monastische Leben eine unabdingbare Voraussetzung. Der westliche Teil des Klostergeländes wurde naturnah gestaltet. Das Gelände wurde

der Hangsituation gemäß mit Erdreich modelliert und die Verbuschung entfernt. Der vor Jahren neu angelegte Fischteich musste entschlammt und somit saniert werden. Die vorhandene Zufahrt zur Straße »Im Klosterbrühl« wurde erneuert und mit einer Lindenallee versehen. Unschöne Böschungen wurden mit Erdreich modelliert und mit hunderten von Rhododendren-Stöcken verschönert. Die Pflege kann künftig weitestgehend maschinell erfolgen. Die neu entstandene Fläche wurde unter Beibehaltung vorhandener und Pflanzung neuer Bäume sowie die Anlage dreier Pflanzrondelle im Stil eines Englischen Gartens gestaltet.

Der östliche Bereich der Anlage mit erhaltenen Barockgartenstrukturen wurde ebenfalls saniert. Durch die Entfernung von Nadelgehölzen,





den Abriss des maroden Gewächshauses und zweier Betonkleinbauten, Ikonenatelier und Imkerei, sowie die Versetzung eines Strommastes außerhalb des Gartens erhielt die Anlage ihre einstige Großzügigkeit zurück. Die oben aufgeführten Bestandteile eines Klostersgartens wurden auch in dem neuen Konzept umgesetzt. So wurde der Obstgarten durch eine neue Spalierobstpflanzung heimischer Obstsorten ergänzt. Ein neues Gewächshaus, das nun einen geeigneten Standort gefunden hat, versorgt die Klosterküche und das Gästehaus mit Gemüse. Durch Erweiterung eines vorhandenen Baues in der Südostecke der Anlage, nahe dem Schwesternheim, ist ein kleiner Betriebshof mit Garage und Werkstatt entstanden. Dort hat auch die Imkerei von Bruder Martin eine neue Heimat gefunden.

Auf der mittleren Ebene des Barockgartens wurden Rabatte mit Buchsbaum, Lavendel und Rosen angelegt. Überarbeitung und Neuanlage von Wegen ergänzen die Gartengestaltung ebenso wie die neuen Bänke.

Das Teehaus von 1715

Ein barocker Pavillon aus dem Jahre 1715 stellte sich als Teehaus heraus. Die Abtei leistete sich damals einen Kammermohren, der hohen Gästen Tee, Kaffee oder Schokolade servierte. Dieser kleine Bau ist leider in schlechtem Zustand. Erfreulicherweise konnten Bundes- und Landesmittel zur Instandsetzung gewonnen werden. Die Sanierung des barocken Teehauses kann somit in der zweiten Jahreshälfte 2012 erfolgen. Das Untergeschoss wird weiterhin als Werk- und Stauraum der Gärtnerei dienen. Im Obergeschoss wird ein kleiner Tagungs- und Versammlungsraum in wiederhergestellter barocken Art entstehen.

Bereits gelungen sind die Sanierung des Gartenbrunnens, den nun eine schmiedeeiserne Turmhaube ziert, sowie die Versetzung einer Toranlage von 1753 zur Ausfahrt in Richtung Schwesternheim.

Das neue Abteitor in barocker Form

Dieses Tor hat schmiedeeiserne Torflügel in hochbarocker Formensprache erhalten, die ebenfalls ein Geschenk der Familie Meiser sind. Ein

prächtiges Tor als Zugang zum Garten im Bereich zwischen Kirche und Gästehaus St. Lioba wurde Mitte November 2011 errichtet. Dieses Kunstwerk bietet sicherlich einen würdigen Einlass in den Klostersgarten. Der historische Barockgarten wird nach Abschluss der Arbeiten der Öffentlichkeit zu bestimmten Zeiten zugänglich sein, die übrigen Gartenteile bleiben dem Konvent als Klausurbereich.

Das Gästehaus St. Lioba – ein geistliches Zentrum

Das Gästehaus St. Lioba der Benediktinerabtei St. Mauritius ist die Adresse für Erholungssuchende und Tagungsgäste aus dem kirchlichen Bereich.

Mit seinen 16 Zimmern und neuen Tagungsräumen bietet es Komfort auf hohem Niveau, gepaart mit einer klösterlichen Atmosphäre. Zielgruppen der Einrichtung sind: Gäste bei Vorträgen und Eigenveranstaltungen der Abtei, Individualgäste oder Gruppen, die das Kloster als spirituellen Ort für Tagesveranstaltungen oder mehrere Tage nutzen (Oase der Ruhe und Besinnung), Seminargäste von Tagungen, die das Kloster als



Ort des Glaubens suchen. Als Einzelgäste werden Kulturtouristen, Ausflügler mit religiösem Ansatz und Besucher des Barockgartens angesprochen.

Die Abtei mit Gästehaus wird stark besucht

Unsere Baumaßnahmen »Errichtung des Dr.-Petrus-Borne-Zentrums« und »Erweiterung des Gästehauses St. Lioba« wurden im Rahmen der Tourismusförderung sowohl von Seiten der Europäischen Union – durch den Europäischen Fonds für regionale Entwicklung – als auch durch das Ministerium für Wirtschaft und Wissenschaft des Saarlandes bezuschusst. Der durch die Maßnahmen geschaffene touristische Mehrwert steht unter dem Motto »Investition in Ihre Zukunft«.

Das Dr.-Petrus-Borne-Zentrum Zentrum für Spiritualität und Kultur

Die geistigen und kulturellen Aspekte des Menschen sind zwar unterschiedlich, ergänzen sich aber gegenseitig. Beide sind in der Lage, die Wahrheit der Realität abzubilden. Abt Dr. Petrus Borne selbst unterschied vier Arten der Wahrheit: logische, ontologische, künstlerische und göttliche Wahrheit. Göttliche Wahrheit wird durch das Geschenk des Glaubens erlangt, das vom spirituellen Aspekt des Menschen genährt wird, wohingegen die anderen drei Arten durch den Verstand erlangt und in gewisser Weise in der kulturellen Dimension des Menschen gepflegt werden.

Die spirituellen und kulturellen Aspekte des menschlichen Lebens entsprechen dem, was in der Enzyklika »fides et ratio« (Glaube und Vernunft) von Papst Johannes Paul II aus dem Jahre 1998 als die zwei Flügel bezeichnet werden, mit denen sich der menschliche Geist zur Betrachtung der Wahrheit erhebt. Das Spirituelle und das Kulturelle im Menschen gehören zusammen. So schreibt der hl. Thomas von Aquin: »Die Wahrheit, die die menschliche Vernunft fähig ist, zu erkennen, kann der Wahrheit des christlichen Glaubens nicht entgegenstehen.«

Blick in das barocke Innere des Geistlichen Zentrums

Basierend auf den genannten Aspekten, besteht das generelle Ziel des Dr. Petrus-Borne-Zentrums

also darin, die Harmonie zwischen spiritueller Reife und werthaltiger kultureller Bildung in unserer modernen Gesellschaft zu fördern. Dieses Ziel wird durch die Regel des hl. Benedikt inspiriert, die geschrieben wurde als Leitfaden für jedermann, mit dem Ziel, den Menschen zu jeder Zeit mit Gott in Kontakt zu bringen. Die Veranstaltungen des Zentrums sollen nicht nur Schülern und Studenten, sondern auch Frauen und Männern, Arbeitern und Angestellten, Lehrern und Professoren, kurzum allen, die sich für den christlichen Glauben interessieren, offen stehen.

Das Zentrum dient in erster Linie der Information und dem Bildungsangebot sowohl lokaler wie auch internationaler Öffentlichkeit. Um ein möglichst breites Spektrum abzudecken, wird angestrebt, sowohl mit regionalen als auch mit weltweit agierenden Universitäten zusammen zu arbeiten, etwa im Rahmen gemeinsamer Veranstaltungen.

Zum Zweiten zielt das Zentrum darauf ab, die in der Benediktiner Regel ausdrücklich erwähnte Gastfreundschaft neu zu bekräftigen. Interessierte Menschen, alle die nach Wahrheit und Werten, Ruhe und Frieden suchen, sollen die Möglichkeit erhalten, als Gäste das Leben der benediktinischen Mönche kennenzulernen und mit zu erleben. Sie sollen die Chance haben zu erfahren, dass das Kloster ein wohlthuender Ort der Stille, der Gottesbegegnung und des Friedens ist. Diese Erfahrung mag zunächst vielleicht nur eine Ablenkung vom hektischen Alltag sein, kann aber in die Zukunft gesehen durchaus auch dazu beitragen, neue Mitglieder für den Orden zu gewinnen. Denn nur eine sich erneuernde monastische Gemeinschaft kann der Abtei und auch der Gemeinde neue Impulse geben und sie bereichern.

Seit 2010 ist das Kolloquium zum Thema »Die Fragilität des menschlichen Wesens« eröffnet. Es nehmen Professoren der »University of Saint Thomas« (Angelicum, Rom), der Universität »Notre-Dame de la Paix« (Namur, Belgien), der Universität des Saarlandes und natürlich weitere deutsche Professoren daran teil.

Ab 2013 wird ein Programm mit Seminaren, Vorträgen und Veranstaltungen zu christlich-katholischen Themenspektren angeboten.



Kartoffelanbau in Eiweiler in früherer Zeit

Ein weit verbreitetes wertvolles Nahrungsmittel

Von Viktor Heck

Die Kartoffel ist von unserm Speiseplan nicht mehr wegzudenken, und das schon seit vielen Generationen. In früheren Zeiten war dieses Nahrungsmittel von noch größerer Bedeutung für die Gesundheit der Bevölkerung und den Schutz vor Hungersnöten. Im 19. und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts nahm der Kartoffelanbau in unserer Gegend eine wichtige Rolle ein in der Ernährung. Die Knolle ist bestens lagerfähig und hält sich fast ein ganzes Jahr, wenn Raumtemperatur und Luftfeuchtigkeit entsprechend gegeben sind. Noch bis Mitte des 20. Jahrhunderts waren diese Verhältnisse in den Kellerräumen vieler Häuser in ländlicher Gegend vorhanden. Auch in Mieten, die in der Nähe des Hauses angelegt wurden, konnten die Erdäpfel, wie die Kartoffeln auch schon mal genannt werden, überwintert werden. Im Gebiet der mosel- und rheinfränkischen Mundart heißen diese Knollen Grombiere, von Grundbirne.

Damals wurden im Herbst je nach Größe der Familie etliche Zentner Kartoffeln eingekellert. Sie waren ein Hauptnahrungsmittel. In den Dörfern wurde fast in jedem Haus Vieh gehalten, wenigstens zwei bis drei Ziegen, ein Schwein und Hühner, und fast jede Familie pflanzte auch Kartoffeln für den eigenen Bedarf an, Lehrer und Pfarrer

Mit Grobe und einigen leeren Säcken geht es ins Kartoffelfeld



nicht ausgenommen. Die Kartoffel war zu dieser Zeit im wahrsten Sinn des Wortes lebensnotwendig. Zweimal täglich wurde eine Mahlzeit mit Kartoffeln aufgetischt. Bei armen Leuten und in Notzeiten, wenn die Getreideernte schlecht ausgefallen war, stand auch zum Frühstück schon mal ein Deppe mit Gwellese (Pellkartoffeln) auf dem Tisch. Dazu gab es dann ein Stück Brot, eine Tasse Milch oder selbst gerösteten Malzkaffee aus Gerstenkorn. Es ist überliefert, dass in Notzeiten ärmere Leute sogar Kartoffelteig unter den Brotteig mischten, um genügend Brote für die Familie backen zu können. Für den Mittagstisch verstand es die Hausfrau, die Kartoffeln auf verschiedene Art und Weise schmackhaft zuzubereiten. Jede Region oder auch ein Dorf hatte dazu noch ganz spezielle Kartoffelgerichte anzubieten. Von jeher sind Bratkartoffeln, Pellkartoffeln, Debelabbes und Grombiereküchelche sehr beliebt. In der Birkenfelder Gegend bieten die Metzger heute noch eine Grombierewurst als besondere Spezialität an.

In der heutigen Zeit ist die Verzehrmenge an Kartoffeln viel geringer als früher. Es könnten auch kaum noch welche eingekellert werden, weil in den beheizten Häusern keine Möglichkeit dazu ist. Vielmehr werden die Grombiere kiloweise sauber und verpackt in Plastiktüten angeboten, und die Auswahl an Sorten ist groß. Auch Halbfertig- und Fertiggerichte an Kartoffelspeisen werden in Fülle in den Geschäften angeboten. Im Herbst werben manche Gasthäuser und Hotels im Hochwaldraum an sogenannten Kartoffeltagen mit speziellen Kartoffelgerichten. So ändern sich die Zeiten!

Kartoffelanbau

Wenn im April die Sonne den Boden wieder etwas erwärmt hatte, wurden die Setzkartoffeln mit Körben aus dem Winterlager geholt. Auf einem sonnigen Platz vor den Bauernhäusern saßen meist die Frauen und sortierten die für das Setzen vorgesehenen Kartoffeln durch. Das waren Knollen mittlerer Dicke. Zu dicke wurden einmal so durchgeschnitten, dass jedes Teil genügend Augen zum Austreiben hatte. Das Pflanzgut füllte man in Säcke. Für einen Morgen benötigte man etwa acht bis neun Zentner. Die Menge richtete sich nach der Dicke der Kartoffeln.

In dem für den Kartoffelanbau vorgesehenen Feld war im Vorjahr oft Getreide angebaut worden. Dazu war der Acker mit Stallmist gedüngt worden. Für eine ertragreiche Kartoffelernte waren das gute Voraussetzungen. Zum Setzen musste der Boden warm und abgetrocknet sein. Ende April bis Anfang Mai war die Zeit zum Setzen, eigentlich müsste man sagen »zum Legen« der Kartoffeln. Mit der erforderlichen Menge Setzkartoffeln, dem Pflug und zwei Helfern fuhr man aufs Feld. Die Säcke mit dem Pflanzgut wurden je zur Hälfte am Ende und in der Mitte des Feldes abgelegt. Der Bauer pflügte mit dem Gespann am Anfang des Feldes die erste Furche, dann eine zweite. In diese wurden dann die Kartoffeln gelegt. Das ging folgendermaßen vor sich. Zwei Helfer hatten »e Setzschuerz«, eine Setzschürze, die aus einem sehr festen Leinenstoff oder aus einem Kartoffelsack genäht war, vorgebunden. In diese Trage rafften sie etwa 10–15 Pfund Kartoffeln. Hinter dem Pflug ging dann ein »Setzer«, der mit jeder Hand Kartoffeln aus der Schürze nahm und im Abstand von ca. 30 cm immer eine in die Furche fallen ließ. In der Mitte des Feldes übernahm der zweite Helfer oder auch eine Helferin diese Arbeit, und der erste ging zurück und füllte wieder seine Schürze. Der Bauer pflügte nun die nächste Furche, und mit der Erde wurden so die Kartoffeln zugedeckt. In jede zweite Furche wurden die Kartoffeln gelegt. Wenn nur eine Person zum Legen da war, war die Arbeit für sie wesentlich schwerer und zeitaufwendiger, denn sie musste ja wieder die ganze, oft lange Furche zurückgehen. Bei günstiger Witterung konnte man schon nach zehn bis zwölf Tagen die



grünen Austriebe sehen. Nach weiteren drei bis vier Wochen war das Kraut schon bis 15 cm hoch gewachsen. Jetzt wurden die Pflanzen mit einem speziellen leichten Pflug, der von einer Kuh oder einem Pferd gezogen wurde, angehäufelt. So ein Rodpflug hatte ein kleines, halbrundes Schar und war leicht zu handhaben. Er hieß so, weil man damit in früheren Zeiten in den Lohhecken (Rodhecken) die Kornsaat untergepflügt hatte.

Aber nicht nur das Kartoffelkraut wuchs in die Höhe, auch Unkräuter schossen hoch. Jetzt war »Onnkrautrobbe« angesagt. Auch die Kinder mussten dabei schon helfen. Man ging durch die Furche und riss links und rechts das Unkraut aus, das man in der Furche ablegte. Nach drei bis vier Wochen wurden die Kartoffeln das zweite Mal mit dem Pflug gehäufelt und das Unkraut wieder entfernt. Vor allem Disteln, Ackermelde, Schafgarbe, Beifuß, Ackerwinde und Hahnenfuß machten sich breit. Die Böden auf und am Peterberg brauchten öfter einen guten Regen. Wenn das der Fall war, wuchsen die Erdäpfel gut. Doch nicht nur das Unkraut musste beseitigt werden, auch ein Schädling, der Kartoffelkäfer, richtete seit den 30er Jahren großen Schaden in den Feldern an. Der Coloradokäfer, wie er auch genannt wurde, breitete sich sehr schnell aus. Wenn er nicht intensiv bekämpft wurde, fraßen die Raupen in kurzer Zeit die Kartoffelstöcke kahl, und der Ertrag war

Die ausgehackten Kartoffeln liegen auf der Strau, dazwischen die Kartoffelstrünke

dahin. Ende der 30er Jahre wurden sogar Schulklassen zum Absuchen der Felder eingesetzt. Die Lehrperson teilte die Kinder so ein, dass je eines durch eine Furche ging und links und rechts je eine Furche abzusuchen hatte. So wurden an einem Vormittag viele Kartoffelfelder nach dem Schädling abgesucht. In der Folgezeit mussten die Bauern die Kartoffelfelder mit einer giftigen Brühe abspritzen oder das Kartoffelkraut mit einem Bekämpfungsmittel bestäuben. Alles war sehr zeitaufwendig, kostspielig und dazu auch umweltschädlich.

Erntezeit

Mitte September, wenn im Nachbarort Primstal die Kirmes (14. September, Kreuzerhöhung) gefeiert wurde, war die Zeit der Kartoffelernte gekommen. Das Kraut der Pflanzen war, je nach Kartoffelsorte, zum Teil schon dürr geworden. Morgens, wenn das Vieh versorgt und Kaffee getrunken war, machten sich die Helfer fertig für die Arbeit im Kartoffelfeld. Ein paar Säcke, zwei bis drei Körbe, für jeden eine zweispitzige Hacke, bei uns Grobe genannt, sowie Kaffee und einige Brote für das zweite Frühstück mussten mitgenommen werden. So machte man sich auf den Weg ins Gromberesteck. Bauern mit mehreren großen Feldern stellten für die Erntearbeit Tagelöhner ein. Das waren meist ältere Mädchen oder Jungen aus dem Dorf. Auch Nachbarschaftshilfe war angesagt. Der Lohn für einen Tag war die Kost und ein Zentner Kartoffeln oder der Gegenwert dafür in bar, damals 2 bis 2,50 Mark.

Zu Beginn der Arbeit teilte der Bauer jedem Helfer ein Stück von etwa zehn Schritt (ca. 5 – 6 m) zu. Die Arbeit begann an der untersten Furche, also immer bergauf. Jeder begann in der Mitte seines Abschnittes und hackte auf einer Breite von etwa 1,2 Meter in drei bis vier Furchen die Kartoffeln aus. Auf diese freie Fläche wurden die ausgehackten Knollen geworfen. Dann hackte man die angefangenen Reihen aus. Zwei Leute arbeiteten immer an einer Fur-

che zueinander, sodass die Furchen stets ganz abgeerntet waren. Die Fläche, auf der die Kartoffeln lagen, nannte man die Strau (von streuen). Wenn alle Kartoffelstöcke in diesem Abschnitt ausgehackt waren, hatte man einen Joon (offenes o) aus. Die ganze Strau lag nun voller Kartoffeln, alles durcheinander, dicke, halbdicke und dünne, auch einige angehackte waren dabei. Die Kartoffelstrünke lagen zwischen den Strauen. Gegen zehn Uhr wurde eine kurze Pause gemacht, um eine Schmier zu essen. Dann ging die Arbeit wieder weiter.

Um zwölf Uhr hörte man die Glocke der Eiweiler Kapelle. »*Et laud Meddach*«, wurde gesagt, und manche schauten schon hungrig talwärts, ob die »*Sopp net ball kemt*«. Meistens brachte die Hausfrau das Essen ins Feld. In der einen Hand das »*Sobbedebbe*«, das war ein besonderes Tragegeschirr für das Essen. Zwei zylindrische Töpfe aus Weißblech, angefertigt mit je 2½ Liter Inhalt, waren in der Mitte verbunden und mit einem Tragebügel versehen. In der andern Hand trug sie einen Korb mit einem großen Kaffeekessel und einigen gut belegten Butterbroten. In dem einen Topf war eine kräftige Suppe, im andern ein festes Essen, oft Dörrfleisch, Kartoffeln und Sauerkraut oder Bohnengemüse, alles aus eigener Herstellung. Die beiden Deckel dienten schon mal als Teller, weitere Teller wurden bereitgehalten. Die Schaffer setzten sich auf Säcke und ließen es sich gut schmecken. Manche Bauern brachten das Mittagessen auch mit dem Kuhgespann ins Feld. Nach dem Essen wurden die Kühe ausgespannt und von Kindern auf einer nahen Wiese gehütet. Das war für die Buben und Mädchen eine schöne Zeit. Mit Holz und dünnen Kartoffelstrünken machten sie ein Feuer und legten Kartoffeln in die Glut. Wenn sie gar waren, hatten sie eine schwarze Schale und schmeckten so gut wie ein Kirmesessen. Lubbe nannten wir diese Leckerbissen. Auch Äpfel konnte man auf diese Weise im Kartoffelfeuerchen braten.

Wenn der Hunger gestillt war und man ein wenig geruht hatte, ging es wieder an die Arbeit. Wenn Regen in Aussicht war, begannen eine oder zwei Personen schon mit dem Auflesen der Kartoffeln auf den vollen Strauen. Dabei ging man

Aufladen der Säcke



dreimal über die Strau. Zuerst wurden die dicken in Körbe gerafft und in Säcke gefüllt. Drei Körbe voll ergaben etwa einen Zentner. Danach raffte man die Setzkartoffeln auf, und zuletzt wurden die kleinen und angehackten Kartoffeln auflesen und in Säcke gefüllt. Diese kennzeichnete man mit einem dünnen Strunk. Diese Kartoffeln dienten als Viehfutter. Säcke mit Setzkartoffeln wurden mit einem grünen Kraut gekennzeichnet, das man beim Zubinden des Sackes mit einband.

Nachdem der Kaffee getrunken war, stellte man das Aushacken ein und raffte gemeinsam alle Strauen leer. Auch die Frauen verstanden es, einen Korb voll Kartoffeln in einen Sack zu schütten. Dann standen 20 und mehr gefüllte Kartoffelsäcke im Feld. Die Freude über den erfolgreichen Tag war groß. Nun hieß es aufladen. Eine Person half dem Bauer einen Sack zu schultern, den er dann auf den Wagen lud.

Das Aufladen der Säcke ging in einer bestimmten Ordnung vor sich, so dass kein Sack herunterfallen konnte. Wenn der voll beladene Wagen den Feldweg erreicht hatte, konnten sich einige Personen darauf setzen.

Je nachdem, wie weit das Feld von zu Hause entfernt lag, war oft auf dem Heimweg schon die Dämmerung hereingebrochen. Zu Hause angekommen mussten die Säcke noch abgeladen werden und die Kartoffeln im Keller in die vorgesehenen Abteile ausgeschüttet werden. Von des Tages Arbeit waren alle sehr müde und hungrig. Die Frau hatte schon das Abendessen bereitet, Pellkartoffeln mit einer Specksauce zum Tunken. Dazu gab es frische Milch, Dickmilch oder Buttermilch. So folgten noch mehrere Arbeitstage. Wenn es kalt und regnerisch war, war die Arbeit besonders hart. Froh waren die Leute, wenn die Kartoffeln trocken in den Keller kamen und die Ernte ertragreich war. Wenn nach mehreren Tagen oder auch Wochen der letzte Wagen mit vollen Säcken heimgefahren wurde, saß einer oben auf und hielt eine mit bunten Bändern geschmückte kleine Birke fest. Dann sagte man in Eiweiler: Mir hann die Alt! Aus Anlass dieses frohen Ereignisses hatte die Hausfrau schon den Kaffee vorbereitet. Heute gab es Bohnenkaffee, Krimmelekuhe und für die Mannsleut auch Brot mit Schinken

und Scharfe Käs. Auch zum Abendessen wurde für alle Helfer reichlich aufgetischt, alles eigene Erzeugnisse. Bier holte man damals in einem Kessel oder einer kleinen Korbflasche in der Dorfwirtschaft. Alle saßen noch eine Weile gemütlich zusammen und erzählten aus vergangenen Zeiten.

In Eiweiler und in den umliegenden Ortschaften wurden früher sehr viele Kartoffeln gepflanzt. Bauern, die ein Pferdegespann hatten und mehrere Morgen Kartoffeln anbauten, schafften sich einen Kartoffelroder an. Das war schon eine große Arbeiterleichterung. Damals war noch keine Flurbereinigung durchgeführt, und die Felder waren verhältnismäßig klein. Während der Erntezeit herrschte in früheren Zeiten auf dem Peterberg reger Betrieb bei der Arbeit. In jedem Gewinn waren Leute in ihren Feldern bei der Arbeit. Viele Arbeitskräfte waren für die Kartoffelernte erforderlich, und die Arbeit war schwer. Deswegen wurden seit den 70er Jahren immer weniger Kartoffeln angebaut. Heute sieht man auf der Gemarkung kaum noch Kartoffeläcker. Die Gründe dafür sind vielfältig. In den letzten Jahrzehnten hat sich unsere Welt in allen Bereichen gewaltig verändert. Die Strukturen der Dörfer sind nicht mehr so wie früher. In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts lebten in Eiweiler z. B. noch etwa 45 Familien ausschließlich von dem Einkommen aus der Landwirtschaft. Heute bestellen zwei Landwirte, davon einer aus Eiweiler, fast die gesamte Eiweiler Gemarkung. Kartoffelanbau wird in den Gegenden betrieben, wo die Bodenverhältnisse es ermöglichen, eine Vollerntemaschine einzusetzen. Alles andere lohnt sich nicht mehr.

Mit zwei PS und 35 Zentnern Kartoffeln über die Grenze ins Saargebiet

Wie schon erwähnt, war der Kartoffelanbau von besonderer Bedeutung für die Bauern in unserer Gegend, besonders für die Eiweiler, weil die Böden hier nicht sehr ertragreich sind, aber für den Kartoffelanbau geeignet. So konnten Bauern, die einen entsprechend großen Landbesitz hatten, mehrere Hundert Zentner, manche sogar mehr



Kaffeepause auf dem Feld



Ein schöner Herbsttag.
Hab mein Wagen voll geladen!
Eine reiche Ernte wird
heimgefahren.

als 1.000 Zentner Kartoffeln ernten. Das war für die Bauern neben dem Verkauf der Eichenrinde, Loh genannt, eine wichtige Einnahmequelle. Die Erträge aus dem Getreideanbau reichten in der Regel nur für den Eigenbedarf der Familie und das Futter für das Vieh. Welche Bedeutung der Kartoffelanbau schon im 19. Jahrhundert hatte, geht aus Versteigerungsakten hervor, die in Amtsblättern der Birkenfelder Regierung nachzulesen sind. Im Dezember 1865 wurden in einer Versteigerung u. a. angeboten¹

- von dem Ackerer Johannes HECK aus Bosen 300 Zentner Kartoffeln
- von dem Ackerer Peter PETRY aus Eiweiler 400 Zentner Kartoffeln
- von dem Pastor LEHNEN aus Neunkirchen/Nahe 300 Zentner Kartoffeln
- von dem Ackerer Nik. HAUPENTHAL III. Eiweiler 300 Zentner Kartoffeln

Es wäre interessant zu wissen, was damals ein Zentner kostete und wer die Ersteigerer waren. Leider geht das aus den Akten nicht hervor.

Nun wieder zurück in das 20. Jahrhundert. Die große Menge an Kartoffeln musste auch verkauft werden. Das war im Dorf selbst und in den Nachbardörfern nur in ganz geringem Maße möglich, weil die Leute ja fast alle selbst welche anbauten. Also mussten die Kunden auswärts gesucht werden. Da bot sich das Industriegebiet im südlichen Saarland an. Anfang des 20. Jahrhunderts und später arbeiteten auch viele Männer aus unserer Gegend in den Gruben und Hüttenwerken dieser Region. Mitte der 20er Jahre verdienten z. B. 48

¹ Amtsblatt für das Fürstentum Birkenfeld, Jahrgang 1865.

Männer aus Eiweiler in Gruben des Saargebietes und sechs in Hüttenwerken ihr Brot. 1910 wurden vom Bahnhof Mettnich (heute Primstal) schon 1620 Zentner Kartoffeln versandt.² Auch Eiweiler Bauern nahmen diese Möglichkeit wahr. Abnehmer waren Landprodukthändler in Trier und Saarbrücken. Die meisten Kartoffeln wurden aber mit den Pferdefuhrwerken zu den Kunden gebracht, und das schon vor dem Ersten Weltkrieg. In den 20er und 30er Jahren kamen diese Fahrten richtig in Gang. Von Eiweiler waren das hauptsächlich die Bauern Nikolaus Haupenthal (Huf), Nikolaus Klein (Gärtnersch), Johann Veit (Schreinersch), Johann Haupenthal III (Diwwere), Josef Becker (Braunsemer), Alois Haupenthal (Barthe), Nikolaus Feist (Naudersch), Nikolaus Backes (Pälese), Nikolaus Haupenthal (Bärwels), Peter Ludwig (Petersch),

Am 24. Oktober 2010 führte ich auf dem Hufhof in Eiweiler ein längeres Gespräch mit dem Altbauern Johann Ernst Haupenthal, geb. 1925. Im Alter von etwa zwölf Jahren fuhr er schon einige Male mit einer solchen Kartoffelladung mit in die Dörfer Friedrichsthal, Bildstock und Altenwald. Er kann sich noch sehr gut an einzelne Begebenheiten dieser Fahrten erinnern und ist einer der letzten Zeitzeugen.

Huf Häns erzählt: *Nach den ersten Tagen der Kartoffelernte rüsteten sich die »Pärdsbauern« für die Fahrten ins Saargebiet. Die Achsen der Wagen wurden mit Wagenfett, geschmiert und wenn nötig bekamen die Pferde vom Hufschmied neue Eisen aufgelegt. Das war sehr wichtig, denn die Strecke ging über Berg und Tal, und manche Ortsdurchfahrten waren gepflastert. Da mussten die Eisen griffig sein, vor allem, wenn es bergauf ging. Die Stalllaterne wurde mit Petroleum gefüllt und das Glas gesäubert.*

Am frühen Morgen fütterte der Bauer die Pferde und band genügend Heu in einem großen Tuch zusammen und füllte Hafer in einen Sack. Die Bäuerin sorgte derweil für das Essen für die Mannsleut: Brot, Butter, Schinken und einen großen Kessel mit Malzkaffee. Der Fuhrmann nahm auch trockenes Brot mit für die Pferde, das man in den

² Theo Schäfer: Eisenbahnen im Hochwald, Nonnweiler 2002.



Tagen zuvor dafür aufgehoben hatte. Der Wagen war mit 35 Säcken zu je einem Zentner beladen. Obenauf band man das Futter für die Pferde und seitlich unter dem Wagen hing die Laterne. So gegen zehn Uhr ging die Fahrt los. In der Regel war man zu zweit mit einem Gespann unterwegs, auch größere Jungen fuhren schon mit. Für die war es ein kleines Abenteuer. Mindestens zwei Gespanne fuhren zusammen, öfter auch mehrere. Es kam auch schon mal vor, dass einer dem andern in einer schwierigen Situation beistehen musste. Ein Sprichwort sagt: *Allein ist allein! Jeder Bauer hatte seine Kunden, sodass es in der Fahrgemeinschaft diesbezüglich keine Konkurrenz gab.*

Die Fahrt ging über den alten Eiweiler Weg nach Primstal bis zur Hauptstraße und von dort aus Richtung Theley. Nach drei Kilometern war an der Sombachmühle ein kurzer Halt. Hier befand sich nämlich bis 1935 die Zollstation zwischen Deutschland und dem damaligen Saargebiet, und beim Grenzübertritt wurde Einfuhrzoll erhoben. Von 1920 bis 1935 stand das Saargebiet unter der Verwaltung des Völkerbundes. Von hier aus ging es dann in einer leichten Steigung weiter nach Theley, und gegen zwölf Uhr erreichten die Gespanne den Wareswald bei Tholey. Bis hier hin hatten sie schon 13 km zurückgelegt. Hier wurde die erste größere Pause eingelegt. Die Pferde bekamen Heu und Hafer, und die Fuhrleute machten Mittag mit dem Vorrat, den sie von zu Hause mitgenommen hatten. In Tholey bekamen die Pferde an einem Brunnen noch einen Eimer Wasser. Die neun Kilometer von Tholey nach Dirmingen waren ziemlich leicht zu bewältigen. Dieser Weg führt leicht bergab ins Tal des Dirminger Baches. Von hier aus ging es weiter über Wustweiler, Hosterhof bis nach Illingen-Ortsmitte. Nun waren etwa 30 km zurückgelegt, und es war schon dunkel geworden. Unter dem Wagen pendelte die Stalllaterne und spendete, seit die Dämmerung hereingebrochen war, ein schwaches Licht. Das Gasthaus Schorr war das Ziel des ersten Tages. Hier wurde Rast gemacht. Josef Schorr war Fuhrunternehmer und besaß einen großen Stall, in dem ca. 20 Pferde untergestellt werden konnten. Die Pferde hatten es verdient, zuerst versorgt zu werden. Hatten sie doch eine schwere Last bis hier hin gezogen. Erst nach dem Füttern nahmen die

Fuhrleute in der Gaststube ein kräftiges Abendbrot zu sich, bei dem auch ein gutes Bier nicht fehlen durfte. Eine rege Unterhaltung mit anwesenden Gästen in der Wirtsstube war eine willkommene Abwechslung an diesem Abend. Jetzt war es Zeit für die Nachtruhe, aber nicht in einem Gästezimmer, sondern im Pferdestall. Hier ruhten sie bei ihren Pferden auf einer Schütte Stroh. Mit dem Schlaf dürfte es nicht weit her gewesen sein. Schon gegen drei Uhr in aller Frühe wurden die Pferde gefüttert. Die brauchten mehr als eine Stunde, um die große Portion Heu zu fressen. Dann bekamen sie noch Hafer und Wasser. Erst nachdem die Pferde versorgt waren, frühstückten die Fuhrleute.

Gegen fünf Uhr wurde angespannt, und die Fahrt ging weiter. Es war noch dunkel. Die Laterne spendete nur ein schwaches Licht. Es war polizeiliche Vorschrift, eine Lampe mitzuführen. Am Ortsausgang Illingen kam die steilste Wegstrecke den Galgenberg hoch. Diese Straße war zum Teil gepflastert, und das bedeutete wegen der Rutschgefahr für die Pferde allergrößte Anstrengung. Bei regnerischem Wetter oder gar bei Raureif, was in dieser Jahreszeit auch schon mal vorkam, gaben die Fuhrleute den Pferden etwas Halt, in dem sie sie am Halfter fest anpackten und die Tiere durch Zuspruch beruhigten. Wenn die Pferde eines Bauern den Galgenberg einmal nicht schafften, dann spannte der andere seine Pferde vor. So half man sich gegenseitig. War die Höhe erreicht, ging es weiter durch Merchweiler nach Bildstock und Friedrichsthal. Hier war zunächst einmal das Ziel. Mittlerweile war es schon hell geworden, und man hielt am Haus eines Kunden an und lud die ersten Säcke vom Wagen. Die wurden geschultert, in den

Eine wesentliche Erleichterung brachte das Auspflügen der Kartoffeln mit sich. Dann brauchte man die Knollen nur noch aufzulesen und auf die Strau zu legen

Keller getragen und an Ort und Stelle ausgeschüttet. Manche Kellertreppen waren eng und steil, und so war man froh, einige Zentner Kartoffeln gut an den vorgesehenen Platz gebracht zu haben. Es kam auch schon mal vor, dass eine Frau sich ein paar Kartoffeln geben ließ, um sie zu kochen und zu schmecken. Erst dann konnte der Bauer wieder vorbei kommen und einige Zentner abladen. Das war aber die Ausnahme. Eiweiler Grombiere waren von guter Qualität und sehr beliebt. Die Ware wurde bar bezahlt, ein Zentner zu 2,50 Mark, aber umgerechnet in französischer Währung. Seit dem 1. Juni 1923 war im Saargebiet die Frankenwährung amtlich eingeführt. Erst mit der Übergabe des Saargebietes an das Deutsche Reich wurde am 1. März 1935 die Reichsmark eingeführt. Für die viele Arbeit und den mühevollen weiten Transportweg waren die 2,50 Mark ein geringer Ertrag für den Erzeuger. Nach etwa zwei Stunden waren einige Kunden mit Einkellerungskartoffeln versorgt. Auf dem Wagen lagen jetzt 35 leere Säcke und noch etwas Heu und Hafer für die Pferde. Auf der Zu-der-Hand-Seite, das ist die linke Wagenseite in Fahrtrichtung, wurden die Wagendiele umgelegt, und so konnten die Männer bequem darauf Platz nehmen.

Die Heimfahrt konnte beginnen. Jetzt war es für die Pferde leicht, den leeren Wagen zu ziehen. Bekannt ist, dass Zugtiere wie Pferde und auch Kühe auf dem Heimweg ein schnelleres Tempo anschlagen, um in den heimischen Stall zu kommen. Über die hier geschilderte Heimfahrt wird berichtet, dass die Gespanne den Heimweg schon streckenweise, ohne durch die Zügel geführt zu werden, den Weg Richtung Heimat gingen. So schwenkten sie in Illingen vor dem Gasthaus Schorr ohne besonderes Kommando in den Hof ein, weil das ihr Futter- und Ruheplatz war. Es war Mittagszeit. Die Pferde wurden ausgespannt, in den Stall geführt und gefüttert. Danach nahmen die Männer in der Gaststube Platz und stärkten sich mit einem deftigen Mittagmahl. Nach der längeren Mittagspause ging es auf demselben Weg ohne längeren Aufenthalt zurück nach Eiweiler. Dort kamen die Gespanne gegen 22 oder auch erst um 23 Uhr an. Hier hieß wieder die Parole: Zuerst das Pferd, dann der Mann! Man war immer froh, wenn so eine anstrengende Fahrt ohne besonderen Zwischenfall verlaufen war. In einem Herbst

führten die genannten Eiweiler Bauern bis zu 15 solcher Fahrten durch. In guten Jahren ernteten sie ja bis zu 1000 Zentner Kartoffeln, und die mussten verkauft werden.

Am 1. September 1939 begann der Zweite Weltkrieg, der für die ganze Welt verheerende Folgen hatte. In Deutschland wurden Lebensmittelkarten eingeführt und alles rationiert. Bauern mussten auch Zugpferde für die Wehrmacht abgeben. Landwirtschaftliche Erzeugnisse wurden von staatlichen Stellen erfasst und die Bauern zu Abgaben verpflichtet. Eine totale Bewirtschaftung aller Konsumgüter herrschte während der sechs Kriegsjahre. Auch der Verkauf von Kartoffeln hatte damit ein vorläufiges Ende gefunden. Am 8. Mai 1945 endete der schreckliche Krieg. Die folgenden Jahre waren noch von Hunger und Elend geprägt. Als sich Ende der 40er Jahre die Verhältnisse wieder etwas gebessert hatten, nahmen einige Bauern die Kartoffelfahrten zu den alten Kunden wieder auf. Um 1960 begann in Eiweiler die Motorisierung in der Landwirtschaft. Der Traktor ersetzte das Pferdegespann, und eine Fahrt mit 40 und mehr Zentner Kartoffeln konnte bequem in einem Tag erledigt werden. Schon in den 70er Jahren ging der Kartoffelanbau kontinuierlich zurück. Arbeitskräfte fehlten in der Landwirtschaft, weil die jungen Leute anderweitig sichere Arbeitsplätze fanden. Immer mehr Familien gaben die Landwirtschaft auf. Nur einzelne Bauern vergrößerten ihren Betrieb und setzten neue Maschinen ein. Nachdem die Flurbereinigung in Eiweiler durchgeführt war, verlagerte sich der Schwerpunkt in der Landwirtschaft auf die Milchwirtschaft, was wiederum mehr Weideflächen und mehr Felder für den Maisanbau erforderte. Kartoffelfelder verschwanden ganz aus der Gemarkung. Sogar der einzige Eiweiler Bauer kauft die Kartoffeln für den eigenen Bedarf. So haben sich die Zeiten geändert.

Seit mehr als hundert Jahren – Obst- und Gartenbauvereine im St. Wendeler Land

Asweiler und Eitzweiler: Streuobstwiesen als Beitrag zur Dorfverschönerung

Die Obst- und Gartenbauvereine von Asweiler und Eitzweiler sind 116 Jahre alt und gehören damit zu den ältesten im Kreis St. Wendel.

Am 9. Juli 1893 gründeten mehrere Bürger aus Asweiler den »Obstbaumzucht- und Schutzverein«. Am 16. Juli 1893 wählten sie ihren Vorstand. Vorsitzender wurde Johann Jakob Bill.

Am 30. Juli beschlossen die Mitglieder die Vereinsstatuten. Diese bestimmten unter anderem: »Wer in den Verein aufgenommen werden will, darf wegen Obstdiebstahl oder mutwilliger Beschädigung von Bäumen noch nicht bestraft sein. Ein Mitglied, das bei Beschädigung oder Obstdiebstahl betroffen ist, wird sofort aus dem Verein ausgeschlossen und zur Bestrafung angezeigt. Der Vorsitzende hat die ihm angezeigten Obstdiebstähle und Beschädigungen dem Bürgermeister zur Bestrafung anzuzeigen. Unterlässt er dies, so muss er als Vorsitzender zurücktreten oder kann aus dem Verein ausgeschlossen werden.«

Der Rechnungsführer meldete bei der Hauptversammlung 1894 Einnahmen von 30 Mark und Ausgaben von 21,90 Mark. Die Hauptversammlung von 1895 beschloss, Zwetschgenbäume aus der Glan-Gegend zum Stückpreis von 0,40 Mark anzuschaffen. Im Jahr 1896 fasste die Versammlung den Beschluss, Apfelbäume aus Pfeffelbach für 0,80 Mark pro Stück zu beziehen. In der Vereinskasse waren 1897 genau 2,40 Mark.

Der Schriftführer merkte bei der Generalversammlung 1905 an, dass der Verein für die Mitglieder jedes Jahr Obstbäume bestelle, die dann verlost wurden. Zwischen 1922 und 1930 ruhte die

Vereinstätigkeit. Hauptlehrer a. D. Richert berief am 23. Februar 1930 eine Versammlung ein. Da der alte Vorsitzende Johann Jakob Bill verstorben war und Richert aus Altersgründen nicht mehr Schriftführer sein wollte, wählte die Versammlung Karl Bill zum Vorsitzenden und Jakob Bill zum Schriftführer. Der Jahresbeitrag kostete zwei Mark.

In der Versammlung im Jahr 1936 stand unter anderem der Punkt »Allgemeine Ansprache« auf der Tagesordnung. »Eine allgemeine Ansprache fand jedoch nicht statt, anstelle dessen wurde aber eifrig Karten gespielt, was ich hier auf Wunsch unseres Vorsitzenden noch extra betonen möchte, dass diese Unsitte zukünftig unterbleibt in einer Obstbaumversammlung« – das war den Ausführungen im Geschäftsbuch zu entnehmen.

Von Dieter Kremp



In der Versammlung 1937 wurde eine Apfelprobe der Sorten Rheinischer Bohnenapfel, Roter Bellefleur, Ontario, Luxemburger Renette sowie mehrerer lokaler Sorten vorgenommen.

Zwischen 1939 und 1951 ruhte der Verein wieder. Am 10. März 1952 traten mehrere Bürger von Asweiler zusammen, um die Tätigkeit wieder aufzunehmen. 1957 trafen sich die Asweiler mit den Mitgliedern des gleichaltrigen Obst- und Gartenbauvereins Eitzweiler, mit dem Ziel, die beiden Vereine miteinander zu verschmelzen. Dieses Vorhaben wurde jedoch nicht in die Tat umgesetzt.

1968 übergab Otto Weber die Vereinsführung für zwei Jahre an Jakob Wommer. Ihm folgte 1970 Jakob Danneck. 1979 übernahm Werner Gerhart den Vorsitz.

Am 11. und 12. Oktober 2003 feierte der Obst- und Gartenbauverein Asweiler sein 110-jähriges Jubiläum, bei dem der erste Vorsitzende Armin Brust zahlreiche Ehrengäste im Dorfgemeinschaftshaus begrüßen konnte, unter ihnen auch Bürgermeister Wolfgang Alles und den Kreisvorsitzenden Rüdiger Rauber. Auch die Jahreshauptversammlung des Kreisverbandes der Obst- und Gartenbauvereine St. Wendel fand zu Ehren des Jubilars im Dorfgemeinschaftshaus in Asweiler statt. Im gleichen Jahr legte der Verein als Beitrag zur Dorfverschönerung eine Streuobstwiese mit 24 Kern- und Steinobst-Hochstämmen an. Auch die Erhaltung und Fortführung des alten Brauchtums und die Verbundenheit mit der Heimat ist heute noch ein wichtiger Gesichtspunkt. Damit leistet der Verein einen Beitrag zum Erhalt einer gut funktionierenden Dorfgemeinschaft.

Am 30. Juli 1893 wurde der »Obst- und Gartenbauverein Eitzweiler« gegründet. Zu den Gründungsmitgliedern gehörten Jakob Wommer, Jakob Linn III., Ludwig Seibert, Ludwig Küntzer, Jakob Konrad, Christian Mohr, Jakob Seibert III., Jakob Küntzer, Junior Jakob Wommer, Lehrer Albert Kreuzmann, Ludwig Küntzer, Jakob Loch, Karl Schank und Johann Klemm. Die Versammlung wählte Jakob Wommer zum Vorsitzenden, Albert Kreuzmann zum Schriftführer und Jakob Loch zum Rechnungsführer. Die Gründungsmitglieder verabschiedeten eine Satzung mit 17 Paragrafen, die von Bürgermeister Köhler in

Nohfelden am 7. August 1893 genehmigt wurde. Bis zum 15. November 1932 fehlen weitere Unterlagen. Der Verein muss zwischen 1922 und 1932 geruht haben. Vorsitzender wurde 1932 Emil Otto Hornberger, später – nach Rücktritt des gesamten Vorstandes – Hugo Seibert. Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges unterband die französische Besatzung zunächst jede Vereinstätigkeit. 1947 erlaubten die Franzosen die Wiederbelebung des Vereins, was im Ort durch die »Dorfschelle« bekanntgemacht wurde. Den Vorsitz übernahm Jakob Herz. Ihm folgten 1952 Jakob Ludwig Küntzer, 1954 Emil Küntzer.

1952 richtete der Verein eine Kelter ein und begann mit der Herstellung von Apfelsaft. 1953 befasste sich der Verein mit der Dorfverschönerung. 1955 wurden Obstbaumspritzen angeschafft. Ernst Linn sen. wurde 1960 Vorsitzender. In den 50er und den frühen 60er Jahren fand der Verein großen Zuspruch bei der überwiegend bäuerlichen Dorfbevölkerung. Mit der Veränderung der Beschäftigungsstruktur kam es zur Stagnation in der Entwicklung des Vereins. Erst am 13. September 1970 reaktivierte der damalige Ortsvorsteher Ernst Linn mit einem neu gewählten Vorstand die alte Organisation. Die Mitglieder ernannten Ernst Linn zum ersten Vorsitzenden. Es wurden neue Werkzeuge und Geräte für den Verein angeschafft und an die Dorfbevölkerung ausgeliehen. Am 22. Februar 1975 stimmte die Generalversammlung einer Satzungsänderung zu. Aus dem Obst- und Gartenbauverein entstand der »Verein der Garten- und Naturfreunde Eitzweiler«. Friedel Wommer übernahm am 20. Januar 1979 den Vorsitz. Weitgehend ohne fremde Hilfe errichteten die Mitglieder 1992 einen neuen Kelterraum im Dorfgemeinschaftshaus.

Der 100-jährige Geburtstag des Vereins wurde am 11. und 12. September 1993 parallel zum Erntedankfest gefeiert. 1996 wurde von den Garten- und Naturfreunden Eitzweiler eine große Streuobstwiese angelegt, wo jetzt über 50 Obstbäume stehen. Hier sind Jahr für Jahr zahlreiche Helfer bei vielen Arbeitseinsätzen tätig und es werden Baumschnittkurse durchgeführt. 2000 wurde dann eine Schutzhütte an der Streuobstanlage errichtet. Ein Schaukasten und eine Info-

tafel bereichern sie. Die Obstpresse im Kelterraum im Dorfgemeinschaftshaus, die aus dem Jahr 1937 stammte, wurde erneuert. Jedes Jahr im Frühjahr sind die Vereinsmitglieder beizeiten unterwegs, um die zahlreichen Nistkästen in verschiedenen Teilen der Gemarkung zu säubern. Beim 110-jährigen Jubiläum 2003 wurden im Beisein von Bürgermeister Wolfgang Alles und Ortsvorsteher Gerald Linn treue Mitglieder geehrt.

Für seine Verdienste um den Obst- und Gartenbau wurde Friedel Wommer, der viele Jahre lang Vorsitzender des Vereins war und heute noch Kassenwart, Geräte- und Kelterwart ist, im Frühjahr 2008 mit der Goldenen Rose des Verbandes der Gartenbauvereine Saarland/Rheinland-Pfalz e. V. ausgezeichnet.

Freisen: Erntegut wurde mit dem »Fieseler Storch« nach Trier auf den Markt geflogen

Obstbau gab es in Freisen schon seit langer Zeit, wenn er auch nicht geordnet war. Im Sommer 1902 wurde der Obst- und Gartenbauverein von den Lehrern Heinrich Tinette und Johann Petri gegründet. Bereits 1906 wurde das erste Kelterhaus an den Dreschschuppen angebaut. Aus verschiedenen Obstarten kochte man schon damals den beliebten Latweg. Er galt als sehr nahrhafter Brotaufstrich für die Wintermonate. Während des Ersten Weltkrieges wurde der Latweg ein wichtiger Bestandteil der Ernährung. Die Vereinstätigkeit ruhte, da fast alle Männer im Krieg waren. Nach Kriegsende und Gefangenschaft wurde der Verein neu belebt. Er begann nun, durch praktische Unterweisungen den Obstbau zu ordnen und zu intensivieren. Am 30. Januar 1927 gab er sich auf der Generalversammlung seine erste Satzung. Erster Vorsitzender war Nikolaus Bier, Kassierer Michael Jung, Schriftführer Franz Stock, erster Beisitzer Johann Schmitt. In dieser Satzung war noch von der Pflicht zum Schutze und zur Pflege von Obstgehölzen die Rede und von der Verpflichtung unter Strafandrohung, jeden Frevel an Obstbäumen und jeglichen Obstdiebstahl zur Anzeige zu bringen. Anfang der 30er Jahre, in der Zeit der großen Arbeitslosigkeit, entstanden mehrere Gemeinschaftsanlagen von Obst- und Gartenbaukulturen: auf dem Kahlenberg eine für

Sauerkirschen, in der Hohl für Erdbeeren und im Stäbel ebenfalls für Erdbeeren und für Gemüse. Nach dem Zweiten Weltkrieg verfielen diese Anlagen mehr und mehr; vorher aber waren sie von großer Bedeutung gewesen und hatten einen guten Ruf gehabt. Das zeigte sich darin, dass man das Erntegut direkt von den Anlagen sogar mit dem Flugzeug (Fieseler Storch) abholte und nach Trier zum Markt brachte.

Im Krieg und in den Jahren danach versuchte jeder, etwas für den Tisch anzupflanzen. Jedes noch so kleine Fleckchen Erde wurde mit Kartoffeln, Gemüse, Hackfrüchten und Salat bepflanzt. Im Kelterhaus und in Privathäusern wurde aus Zuckerrüben und auch aus Runkelrüben »Harzschmier« gekocht. Die Blumen wurden aus den Gärten verdrängt. Doch auch diese Zeit ging langsam vorbei und das Gartenbild wandelte sich schnell. Dort, wo im Vorjahr noch Kartoffeln angebaut worden waren, pflanzte man vereinzelt wieder Blumen und Stauden. Jetzt begann auch die Zeit, wo das Fachwissen auf allen Gebieten durch Belehrungen erweitert wurde. Alte und nicht mehr ertragreiche Obstbäume wurden durch Neuanpflanzungen ersetzt, aber auch Ziersträucher und Rosen zogen in die Gärten ein. Das Wetteifern um den schönsten Blumengarten begann. Die Vereinsführung griff allzu gerne dieses Streben auf und steigerte es noch durch Blumenwettbewerbe und Obstbauausstellungen. Der 1961 ins Leben gerufene Dorfverschönerungswettbewerb brachte ein weiteres Gebiet, auf dem der Verein tätig wurde. Ortsverschönerung, Heimat- und Landschaftspflege, Natur- und Umweltschutz erweiterten sein Spektrum. Im Jahre 1965 wurde ein neues Kelterhaus gebaut. Den neuen Aufgaben wurde Rechnung getragen, und der Name des Vereins wurde am 1. März 1973 in »Verein der Garten- und Naturfreunde Freisen 1902« geändert. Im gleichen Jahr wurde bei einem Waldfest die Schutzhütte Hellerberg der Öffentlichkeit übergeben. Ruhebänke wurden an den Wanderwegen und Rastplätzen aufgestellt, und sowohl im Ort wie auch außerhalb wurden Bäume gepflanzt.

Legendär ist die Person von Leo Schmitt, der von 1972 bis 2002 30 Jahre lang als erster Vor-

sitzender die Geschicke des Vereins lenkte. Zu den Hauptanliegen der letzten Jahre gehörte die Sanierung und Substanzerhaltung des Kelterhauses. Die Außenanlagen wurden neu gestaltet. In Zusammenarbeit mit dem örtlichen Naturschutzverein wurden in den letzten Jahren über 60 Obstbäume im Neubaugebiet »Heidenhügel« gepflanzt und die alten Obstanlagen mit über 200 Obstbäumen in Schnittkursen verjüngt. Wie in jedem Jahr feiert der Verein sein traditionelles Sommerfest an Maria Himmelfahrt. An jedem ersten und dritten Mittwoch im Monat findet im Kelterhaus ein Stammtisch statt. Der heutige erste Vorsitzende ist Berthold Weiten.

Oberkirchen: Partner des Lokalwarenmarktes St. Wendeler Land

In der Wirtschaft von Nikolaus Dausend wurde am 13. April 1902 von 30 Bürgern des Weiselbergdorfes Oberkirchen ein Obstbauverein gegründet. So heißt es in der Nahe-Blies-Zeitung vom 14. April 1902. Sinn und Zweck der Gründung war wohl, mehr Obstbäume anzupflanzen, um eine bessere Versorgung für die Einwohner zu gewährleisten. Die Gründer wurden nicht genannt. Die Vereinstätigkeit muss aber auf einen guten Nährboden gefallen sein, denn noch heute stehen auf der Gemarkung Oberkirchen alte Bäume aus dieser Zeit wie Weinbirnen, Winterbirnen, Grauäpfel und Kernäpfel. Durch die Wirren des Ersten Weltkrieges erlahmte die Vereinstätigkeit allerdings deutlich und lebte, so einige Berichte, 1918 wieder auf.

Eine Vereinschronik, die über die Zeit von der Gründung bis zum Jahr 1928 berichtet, gibt es nicht. Somit ist auch nicht feststellbar, wer dem Verein als erster Vorsitzender vorstand. Erst später werden Rektor Wendel Recktenwald und Nikolaus Forster als Vorsitzende erwähnt. Durch Wendel Recktenwald bekam der Verein neuen Auftrieb. Man befasste sich mit der Veredelung von Rosen und dem Umpfropfen von Obstbäumen. Die Mitgliederzahl stieg 1932 von 38 auf 74. Zum zweiten Vorsitzenden wurde Jakob Schmidt aus Haupersweiler gewählt. Der monatliche Beitrag wurde von 20 auf 10 Pfennig ermäßigt.

In der Generalversammlung im Januar 1934 wurde beschlossen, einen Baumschnittkurs abzu-

halten, um den Mitgliedern das Beschneiden der Bäume und die Veredelung vorzuführen. Zur Bekämpfung von Schädlingen wurde eine tragbare Spritze beschafft. Wendel Recktenwald stand bis zum Beginn des Zweiten Weltkrieges als Vorsitzender zur Verfügung. Während der Kriegsjahre ruhte das Vereinsleben. 1948 rief der damalige Bürgermeister von Oberkirchen, Philipp Müller, den Verein neu ins Leben. In Oberkirchen waren noch alte Baumschulen aus den zwanziger Jahren vorhanden, zum Teil jedoch unter Hecken verborgen: vorm Bahnhof Süd, vorm Weiselberg und am Pitzerech. Diese alten Bäume, die nun schon zwei Kriege überstanden hatten, bringen auch heute noch Obst in reicher Menge. »Alte und kranke Obstbäume müssen gekennzeichnet werden. Die Obstbäume, die zu entfernen sind, sind mit einem Kalkanstrich kenntlich zu machen und der Besitzer ist zu notieren. Der Feldhüter ist aufgefordert, ein Gefäß mit Kalk und Pinsel mitzuführen. Das Ergebnis der dünnen und kranken Bäume muss dem Amtsbürgermeister mitgeteilt werden«, lautete der Auftrag des Bürgermeisters.

In der Generalversammlung 1951 wurde der Bau der Obstverwertungsanlage beschlossen, die heute zu den größten im Kreis St. Wendel zählt. Im Jahr 1952 wurden dann zwei Brennkessel angeschafft. Die Schnapsbrennerei lief auf Hochtouren. 1956 wurde die Anlage um die Süßmostanlage erweitert. Die Süßmostanlage wurde immer mehr in Anspruch genommen. Die einfache Presse und die Krotzleranlage reichten nicht mehr aus. Eduard Becker führte dann den Verein bis 1985. Während seiner Amtszeit wurden viele Reparaturen durchgeführt sowie eine neue Süßmostanlage angeschafft. Des Weiteren wurde der Grundstock zur Anschaffung einer neuen Brennerei gelegt. Diese wurde von dem neuen ersten Vorsitzenden Klaus Müller im ersten Jahr seiner Amtszeit verwirklicht. Für ein besseres Ansehen und mehr Hygiene sorgten geflieste Böden und der Bau der Sanitäranlagen. Der Verein bemühte sich auch sehr um den Erhalt der alten Obstanlagen und um Neuanpflanzungen.

Unter der Vorstandschaft von Helmut Aulenbacher hat sich der Verein der Obstverwertungsgenossenschaft angeschlossen. Seither wird der

Apfelsaft des Vereins in einheitlichen Flaschen des Verbandes der Fruchtsaftindustrie abgefüllt.

In der Zeit wurde die gesamte Außenanlage des Kelterhauses erneuert und überdacht, das Kelterhaus wurde renoviert, aufgestockt und das Dachgeschoss als Schulungsraum ausgebaut. Die gesamte Kelteranlage wurde auf den neuesten Stand gebracht. Die Brennerei, ein Aushängeschild des OGV Oberkirchen, erzeugt diverse Schnäpse wie Weiselberg-Kirsch, Mirabellen-, Quitte-, Birne-, Zwetschgen- und Kräuterschnaps, verschiedene Liköre ohne Aromastoffe, Viez und Fruchtsaftaufstriche. Der Obst- und Gartenbauverein Oberkirchen ist seit einigen Jahren Partnerbetrieb im Lokalwarenmarkt St. Wendeler Land. Alljährlich wird das Weiselberger Blütenfest im Mai gefeiert, und es werden Pflanzaktionen von Obstbäumen und Sträuchern und Baumschnittkurse durchgeführt.

Urexweiler: Gegen Obstdiebstahl und Baumfrevel

Der Obst- und Gartenbauverein Urexweiler ist mit 105 Jahren einer der ältesten Gartenbauvereine im Landkreis St. Wendel. Aus den Statuten geht hervor, dass er im Jahre 1904 als »Geflügelzucht- und Obstbauverein« gegründet wurde.

Die erste Satzung beschrieb die Ziele so: »Um die Geflügelzucht und den Obstbau, die beide noch viel am hiesigen Orte zu wünschen übrig lassen, zu heben, beschlossen eine Anzahl hiesiger Bürger einen Verein zur Hebung dieser beiden landwirtschaftlichen Nebenbetriebe zu gründen unter dem Namen Geflügelzucht- und Obstbauverein Urexweiler.« Zweck war die Förderung der Zucht von Geflügel, Sing- und Schmuckvögeln sowie von Obstbäumen, ferner der Schutz der Vögel und der Obstbäume. In der Gründungssatzung heißt es auch: »Um dem hier bedeutend verbreiteten Obstdiebstahl und Baumfrevel mit Erfolg entgegen zu treten, ist jedes Mitglied unbedingt verpflichtet, jeden ihm bekannten und von ihm bemerkten Obstdiebstahl und jede Baumbeschädigung ohne Ansehen der Person dem Verein zur Anzeige zu bringen. Schiebt er sie länger als acht Tage auf, so wird er innerhalb des Vereins mit zwei Mark bestraft.«

Erster Vorsitzender des Vereins war Nikolaus Groß, der das Amt bis 1924 innehatte. Die Kombination Gartenbau und Kleintierzucht war keine Ausnahme, sondern auch in anderen Orten zu finden. Viele Urexweiler Bürger waren im Rahmen der Industrialisierung zum »Bergmannsbauern« geworden. Wenn keine Kuh gehalten werden konnte, so war es doch die Ziege oder sonstiges Kleinvieh, das neben dem Garten die Ernährung der Familie absicherte.

Während der Zeit des Zweiten Weltkrieges stellte der Verein seine Tätigkeit ein. 1948 wurde Nikolaus Mehle zum Vorsitzenden gewählt. Man widmete sich jetzt verstärkt der Herstellung von Apfelsaft. Bis 1960, als ein neues Kelterhaus entstand, war die Kelteranlage im Anwesen von Maria Burg untergestellt. Peter Fuchs war von 1952 bis 1973 Vorsitzender. In seine Zeit fiel der Neubau der noch bestehenden Kelteranlage. Da der Verein nicht über das nötige Geld für den Neubau verfügte, zeichneten fast alle Mitglieder Anteilsscheine. So kamen 90 Prozent der erforderlichen Bausumme zusammen. Im August 1961 wurde das neue Obstverwertungshaus eingeweiht. Von 1973 bis 1994 führte Helene Jost als Vorsitzende die Geschäfte des Vereins, der jetzt Obst- und Gartenbauverein Urexweiler hieß. In ihrer Amtszeit wurde die Kelteranlage mehrmals erneuert und den modernsten Gegebenheiten angepasst. So wurde eine Gasfeuerung eingebaut, zur Safterhitzung eine »Baumannsche Glocke« angeschafft und eine moderne Filter- und Abfüllanlage eingebaut. Helene Jost hat nicht nur große Verdienste um den Obst- und Gartenbauverein Urexweiler, sondern leitete viele Jahre lang als Vorsitzende den Kreisverband der Obst- und Gartenbauvereine St. Wendel.

Um den Nachwuchs braucht sich der Obst- und Gartenbauverein Urexweiler keine Sorgen zu machen. Die jährlichen Kürbiswettbewerbe mit der Grundschule und dem Kindergarten sorgen auch dafür, dass Eltern in den Verein eintreten.

Am 6. Juni 2004 feierte der Verein in der Mehrzweckhalle in Urexweiler sein 100-jähriges Jubiläum. Verbunden mit dem Fest waren ein großer Garten- und Blumenmarkt sowie Führungen durch Gartenanlagen.

Der Martinshof in Osterbrücken, der saarländische Bio-Pionier

Von Dieter Kremp

Der Martinshof in Osterbrücken ist heute der größte Biolandhof im Saarland. Er betreibt ökologischen Landbau mit Ziegenmolkerei, Metzgerei und einem Stadtladen in Saarbrücken.

Die Idee entstand zu Beginn der 80er Jahre. Die Martin-Ott-Stiftung e.V., eine »Vereinigung zum Schutze von Umwelt, Natur und Mensch«, betrieb damals eine private Bildungseinrichtung, verlieh den ersten saarländischen Umweltpreis, bot Kurse an zu Themen des Naturschutzes, des ökologischen Gartenbaus und des Umweltschutzes und gab eine Reihe eigener Themenhefte heraus. Zur Vervollständigung des Angebotes sollte ein Biohof aufgebaut werden, um die Theorie in die Praxis umzusetzen. Der Initiator der Martin-Ott-Stiftung, der ehemalige Möbelhändler und Hobbyschafhalter Klaus Ott, und der Diplom-Agraringenieur Gerhard Kempf gründeten im Juni 1984 den Hof. Als Grundstock waren damals zehn Hektar Wiesen und 70 Schafe vorhanden. Im Herbst 1984 wurden die ersten Bauanträge eingereicht, und 1985 entstand der erste Stall, in dem heute die Ziegenherde untergebracht ist.

Der Martinshof sollte eine möglichst große Vielfalt an ökologischen Lebensmitteln produzieren und diese in eigener Regie verarbeiten und vor Ort vermarkten. Neben der kleinen Schafherde kamen in den ersten Jahren viele andere Nutztiere wie Ziegen, Hühner, Gänse, Kaninchen, Schweine und Kühe hinzu. Für diese Tiere wurde 1985 ein weiterer Stall gebaut. Das Gebäude wurde für die Unterbringung von Maschinen und Futtermitteln erweitert. 1991 wurde der Ziegenstall vergrößert und ein dritter Stall kam hinzu. Für die Gemüseproduktion wurden zwei Gewächshäuser errichtet.

1986 pachtete der Betrieb in Leitersweiler eine Hofstelle und konnte so die landwirtschaftliche Nutzfläche auf 60 Hektar erweitern. Im Laufe der Jahre wurde vieles ausprobiert, aber nach und nach wurde die Produktion auf das Wesentliche und vor allem auf das Machbare reduziert. Man beschränkte sich auf die Haltung von Ziegen und einer Mutterkuhherde. Für diese Tiere wurde Futtergetreide angebaut, zusätzlich auch noch etwas Brotgetreide. Auch der Gemüseanbau wurde wieder aufgegeben. Im Gegenzug kooperiert jetzt der Martinshof mit den Bioland-Kollegen der Regionen Saarland und Rheinland-Pfalz, um auch weiterhin über eine Vielfalt an regional erzeugten ökologischen Lebensmitteln verfügen zu können. 1997 wurde der Wiesenhof in Osterbrücken hinzugepachtet. Damit wuchs die landwirtschaftliche Nutzfläche auf 100 Hektar. Nun waren auch ausreichend Gebäude vorhanden, um alle Maschinen und Futtermittel unterzubringen.

Parallel zu den Stallbauten wurde 1985 ein massives Gebäude errichtet, in dem die Käserei, die Metzgerei und der Hofladen untergebracht wurden. Das war der Grundstock für die Verarbeitung, der bis 1996 genutzt wurde. In diesem Jahr platzte alles aus den Nähten. Der erste BSE-Skandal gab der Vermarktung des Martinshofes einen großen Schub und ermöglichte den Umbau der kompletten Verarbeitung. Bis auf die Käserei fand nun alles einen neuen Platz.

Einer der Ställe wurde zum Logistik-Zentrum: Hier lagerten die Lebensmittel, die für die Kunden des Lieferservices verpackt wurden. Im ehemaligen Hofladen und in einem Neubau wurde die Metzgerei eingerichtet.

Ursprünglich war die Vermarktung auf den Verkauf ab Hof ausgelegt, dann kamen der St. Wendeler Wochenmarkt und im Laufe der Zeit weitere Märkte bis hin nach Saarbrücken dazu. 1987 legte der Martinshof mit einer wöchentlichen Saarlandtour den Grundstein für den Lieferservice, der heute im gesamten Saarland, in der Pfalz, in Teilen Lothringens und in Luxemburg über 600 Kunden bedient. 1998 wurde ein weiterer Schritt mit der Eröffnung des Stadtladens mit Bistro in der Diskontopassage im Zentrum von Saarbrücken getan.

Die steigende Produktivität der Landwirtschaft ließ den Martinshof weitere Absatzwege für die Ziegenmilchproduktion suchen. Heute beliefert er Naturkostgroßhändler von Freiburg bis Berlin.

Die Ziegenmolkerei

Auf dem Hof selbst werden 120 Ziegen in zwei Ställen gehalten. Zusammen mit den Ziegen weiterer Höfe steht die Milch von mehr als 300 Ziegen für die hofeigene Molkerei zur Verfügung. Hier wird ausschließlich Ziegenmilch verarbeitet. Die besondere Qualität von Trinkmilch, Joghurt und Quark ist das Ergebnis von über 20 Jahren Erfahrung in der Milchziegenhaltung und der Verarbeitung. Artgerechte Tierhaltung in luftigen Ställen und auf kräuterreichen Weiden, abwechslungsreiches Biolandfutter und hygienische Milchgewinnung bilden die Grundlage für eine besondere Produktqualität. Der Martinshof-Ziegenquark wurde bereits mit dem DLG-Preis in Gold und der Joghurt mit dem DLG-Preis in Silber ausgezeichnet.



Die Metzgerei

Die Biolandmetzgerei verarbeitet bereits seit 1986 Rind-, Schweine-, Lamm- und Geflügelfleisch zu vielfach prämierten Wurst- und Schinkenspezialitäten. Das Fleisch stammt vom Martinshof und von weiteren Biolandhöfen im Saarland und Rheinland-Pfalz. Biolandfleisch, Biogewürze und Verzicht auf Phosphat und Verzicht auf andere Zusatzstoffe garantieren ein ursprüngliches Geschmackserlebnis. Nicht nur die DLG-Medaillen in Gold, Silber und Bronze, sondern auch die Auszeichnung als eine der 500 besten Metzgereien Deutschlands durch die Zeitschrift »Der Feinschmecker« zeugen von der besonderen Qualität der Martinshof-Metzgerei.

Der Stadtladen in Saarbrücken

Seit Herbst 1998 führt der Martinshof in der Karstadtpassage im Zentrum von Saarbrücken einen Stadtladen. Hier findet man vor allem Frischprodukte aus kontrolliert-ökologischem Anbau: Obst- und Gemüse, Käse, Milchprodukte und dazu die ganze Palette der hofeigenen Bioland-

Fleisch- und Wurstspezialitäten. An einer sieben Meter langen Frischetheke werden kontrolliert-ökologische Produkte angeboten. Und davon ist alles, außer Käse und Antipasti, aus eigener Herstellung. Auf 350 qm lagert hier ein großes Naturkostsortiment der gehobenen Qualitätsstufe, von Wein über glutenfreie Produkte bis hin zur Tiernahrung. An der Back- und Bistro-Theke kann man täglich frische Vollkornprodukte, aber auch die hausgemachten Suppen und Salate genießen.

Die Arbeitsweise des Martinshofes

Die Bewirtschaftung der 125 Hektar landwirtschaftlicher Nutzfläche und die Tierhaltung erfolgen im Einklang mit der Natur nach den Prinzipien des ökologischen Landbaus. Im Ackerbau wird konsequent auf den Einsatz von synthetischen Dünge- und Pflanzenschutzmitteln verzichtet. Durch eine vielfältige Fruchtfolge, Grünbrache und den eigenen Stallmist wird die Bodenfruchtbarkeit gefördert. Der Martinshof baut Brotgetreide, Roggen und als Futtermittel Triticale und Hafer an. Eine staatlich zugelassene

Kontrollfirma und der Verband Bioland überprüfen regelmäßig, dass er nur ökologisch bewirtschaftet wird und damit gesunde Lebensmittel erzeugt. Mutterkühe und Milchziegen leben mit ihrer Nachzucht artgerecht auf Stroh in geräumigen Laufställen und haben während der Vegetationszeit Weidegang. Leistungsförderer oder Antibiotika werden nicht eingesetzt. Die Tiere bekommen nur hofeigene Futtermittel.

Der Martinshof wird bewirtschaftet und geleitet von den Agraringenieuren Dr. Dietrich und Ines Philipczyk und Gerhard und Monika Kempf.



Das Hofgut Imsbach oder Napoleon und die Hinterwälder

Das Hofgut Imsbach bei Theley im Schaumberger Land ist ein beliebtes Ausflugsziel. Mit seiner noch heute erkennbaren Park- und Gartengestaltung und seinem teilweise alten Baumbestand ist es ein repräsentatives Beispiel für eine gutsherrliche Anlage des frühen und mittleren 19. Jahrhunderts. Das Hofgut blickt auf eine rund 700-jährige bewegte Geschichte zurück. Seine Blütezeit erlebte es zu Beginn des 19. Jahrhunderts unter der Familie Lapointe. Und Napoleon Bonaparte kommt dabei eine besondere Bedeutung zu, wie wir noch sehen werden.

Wechselnde Eigentümer und sich wandelnde Nutzungen haben das Hofgut und sein Umfeld über die Jahrhunderte geprägt. Der Bogen spannt sich dabei von der Landwirtschaft über die Verwendung als Justizvollzugsanstalt bis hin zur Einrichtung eines saarländischen Ökologiezentrums. In den letzten Jahren sind mit der Übernahme des Hofguts durch die Naturlandstiftung Saar (NLS) und deren Tochtergesellschaft Naturland Ökoflächen-Management GmbH (ÖFM) die biologische Landwirtschaft und die Wiederbelebung des ehemaligen Landschaftsparks, in dem die Hinterwälder eine besondere Rolle spielen, in den Vordergrund gerückt. Das Hofgut Imsbach hat dadurch

beträchtlich an Attraktivität gewonnen und hat sich zu einem wahren Kleinod im Schaumberger Land entwickelt.

Von Axel Didion

Historische Entwicklung des Hofguts Imsbach

Die folgenden Ausführungen zur historischen Entwicklung des Hofguts gehen auf eine umfassende Bestandsaufnahme und Analyse zurück, die der Historiker Johannes Naumann 2008 im Auftrag der ÖFM gemacht hat (Naumann 2008).



Die Vor-Lapointsche Phase

Die Siedlung ist wohl im Hochmittelalter entstanden. Erstmals urkundlich erwähnt wird sie 1310, als Herzog Ferry von Lothringen seinen Vasallen Arnold von Sierck unter anderem auch mit Imsbach belehnt. Etwa um 1350 fällt der Ort wüst und der Siedlungsplatz wird aufgegeben, wohl infolge einer Pestepidemie.

Der Name »Hofgut« Imsbach taucht zum ersten Mal 1585 auf. Das verwaiste Dorf wird zur Hofsidlung ausgebaut, deren Güter ein Amtmann als Teil seines Gehaltes nutzt. Im Dreißigjährigen Krieg wird das Hofgut zerstört. Um 1715 baut der lothringische Amtmann Gaspard Le Payen es wieder auf und verpachtet es an Hofmänner. Das alte Hofhaus, das auch heute noch besteht, stammt aus dieser Zeit. Um 1750 wird das Hofgut von mehreren Familien bewohnt. Auch ein herrschaftlicher Jäger wird neben den Pächtern, Knechten und Mägden aufgeführt. In der Aue des Imsbachs südwestlich des Hofguts wird auch eine Mühle erwähnt (Imsbacher Mühle, später Rodmühle genannt), die Ende des 19. Jahrhunderts aufgegeben wurde und auf die heute noch die Lagebezeichnung »An der Mühle« hinweist. Um 1785 gehören 505 Hektar zum Hofgut, das von 46 Personen bewohnt wurde. Um 1792/1793 wird das Hofgut im Zuge der Französischen Revolution zum Nationalgut erklärt.

Die Lapointesche Epoche

1812 schenkte Napoleon das Hofgut seinem Offizier Charles Louis Narcisse Lapointe, einem Colonel de Cavallerie, der sich in vielen Schlachten höchste Verdienste erworben hatte. Die Schenkung umfasste eine Fläche von 326 Hektar 24 Ar und 48 Quadratmeter. Lapointe ließ ein neues Wohnhaus mit schlossartigem Charakter bauen. Es beginnt eine knapp 120-jährige Phase, die das Hofgut und sein Umfeld stark geprägt haben und deren Auswirkungen auch heute noch erkennbar sind. Insbesondere die Anlage und Gestaltung eines Landschaftsparks fällt in diese Zeit.

Nach dem Sturz Napoleons wird das Gebiet im Rahmen einer Neuordnung auf dem Wiener Kongress 1815 dem Königreich Preußen zugesprochen. Als Entschädigung für Verluste im Zuge der

Befreiungskriege erhält der Herzog von Oldenburg einen Landstrich um Birkenfeld, zu dem auch die Imsbach gehört. Das Hofgut blieb jedoch weiterhin im Besitz der Familie Lapointe. 1844/45 besuchte der Großherzog von Oldenburg sein Fürstentum Birkenfeld und auch das Hofgut Imsbach. Es wurde damals folgendermaßen beschrieben (BALDES 1911):

»Der Imsbacher Hof, bei Selbach im Amtsbezirk Nohfelden gelegen. Derselbe, von dem jetzigen Besitzer Herrn Lapointe, bedeutend erweitert und verbessert, enthält beinahe 1.300 Morgen, darunter 533 Morgen Niederwald, 131 Morgen Wiesen- und 619 Morgen Acker-Ländereien. Man findet hier großartige Ökonomie-Gebäude, eine Mahlmühle, Schmiede, Maschinen zum Säen und Dreschen etc. Es wird vorzüglich Korn, Hafer, Gerste, Buchweizen, Hülsenfrucht und auch Kartoffeln gebaut; der Viehbestand zählt 70–80 Stück Rindvieh und 25–30 Pferde.«

Nach dem Tod von Charles L. N. Lapointe am 31. Juli 1855 erbte sein Enkel Louis Albert Lapointe das Gut. Er heiratete 1876 Bertha Wilhelmine Böcking. Das Hofgut wird in der Folgezeit umfassend erneuert. Nach dem Tod von Louis A. Lapointe am 14. Januar 1904 lässt die Witwe unweit der Hofgebäude eine Gutskapelle mit Familiengruft errichten.

Die Nach-Lapointesche Epoche

Nach dem Tod der Witwe Lapointe 1929/1930 verkauften die Erben das stark verschuldete Hofgut. Nach wechselnden Besitzern geht es nach dem Zweiten Weltkrieg in Staatsbesitz über und wird von 1953 bis 1965 als Justizvollzugsanstalt genutzt. Ab 1965 wird das Hofgut an Landwirte verpachtet. 1987 wird es zum »Saarländischen Ökologie-Zentrum Stiftung Hofgut Imsbach« ausgebaut. Die stark heruntergekommenen Gebäude werden umfangreich saniert. 2004 wird es in »Stiftung Natur und Mensch – Saarländisches Ökologie-Zentrum Stiftung Hofgut Imsbach« umbenannt. Nach Erlöschen der Stiftung geht das Hofgut mit seinen unter Denkmalschutz stehenden Gebäuden und den umliegenden Hofflächen 2006 in das Eigentum der Naturlandstiftung Saar und ihrer Tochtergesellschaft Naturland

Ökoflächen-Management GmbH über. Sie haben 2007 damit begonnen, auf dem Hofgut und in seiner Umgebung einen Landschaftspark im Stil des 19. Jahrhunderts in moderner Interpretation zu rekonstruieren und die unter Denkmalschutz stehenden Gebäude zu renovieren.

Der Landschaftspark

Naumann (2008) kommt in seiner Bestandsaufnahme der historischen Entwicklung des Hofguts Imsbach anhand der Archivalien, der baulichen Relikte und des heute noch vorhandenen Baumbestands zu dem Schluss, dass eine parkähnliche Anlage in Form eines Englischen Gartens ab dem frühen 19. Jahrhundert unter der Familie Lapointe existierte. Der Englische Garten oder Landschaftsgarten entstand im 18. Jahrhundert als bewusster Gegensatz zum Barockgarten. Während der Barockgarten die Natur gleichsam unterwarf, indem er sie der Architektur vollkommen unterordnete und in geometrisch exakte Formen (Hecken, Beete etc.) zwang, orientierte sich die Gestaltung der Englischen Gärten an dem, was die Natur an natürlichen Gegebenheiten zu bieten hatte. Während sich in den Barockgärten die Macht des Menschen über die Natur ausdrückte, wurden die Englischen Gärten so genutzt, dass sie im Einklang mit den natürlichen Gegebenheiten standen. In diesem Sinne wurde auch die Parkanlage auf dem Hofgut Imsbach in über 120 Jahren angelegt und stetig weiterentwickelt.

Naumann (2008) beschreibt eine Reihe von Gestaltungselementen des Lapointe'schen Landschaftsparks. Neben dem Herrenhaus, der Hofanlage, dem Turm und der Brunnenanlage zählt er unter anderem auch die Gutskapelle, die Imsbacher Mühle und die Wasserbauten auf. Einen aufschlussreichen Einblick der Gutsanlage zu jener Zeit vermittelt uns eine Zeichnung, die im Rahmen der oldenburgischen Urvermessung von 1838/1839 angefertigt wurde (Katasteramt St. Wendel). Die gesamte Anlage ist danach von einer Umfassungsmauer eingerahmt und vermittelt ein Bild, das dem heutigen bereits sehr nahe kommt. Die Wirtschaftsgebäude befinden sich vorwiegend im unteren, nordwestlichen Teil der Hofanlage, die Wohn- und Herrschaftsgebäude

im oberen südöstlichen Teil. Auf den neuen, repräsentativen Hauptbau der Lapointes, das Herrenhaus, das auch als Schloss bezeichnet wurde, wird besonders hingewiesen. Der dreigeschossige schlichte Bau kommt ohne großen Prunk daher. Er weist als Besonderheit einen Belvedere auf, einen Dachaufsatz auf dem First des Herrenhauses, der einen Blick in alle vier Himmelsrichtungen freigibt.

Der auffällige Turm in der nordwestlichen Ecke der Gutsanlage wurde vermutlich erst um 1840 errichtet und stellt auch heute noch einen

Die Lapointesche Kapelle nach der Restaurierung



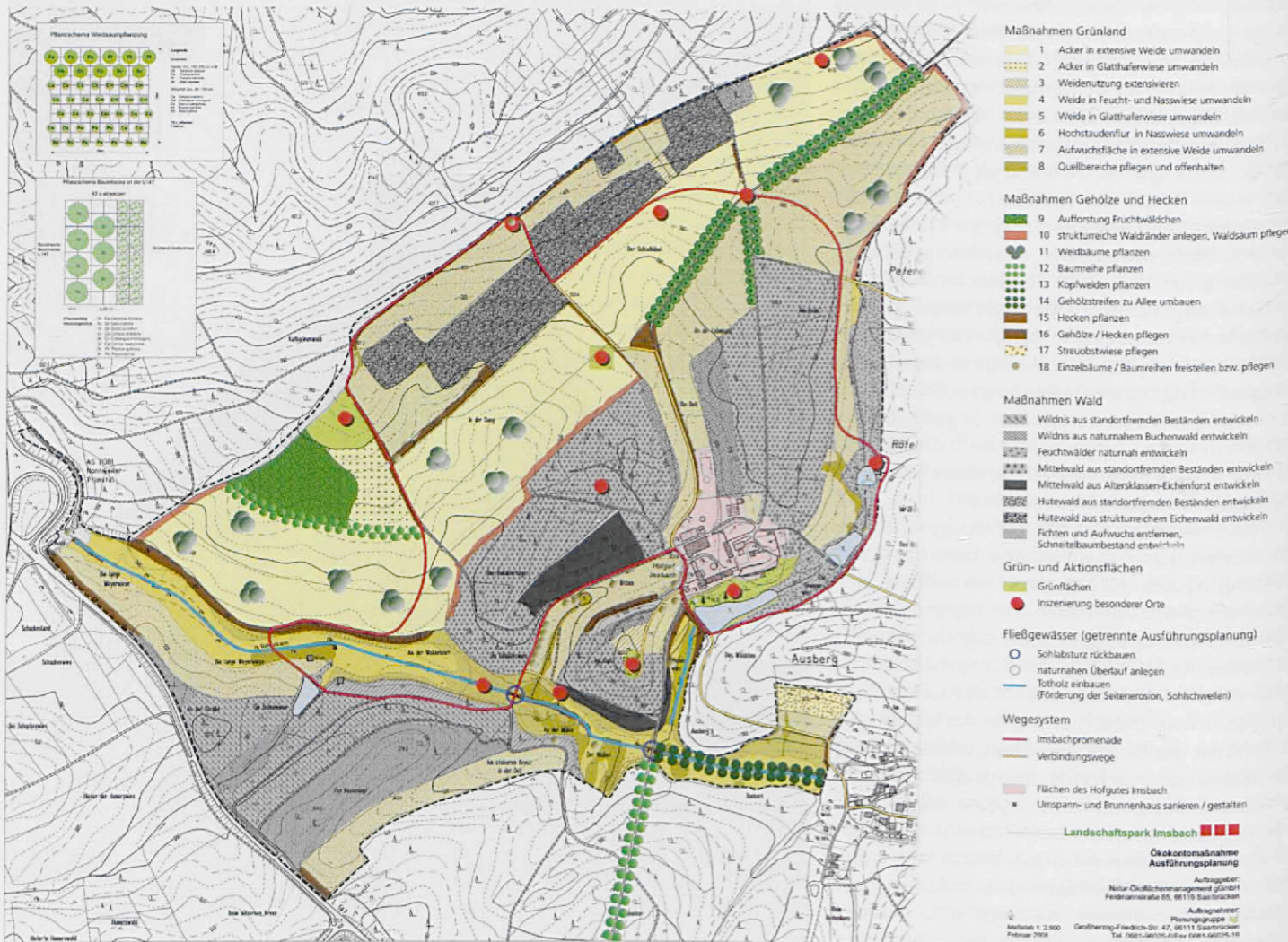


Blickfang dar. Er diente wohl als Taubenhaus. Die Brunnenanlage im oberen Hofteil vor dem Herrenhaus wurde Ende des 19. Jahrhunderts gebaut. Nach Naumann (2008) ist über eine frühere Wasserkunst nichts bekannt. Die viel zu große Einfassung des Brunnens geht auf eine feuerpolizeiliche Maßnahme aus den fünfziger Jahren zurück, als das Hofgut als Gefängnis genutzt wurde.

Auf der Melaphyr-Kuppe südwestlich des Hofes steht die Gutskapelle, die Bertha Wilhelmine Lapointe nach dem Tod ihres Mannes Louis Albert 1904/1905 als Familiengrabstätte erbaute.

Auch die Gebeine von Charles Louis Narcisse, Großvater von Louis Albert, der zunächst auf dem Theleyer Friedhof beerdigt worden war, wurden in die Kapelle überführt. 1929 wurde auch Bertha Lapointe in der Kapelle beigesetzt.

Die Kapelle war immer mehr in Vergessenheit geraten und am Anfang des 21. Jahrhunderts, versteckt hinter Gebüsch und Bäumen, nur noch Eingeweihten bekannt. Sie wäre dem Verfall preisgegeben gewesen, wenn sich nicht auf Initiative von Dr. Rainer Wicklmayr, des Ehrenvorsitzenden der Naturlandstiftung Saar, der



Verein der »Freunde der Gutskapelle Imsbach« gegründet hätte. Seinem Engagement ist es zu verdanken, dass die Kapelle zwischen 2006 und 2007 denkmalgerecht saniert wurde und heute wieder ein kulturhistorisches Schmuckstück im Schaumberger Land darstellt. So wurden unter anderem das Schieferdach erneuert, die Jugendstilfenster restauriert, die Holztäfelung im Inneren der Kapelle aufgearbeitet und der Innenputz aufgefrischt. Beim Betreten der Kapelle springt dem Besucher hinter dem Altar ein neu gestalteter Lebensbaum ins Auge – Symbol für ein fruchtbares Leben und ein lebendiges Denkmal. Die Kapelle erhielt eine neue Beleuchtung und der Kapellenvorplatz wurde neu gestaltet und vergrößert.

In der profanierten Kapelle finden zwar keine Gottesdienste mehr statt, aber sie wird für standesamtliche Trauungen der Gemeinde Tholey genutzt. Die Gutskapelle erfreut sich mittlerweile großer Beliebtheit, wie die Zahlen von 2011 belegen: Allein 79 der insgesamt 111 standesamtlichen Eheschließungen in der Gemeinde Tholey sind in der Gutskapelle auf dem Hofgut Imsbach geschlossen worden!

Auf alten Karten sind verschiedene Wasserstauungen für den Betrieb der Imsbacher Mühle und die Fischzucht erkennbar. Der Stauteich der Imsbacher Mühle trug den Namen »der Pennichsweyher« und ist seit dem 15. Jahrhundert urkundlich bezeugt. Anfang des 19. Jahrhunderts wird der Weiher bei der Mühle in Grünland umgewandelt. In der Imsbachaue in Richtung der Auffahrt zur Autobahn A1 befand sich der Langweiher, der jedoch schon Anfang des 18. Jahrhunderts verlandete. Die heutige Lagebezeichnung »Die lange Weyherwiese« markiert in etwa seine frühere Lage. Ein Quellgrund etwa 230 Meter südwestlich des Hofguts (»In der Behälterwies«) wurde im Zuge der Modernisierung und baulichen Erweiterung der Hofanlage zu Beginn des 19. Jahrhunderts gefasst. Sein Wasser wurde für die Wiesenbewässerung genutzt.

Auf dem Hofgut und in seinem unmittelbaren Umfeld sind heute noch rund 60 Solitär-bäume als Reste des einst viel umfangreicheren Baumbestandes des Landschaftsparks zu finden.

Nach Naumann (2008) liegt das Alter dieser Bäume zum überwiegenden Teil zwischen 130 und 200 Jahren. Dort, wo die Bäume heute noch frei stehen oder wieder aufwändig freigestellt und saniert wurden, stellen sie markante Elemente im und um das Ensemble des Hofguts dar.

Nach den umfangreichen Recherchen Naumanns wurde das Hofgut Imsbach ab dem frühen 19. Jahrhundert von den Lapointes mehr oder weniger intensiv landschaftsgärtnerisch gestaltet. Der Landschaftspark und die Gebäude wurden ab den 1920er Jahren jedoch teilweise vernachlässigt, insbesondere durch Fällung etlicher Parkbäume, Aufforstung bisher landwirtschaftlich genutzter Flächen mit Nadelhölzern, fehlende Pflege der Parkanlage oder Zerfall der Bausubstanz.

Von Napoleon zu den Hinterwäldern

Anfang der 1980er Jahre war das Hofgut in einem sehr schlechten baulichen Zustand. Eine erste umfangreiche Sanierung der Gebäude geht Ende der 80er Jahre auf das neu gegründete »Saarländische Ökologie-Zentrum Stiftung Hofgut Imsbach« zurück, unter dessen Regie auch ein Hotel- und Tagungszentrum mit Gastronomie aufgebaut wurde. Das Hofgut war zu dieser Zeit an Landwirte verpachtet und die Landwirtschaftsflächen wurden intensiv als Acker und Weiden genutzt. NLS und ÖFM haben sich mit der Übernahme des Hofguts und der landwirtschaftlichen Flächen im Jahr 2006 das Ziel gesetzt, die Nutzung des Hofguts neu auszurichten: Die Landwirtschaft sollte »ökologisiert« und ein Landschaftspark im Sinne einer »Ferne ornée« angelegt werden. Mit der Erarbeitung eines schlüssigen Konzepts für die Folgenutzung hat die ÖFM die Planungsgruppe agl (2006) aus Saarbrücken beauftragt.

Die »Ferne ornée« oder »Ornamental Farm« ist eine besondere Stilrichtung des englischen Landschaftsgartens. Kurz zusammengefasst strebt sie vor dem Hintergrund einer rentablen landwirtschaftlichen Nutzung die Verbindung des Nützlichen mit dem Schönen an. Die Nutzung orientiert sich an den natürlichen Gegebenheiten und dem Charakter der Landschaft. Die Grenzen des Landschaftsparks gehen dabei fließend in die Umgebung über. Der Park wird als eine Abfolge

einzelner Landschaftsausschnitte »inszeniert«. Ein Rundweg (»Belt walk«) zeichnet die Konturen des Landschaftsparks nach.

Die Planungsgruppe agl (2006) hat im Wesentlichen fünf Elemente, die sich aus den Grundprinzipien der Ferme ornée ableiten, für den Landschaftspark Hofgut Imsbach herausgearbeitet:

Die Nutzung der Grünlandflächen als Viehweiden
Sie stellen die Grundlage der Flächennutzungen dar und vermitteln das Bild einer »romantischen Weidelandschaft«.

Waldinseln als Hute- und Bauernwäldchen
Sie ergänzen die Weidelandschaft.

Formale und ornamentale Gartenelemente
Sie betonen an geeigneten Stellen den Parkcharakter (z. B. Hecken, Rabatte, Kräutergarten).

Die Imsbachpromenade
Sie erschließt als Rundweg (»Belt walk«) den Landschaftspark.

Inszenierte Orte
Sie säumen die Imsbachpromenade und laden zum Verweilen ein (z.B. Gutskapelle, Sitznester).

Zur Entwicklung des Landschaftsparks sind die bisherigen Flächennutzungen auf einer Fläche von rund 180 ha neu strukturiert worden. Dies erfolgte auf der Grundlage einer von der ÖFM umgesetzten Ökokonto-Maßnahme zur Kompensation des in unmittelbarer Nachbarschaft gebauten »Industrie- und Gewerbeparks BAB 1« der Gemeinde Tholey. Die Schwerpunkte der landschaftsökologischen Aufwertung im Rahmen der Ökokonto-Maßnahme liegen in den folgenden Maßnahmenfeldern:

Wälder
Ziel: Umbau der Nadelholzforste und Aufbau strukturreicherer Wälder

Bisher wurden in einer ersten Maßnahme auf dem Kapellenberg die standortfremden Nadelholzforste mit Fichten, Douglasien und Kiefern gerodet mit dem Ziel, einen Eichen-Hainbuchen-Mittelwald zu entwickeln. Entlang der Waldränder wurden Waldmäntel und Waldsäume aufgebaut. Mittelfristig ist der Umbau aller Nadelholzforste im Umfeld des Hofguts in die standorttypischen Laubwälder vorgesehen.

Bachtäler

Ziel: Förderung der Eigendynamik
In den Fließgewässern von Imsbach und Mandelbach wurden Sohlabstürze durch Sohlrampen ersetzt und stellenweise Leitwerke eingebaut, um die Eigendynamik der Fließgewässer zu fördern.

Weieranlagen

Ziel: Naturnahe Ufergestaltung
Die verrohrten Überläufe von zwei der drei Weiher im Imsbachtal wurden offengelegt und naturnah gestaltet.

Ackerflächen

Ziel: Umwandlung in Wiesen und Weiden
Rund 40 ha Ackerflächen im Umfeld des Hofguts Imsbach wurden in extensiv genutztes Grünland umgewandelt, das entweder als Mähwiesen oder als Weiden umweltverträglich genutzt wird. Die Feldflur wurde durch Anlage von Feldgehölzen (Haine, Baumgruppen, Fruchtwäldchen) und Hecken angereichert.

Grünland

Ziel: Extensivierung der Weidewirtschaft
Das bisher überwiegend intensiv bewirtschaftete Grünland wird nur noch mit geringer Besatzdichte beweidet oder als extensive Mähweide mit Nachbeweidung genutzt.

Die Weidewirtschaft und Mähwiesen-Nutzung bilden das Rückgrat der Landwirtschaft auf dem Hofgut Imsbach. Der früher intensiv betriebene Ackerbau ist vollkommen verschwunden. Seit 2007 wird die Landwirtschaft von der Imsbach Verwaltungs- und Entwicklungsgesellschaft mbH (IVEG), einer 100-prozentigen Tochter der ÖFM, organisiert. Die IVEG betreibt die Landwirtschaft gemäß der EG-Öko-Verordnung für Futterbau, Grünland und für die Haltung von Rindern, Schafen und Schweinen. Neben der Imsbach unterhält sie auch eine Betriebsstätte auf dem Kreuzhof bei Marpingen.

Auf dem Hofgut und dem Kreuzhof werden ausschließlich alte, vom Aussterben bedrohte Haustierrassen gehalten. Mittlerweile werden mehr als 100 Hinterwälder Rinder in Mutterkuhhaltung rund um das Hofgut. Bei den Hinterwäldern handelt es sich um eine leichte, robuste Rinderrasse. Hinzu kommen 130 Bayerische Waldschafe sowie auf dem Kreuzhof über 40

Schwäbisch-Hällische Landschweine und Turo-polje-Schweine. Mittelfristig sollen auch Hute-wälder, also beweidete Waldbestände, etabliert werden. Ende 2011 wurde mit dem Bau einer Reithalle begonnen. Sie verfügt über zehn Boxen mit Paddock und soll für eine Pensions-Pferdehaltung und für Therapeutisches Reiten genutzt werden.

Die formalen und ornamentalen Gartenelemente sind die am stärksten gestalteten Teile des Landschaftsparks. Entlang der Zufahrt zum Hofgut, im Bereich des neu angelegten Biergartens und entlang des Fußwegs auf den Kapellenhügel sind Hainbuchen-Hecken als linienhafte Elemente angelegt worden. Am Fuße des Kapellen-Hügels wurden über 20.000 Narzissen-Zwiebeln gesetzt, die den Wiesenhang im Frühjahr in ein Blütenmeer verwandeln. Die Rabatte im unmittelbaren Umfeld der Hotelgebäude wurden mit Hortensien, Rhododendren, Azaleen und Eiben neu gestaltet.

Auch die denkmalgeschützten Gebäude – Hofhaus, Herrenhaus, Stallungen, Wirtschaftsgebäude – wurden renoviert, teilweise neu verputzt und haben einen neuen Außenanstrich erhalten. Das marode Belvedere wurde 2010 restauriert und die historische Treppe zum Belvedere wurde wieder hergestellt. Sie führt zur gläsernen Aussichtsplattform, von der man über verschiedene Sichtachsen einen wunderbaren Blick in den Landschaftspark genießt. Die Freitreppe, die vom Herrenhaus den Garten erschließt und in einem beklagenswerten Zustand war, wurde mit Sandsteinen neu gefasst. Vor dem Gastronomiegebäude wurde ein Biergarten angelegt mit einer schönen Aussicht auf die Narzissen-Wiese und den Kapellenberg.

Eine der umfangreichsten Neueinrichtungen um das Hofgut ist die Anlage der Imsbachpromenade. Sie zeichnet die Konturen der Landschaft um das Hofgut nach und erschließt als etwa 4,5 km langer Rundweg den gesamten Landschaftspark. Der Weg führt vorbei an Weihern, Baum-Alleen, Waldinseln, Wiesen, Weiden und auf einem Bohlenweg mitten durch die Imsbachau. Entlang der Promenade und in ihrem Umfeld wurden Alleeen, kleine Haine und Fruchtwäldchen mit über 500 Hochstämmen von Linde, Eiche, Esche, Rotbuche, Bergahorn, Rosskastanie, Esskastanie, Walnuss und Vogelkirsche angepflanzt. Außerdem wurden

sogenannte Sitznester mit Ruhebänken gebaut, das sind ringförmige, an einer Seite offene Bodenwälle, von denen man in windgeschützter Lage herrliche Ausblicke in den Landschaftspark, auf das Hofgut und die Schaumberg-Landschaft hat.

Zu einer modernen, zeitgemäßen »Ferne ornée« gehört auch eine umweltfreundliche und nachhaltige Energieversorgung. So wurde auf der Maschinenhalle und der Reithalle eine Fotovoltaik-Anlage installiert. Eine dritte ist auf einer noch zu bauenden Lagerhalle geplant. Außerdem erfolgt die Energieversorgung der Hofgebäude und des Hotelkomplexes mit einer Hackschnitzel-Heizung, wobei die Hackschnitzel aus eigenen Holzbeständen stammen.

Seit 2007 gibt es zur Weihnachtszeit auf dem Hofgut Imsbach eine besondere Attraktion: die Imsbacher Stallweihnacht. Sie wird von der NLS, ÖFM, der Gemeinde Tholey und dem Arbeiter-Samariter-Bund veranstaltet. Zwischen 200 und 300 Besucher erleben jedes Jahr ein Krippenspiel, das in der zur weihnachtlichen Bühne umfunktionierten Maschinenhalle des Hofguts aufgeführt wird. An der Stallweihnacht beteiligen sich ausschließlich Laien-Schauspieler, -Sänger und -Musiker aus der Umgebung und als Besonderheit lebende Tiere. Die außergewöhnliche Inszenierung ist einmalig für das gesamte Saarland und darüber hinaus.

Auch wenn die Arbeiten zur Entwicklung des Hofguts Imsbach und seines Landschaftsparks zur Förderung seiner Authentizität und Attraktivität noch nicht abgeschlossen sind, so ist das denkmalgeschützte Ensemble mit seinem Hotel- und Gastronomiekomplex und dem Landschaftspark bereits jetzt zu einem Aushängeschild mit großer Anziehungskraft für das ganze Land geworden. Natur, Landschaft und Geschichte sind hier greifbar und gleichermaßen präsent. Ein Besuch lohnt sich.

Literatur:

BALDES, H. (1911): Geschichte des Birkenfelder Landes.
NAUMANN, J. (2008): Das Hofgut Imsbach. Eine Bestandsaufnahme der historischen Entwicklung des Hofguts unter besonderer Berücksichtigung der parklandschaftlichen Elemente. Bestandsaufnahme im Auftrag der Naturland Ökoflächen-Management GmbH [unveröffentlicht]. 41 Seiten.

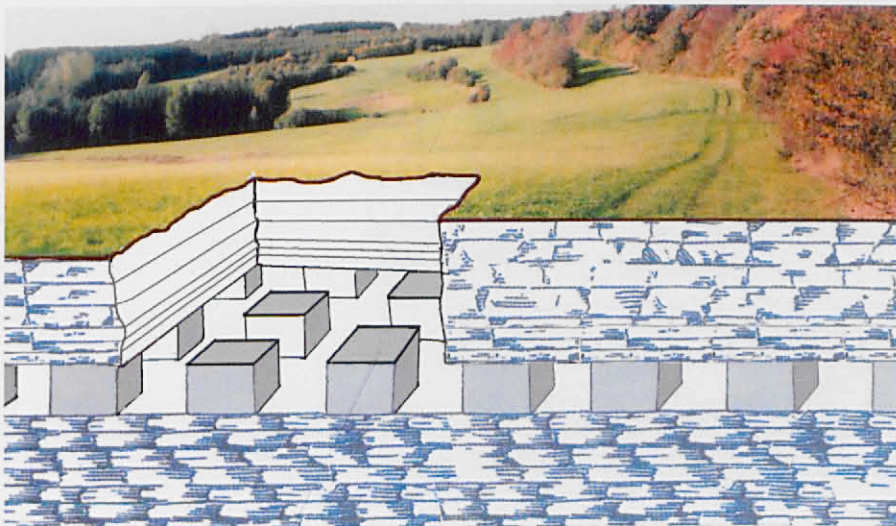


Nachgebauter Stollenstoß im Dörrenbacher Heimatmuseum

Eine ähnliche Bedeutung wie die Familie Cetto aus St. Wendel für die saarländischen Gruben hatte die aus Schneeberg/Sachsen stammende Familie Weiß für die rheinland-pfälzischen Gruben.

Die Förderung all dieser Gruben lohnte nicht mehr, als im angrenzenden königlich-preußischen Gebiet die großen Gruben mit Schachtbetrieb eröffnet wurden. Während des Zweiten Weltkrieges wurden einige Stollen als Luftschutzbunker genutzt, andere wurden wieder in Betrieb genommen, um den Hausbrand sicherzustellen. Heute sind die Stolleneingänge verfallen und die Halden mit Gestrüpp überwuchert, sodass die frühere Bergbautätigkeit kaum mehr zu erkennen ist. In Dörrenbach hält ein kleines Heimatmuseum die Erinnerung an die Bergbautradition wach.

Kammerpfeiler-Abbauverfahren



Der Kalkabbau

Während der Abbau auf Steinkohlen im genannten Gebiet noch relativ gut dokumentiert ist, fehlen die Unterlagen für den Kalkabbau fast vollständig. Der Grund hierfür liegt in der Tatsache, dass der Kalkabbau nicht dem Bergrecht unterlag, d. h., derjenige durfte Kalk abbauen, brennen und verkaufen, auf dessen Grundstück sich Kalk fördern ließ. Er brauchte keine Betriebspläne aufzustellen, Konzessionen einzuholen oder sich einer Gewerbeordnung zu unterziehen. Die Kalkflöze sind in allen Formationen des Karbons und Perm nachgewiesen und z. T. schon vor der Steinkohle und auch teilweise in denselben Gruben, in denen Kohle abgebaut wurde, genutzt worden: in Altenkirchen, Breitenbach, Frohnhofen, Bubach, Saal, Werschweiler, Dörrenbach, Niederlinxweiler, Oberlinxweiler, Wetschhausen (zu Steinbach), Fürth, Steinbach, Ottweiler und Wiebelskirchen.

Wie heute im Besucherbergwerk Wolfstein (Kalkbergwerk am Königsberg) noch gut sichtbar, wurde der Kalk im Kammerpfeiler-Abbauverfahren gefördert, d. h., im Abstand von sieben Metern wurden Längs- und Quergänge in den Berg getrieben, dabei blieben im Kreuzungspunkt schachbrettartig Pfeiler stehen, die das Deckgebirge stützten. Noch bekannte Eingangsbereiche ehemaliger Stollen sind:

»In der Serr« zwischen Dörrenbach und Frohnhofen,
 »In der Zinnwies« bei Werschweiler,
 »Im Katzenbach« bei Werschweiler,
 »Im Grebenbach« bei Dörrenbach,
 »Im Himmelwald« bei Wetschhausen (Steinbach).

Bevor der Kalk verwendet werden konnte (beim Hausbau, zum Anstreichen von Wänden und Bäumen, zur Düngung in der Landwirtschaft, als Zuschlag bei der Eisenverhüttung), musste er in speziellen Öfen bei 900 bis 1.200 Grad gebrannt und anschließend mit Wasser abgelöscht werden. Nachgewiesen sind drei Kalköfen bei Werschweiler, ein Kalkofen bei Ottweiler-Ziegelhütte, ein Kalkofen auf Saaler und ein weiterer auf Niederlinxweiler Bann, ferner drei Öfen zwischen Ottweiler und Niederlinxweiler. Manchmal geben heute noch Flurbezeichnungen Hinweise auf frühere Kalköfen: »Am alten Kalkofen« auf dem »Steinberger Berg« bei Wiebelskirchen, »Bei den

Kalköfen« im Bereich der Justizvollzugsanstalt in Ottweiler, »Oberer Kalkofen« und »Unterer Kalkofen« in Breitenbach.

Der Erzabbau

Voraussetzung für die Entstehung der Montanindustrie im Hochwald-Hunsrück-Raum waren vulkanische Aktivitäten vor über 280 Millionen Jahren, die flüssige Gesteinsmassen aus dem Erdinnern an die Oberfläche gelangen ließen, die dort ausgedehnte Lavadecken bildeten. Beim Erkalten der Lava traten Störungen, Risse und Spalten auf, in denen wässrige Erzlösungen aufstiegen, die zu verschiedensten Erz- und Mineralienlagern führten. So können wir heute in zwei großen Schichten des Rotliegenden am südwestlichen Rande des Hunsrücks die verschiedensten Erze und Mineralien finden, die zusammen mit der Holzkohलगewinnung und der Wasserkraft die Grundlage der Schwerindustrie in diesem Raum bildeten.

Eisenerzlager

Von den vielen Arten der Erzlager waren die Vorkommen an Spateisenstein, wegen der tonigen Beimengungen auch Toneisenstein genannt oder »Lebacher Eier«, mit einem Eisengehalt von 25 bis 34 Prozent am bekanntesten. Vermutlich bildete dieses Lager schon die Grundlage für die keltische Hüttenindustrie, nachweislich aber erfolgte der Abbau, der immer im Tage- oder Stollenabbau stattfand, ab der Mitte des 14. Jahrhunderts. Die Bergleute waren meist einheimische Bauern, die in den saat- und erntefreien Zeiten die Erze abbauten, in Haufen aufschichteten, damit Frost und Witterungseinflüsse die taube Gesteinsmasse vom erzhaltigen Kern abspalteten. Dann wurden die Erze zur weiteren Zerkleinerung in die Pochwerke transportiert und anschließend in die Hüttenwerke. Die Bergleute, die Kupfer, Silber und Blei im Stollenabbau förderten, bildeten einen eigenen Berufszweig. Viele kamen aus dem Harz, aus Thüringen und dem Erzgebirge.

Die wichtigsten Erzabbaustätten waren:

Braunshausen: Im Bereich der heutigen Mariahütte »Erzkaul«, »Ober der Erzkaul«, auch der Bußer Weiher war früher eine Tagebaugrube.

Otzenhausen: Französische und wallonische Erzgräber sind überliefert; Abbaustätten: am Kahlenberg, am Kloppbruchweiher, »Held«, »Erzbürden«. Bis 1860 ist hier noch Erz gegraben worden.

Schwarzenbach: »Auf der Alten Erzkaulen«, »Erzkaul«, »Unterm Erzpfehl«, »Erzpfehlwies«, »Schellenkaul« – heute befinden sich dort der Sportplatz und Fischzuchtweiher, über den »Erzweg« wurden die Erze dann in Richtung Abentheuer zur Verhüttung gebracht. Die Halden wurden nach dem Zweiten Weltkrieg weitgehend aufgefördert.
Bierfeld und Sitzerath: Im Bereich »Erker« und »Auf der Erzkaul« – hier wurde auch Stollenabbau betrieben, weiter am »Spillert«, in der »Dörrenbach« (bis 1984 als Müllkippe genutzt) und im »Eisenwertchen«.

Kastel: In der Gemarkung »Erzkaul« wurde in großen Mengen Erz mit einem Gehalt von 22 bis 25 Prozent gefördert und bis nach Abentheuer transportiert; heute ist dort ein Sportplatz angelegt.
Greimerath (nördlich von Britten): In der Grube »Louise« wurde Eisen- und Manganerz abgebaut.

Manganerz

Seit Beginn des 18. Jahrhunderts wurde in Krettnich im Stollenabbau Braunstein-Mangan gewonnen, das überwiegend in der Herstellung von Glas- und Kristallwaren verwendet wurde, aber auch zum Destillieren von Meerwasser und zur Herstellung sauerstoffhaltiger Salzsäure, die zum Bleichen von Leinen genutzt wurde. Die Grube wurde 1883 stillgelegt. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts wurde in Primstal ein Stollen angelegt, der die Erwartungen der Grubenleitung aber nicht erfüllte. Während des Zweiten Weltkrieges diente dieser Stollen als Luftschutzbunker. Die Konzession erlosch 1953. Ein weiteres Manganvorkommen befand sich in Büschfeld.

Kupfer und Blei

Die bekannteste Stätte für beide Erze befindet sich in Walhausen. Eine Urkunde aus dem Jahre 1454 erwähnt erstmalig den Abbau von Kupfer- und Bleierzen in Walhausen. Es wird aber vermutet, dass der Abbau noch weiter zurückreicht. Der Vertrag von 1454 wird zwei Jahre später durch eine Bergordnung, die als die Erste im Herzogtum

Pfalz-Zweibrücken gilt, erweitert. Unter Herzog Wolfgang I. wurden die bergbaulichen Aktivitäten weiterentwickelt. Im 17. Jahrhundert gingen sie zurück, um im nächsten Jahrhundert einen großen Aufschwung zu erleben durch die Gründung von Gewerkschaften. Aus den alten Montangebietern, wie dem Erzgebirge, dem Harz und aus Böhmen kamen viele Bergleute, z. T. mit ihren Familien, sodass die Belegschaft auf mehrere Hundert Berg- und Hüttenleute (für die Schmelze in Nohfelden) anstieg. Nach 1770 kam der Bergbau allmählich zum Erliegen. Mehrfach wurde später versucht, den Bergbau in Walhausen wie auch in den Nachbargemeinden Wolfersweiler, Gimweiler und Mosberg-Richweiler wieder aufzunehmen, selbst die Autarkiebestrebungen im Dritten Reich kamen über eine erneute Lagerstätten erkundung nicht hinaus. Durch die rege Tätigkeit des Historischen Bergwerksverein Walhausen e.V. ist uns die Geschichte dieser Grube heute sehr gut bekannt. Neben den wissenschaftlichen Erforschungen sind es vor allem die Tätigkeiten vor Ort in den alten Stollen (Bleyschacht, Auf dem weißen Hasen, Seibertstollen, Sieh Dich vor, Husarenschacht, Bergener Schacht, Schlitzloch usw.), die heute z. T. für Besucher wieder zugänglich gemacht werden sollen. Große Sorgen bereiteten den Bergleuten die starke Wasserführung im Grubenberg, so wurde bereits um 1732/33

eine Wasserkunst installiert, die die Förderung der Erze und Gesteinsmassen erleichterte. Die Erze aus den Abbaugruben von Walhausen und Umgebung wurden auf der sogenannten »Karrenstraße« nach Nohfelden zur Schmelze transportiert (im Dreieck Bahnhofstraße – Bahntrasse nach Türkismühle – Hoppstädten). Ähnlich früh wie die Walhauser Gruben wurde auch die Schmelze in Nohfelden bereits 1476 erwähnt, die auch die Blüte und den Niedergang der Bergwerke erlebte. Nach einem Bericht aus dem Jahre 1738 bestand die Schmelze aus einem Gebäude mit drei Schmelzöfen, einem Abtreibeofen und einem Garherd, weiter einem Pochwerk, einem Rösthaus mit drei Röststätten (zum Erhitzen der Erze unter Luftzufuhr) und einem Schuppen für Holzkohle. Der Abtreibeofen diente der Gewinnung von Silber aus dem Kupferglanz der Walhauser Stollen wie auch den Silbererzen aus dem Stahlberg von Rockenhausen in der Pfalz. Der zum »Seigern« (Trennen) von Silber notwendige Bleiglanz stand in Nohfelden ausreichend zur Verfügung.

Weitere Silbererze kamen vom Seelberg bei Obermoschel (aus 132 kg Seelberger Silbererzen wurden 7,5 kg Feinsilber gewonnen, aus denen dann im Jahre 1753 280 Seelberger Taler für den Zweibrücker Herzog Christian IV. geprägt wurden). Ein Dokument aus 1804 lässt vermuten, dass zu dieser Zeit die Hütte nicht mehr in Betrieb war.



Kupfergang und Meiler in Walhausen



Reste dieser Anlage sind heute (oberirdisch) nicht mehr feststellbar.

Weitere Kupfervorkommen findet man in Düppenweiler, Wallerfangen und naheabwärts in Fischbach-Weierbach, wo das beste Kupfer Europas gefördert wurde.

Der Meiler

Um Kupfer schmelzen zu können, ist eine Temperatur von 1.100 °C notwendig. Da durch Verbrennen von Holz diese Temperatur nicht erreicht werden kann, muss diese verkohlt werden, d. h., es muss der Heizwert verdoppelt werden, damit er sich reinem Kohlenstoff annähert. Dies geschah in sogenannten Meilern, in denen das Holz des Buchwaldes auf einem Platz von vier bis sechs Metern im Durchschnitt aufgeschichtet wurde (etwa 25 m³), nachdem man in der Mitte einen »Kamin«, den Quandel, errichtet hatte, der zum Schluss gefüllt und angezündet wurde. Der fertig aufgeschichtete Meiler wird mit einer Schicht aus Rasen, Laub, Fichtenzweigen etc. abgedeckt, über diese kommt eine zweite Schicht aus lehmiger Walderde oder Waldhumus, die mit einer Glattschicht aus reinem Lehm abgedichtet wird. Wenn ein Windschirm errichtet ist, damit die Verkohlungs gleichmäßig verläuft, wird der Meiler angezündet. Es ist nun die Aufgabe des Köhlers, den Luftstrom so zu steuern, dass eine Verkohlung entsteht und

keine Verbrennung (trockene Destillation). Nach zehn bis 14 Tagen, in denen der Meiler ständig betreut werden muss – deshalb wird in der Nähe für die Köhler eine Unterkunft gebaut – wird der Meiler geöffnet und die Holzkohle abgelöscht. Aus 25 Tonnen verbautem Holz entstehen so etwa fünf Tonnen Holzkohle. Je nach Qualität bedarf es sieben Tonnen Holzkohle, um eine Tonne Reinerz zu schmelzen. Daraus gewinnt man etwa 250 kg Garkupfer. Hieraus wird der enorme Bedarf an Holzkohle ersichtlich. Heute noch kann man viele Meilerstandorte im Buchwald (an der nach Walhausen gelegenen Seite) erkennen. Die Mitglieder der Köhlerschaft lassen die Tradition der Meilerbewirtschaftung alle fünf Jahre in einem Fest aufleben, indem ein Meiler aufgeschichtet und abgebrannt wird. Im Buchwald wurde im Rahmen des LEADER-II-Projektes 1998 ein Schaumeiler errichtet, um auch außerhalb der Köhlertage an diese Tradition zu erinnern.

Die Hüttenwerke

Neben den zahlreichen Erzvorkommen im Hochwald-Hunsrück-Raum waren es noch andere Faktoren, die das Entstehen einer umfangreichen Hüttenindustrie ermöglichten, die z. T. schon in die Keltenzeit, also in die vorchristliche Zeit zurückreicht: Die ausgedehnten Buchenwälder lieferten die zur Verhüttung notwendige Holzkohle, das



Meiler in Walhausen

Haustadter Tal den Kalk als Zuschlagmittel und die zahlreichen Bäche trieben die Wasserräder der Blasebälge, Poch- und Hammerwerke an. Die Landesfürsten erkannten in der aufkommenden Hüttenindustrie eine Möglichkeit, ihre Einkünfte zu steigern und förderten diese Industrie durch zahlreiche Privilegien wie Schürfrechte für Erze, kostenlose Holzentnahme aus den fürstlichen Wäldern, Erbpacht der Hüttenwerke gegen jährliche Zinsleistung, Befreiung von Leibeigenschaft, Fronarbeit, Steuern und Kriegsdienst, steuerfreien Alkohol auf dem Werks Gelände, Freizügigkeit, Weide-, Jagd- und Fischereirecht und die niedere Gerichtsbarkeit. So ist es nicht verwunderlich, dass die angeworbenen Hütten- und Waldarbeiter aus alten Industriegebieten einwanderten (Wallonien, Böhmen, Sachsen, Wasgau) – sie durften allerdings kein Eigentum erwerben und wurden deshalb nicht heimisch. Die alteingesessenen Einwohner fanden in der neuen Industrie als Fuhrleute und Erzgräber Beschäftigung. Von den vielen Namen und Gründungen seien hier einige erwähnt, die größere Bedeutung erlangt haben, so z. B. Remacle Joseph Hauzeur (1663–1745), der aus dem Lütticher Raum stammte und 1686 Pächter der Neunkircher Hütte wurde, wobei er viele seiner Fachleute aus seiner wallonischen Heimat mitbrachte. Er gründete viele im Dreißigjährigen Krieg zerstörte Werke wieder neu: Züsch (1696), Abentheuer (1699), Dhronacken und die Röderbacher Schmelze (1708–1710), die Forstmühle (1722), 1725 Bau des Hammerwerkes unterhalb des Schneidweiher (Primswaiher oberhalb des AWO-Hauses in Nonnweiler), weitere Kupferschmelzen in Idar und Veitsrod sowie Kastel. In Nonnweiler wurden vorwiegend Gusswaren hergestellt (Töpfe, Pfannen) und Stubenöfen produziert, jedoch keine Takenplatten.

Unter der Erbgemeinschaft erlebten die Hauzeurschen Werke einen drastischen Niedergang, der durch eine weitere Hüttenfamilie aufgefangen wurde: die Familie Gottbill. Carl Gottbill (geb. 1732 als Sohn einer Familie, die ebenfalls aus dem Lütticher Land stammte und in Nunkirchen eine eigene Hütte betrieb), Ratsherr in Trier und später Bürgermeister, erwarb das Hauzeursche Werk und war ab 1789 alleiniger Besitzer. Er

modernisierte das Werk, erweiterte es um zwei Holzkohlenhochöfen und ein Hammerwerk. Zur damaligen Zeit gab es die etwa drei Meter hohen Stücköfen, die vorne eine Öffnung besaßen (Brust genannt), die vor dem Schmelzvorgang zugemauert wurde. Dann wurden Schichten aus Erz, Holzkohle und Kalk eingefüllt. Nach dem Schmelzvorgang wurde die Öffnung aufgebrochen und ein Klumpen aus geschmolzenem Roheisen (Stück oder Wolf genannt) mit Zangen herausgeholt, mit Setzeisen in Stücke geschlagen und unter dem Hammer geschmiedet, nachdem diese wieder erhitzt worden waren. Hauptabnehmer waren die vielen Nagelschmieden (etwa 600) der Umgebung. Gusswaren konnten auf diese Weise nicht hergestellt werden. Die Kapazität dieser Öfen war gering, sodass sie nach und nach durch Holzkohlenhochöfen ersetzt wurden, die wesentlich höher waren, durch Gebläse mit Frischluft versorgt wurden und beim Abstich flüssiges Eisen lieferten, das sofort zu Gusswaren verarbeitet werden konnte, da es sich durch eine besonders feine Körnung auszeichnete und einen plastisch guten Guss ergab. In dieser Zeit entstanden die berühmten Takenplatten, die bis heute noch nachgegossen werden, und die ersten Öfen. Wollte man das Roheisen der Hochöfen weiterverarbeiten, musste es in »Frischfeuern« und später in Puddelöfen wieder geschmolzen werden, wobei sauerstoffhaltige Verbrennungsgase zugeführt wurden, sodass sich der im Eisen enthaltene Kohlenstoff mit dem Sauerstoff der Schlacke und der Gase verband. Damit war das spröde Gusseisen zu schmiedbarem Stahl geworden. Carl Gottbill war ein frommer Mann und so gab er dem Eberswalder Hammer den Namen »Mariahütte«, im Volksmund allgemein »Die Buss« genannt. (Zur Erklärung des Namens siehe an anderer Stelle in diesem Buch).

Der Nonnweiler Hammer profitierte nicht wie die Mariahütte von der Einführung eines Holzkohlenhochofens, sondern behielt seine Stücköfen. Daneben existierte noch eine Mahl- und Schneidemühle. Mit der Einführung der Dampfmaschine stieg aber der Verbrauch von schmiedbarem Eisen, gleichzeitig begann das billigere Koksroheisen seinen Siegeszug, sodass die Urenkel Carl Gottbills, Carl und Alexander von Beulwitz um 1850 den

Versuch unternahmen, in Nonnweiler die Schmiedeeisenerzeugung durch Holzkohle rentabler zu gestalten. Ferner ließen sie zwei Puddelöfen und eine Walzenstraße errichten, doch dieser Versuch schlug fehl und bedeutete das Ende der Nonnweiler Hütte, die 1860 stillgelegt wurde. Die Ruinen der Walzenstraße wurden 1957 beim Neubau der Straße nach Kastel einplaniert und ein Parkplatz darauf gebaut. Mit der Familie der Beulwitz tritt die nächste Industriellenfamilie auf den Plan: Nach dem Tode Carl Gottbills im Jahre 1799 führten seine sieben Kinder die Firma unter dem Namen »Carl Gottbill sel. Erben« weiter, eine Tochter, inzwischen Alleinerbin, heiratete 1826 den aus Sachsen stammenden preußischen Oberforstmeister Alexander von Beulwitz. Er widmete sich dem Forstwesen und überließ die Leitung der Hütten fremden Direktoren. Seine beiden Söhne, Carl und Alexander von Beulwitz, legen die Schmelz- und Hammerwerke »Hubertushütte« in Bierfeld, die sich durch den Guss hervorragender Takenplatten auszeichnete, so wie den Nonnweiler Hammer still. Nachdem 1869 auch in Mariahütte der letzte Hochofen erloschen war, wurde das Fertigungsprogramm auf Gusswaren umgestellt: Zunächst wurden Maschinen- und Herdfabriken in Süddeutschland mit Gusswaren beliefert, dann nahm man selbst die Herstellung von Herden und Öfen auf. 1883 erwirbt Carl von Beulwitz in Paris das Patent für das Inoxidieren (Oberflächenbehandlung durch Ätzung und Brennen) von Eisen. Dadurch wird der Aufbau von Topfgusserzeugnissen möglich gemacht, für die Oberflächenbehandlung der Gusswaren die Hütte ausgebaut und eine neue Werkstätte für galvanische Überzüge und Emaillierung eingerichtet. Die Kriegs- und Nachkriegszeit der beiden Weltkriege meistert das Werk, die Familie Beulwitz scheidet 1946 aus der Führung aus und die Mehrzahl der Aktien geht an die Regierung des Saarlandes. Im Jahre 1959 wird die Firma von »Carl Gottbill sel. Erben« in »GOMA« – Gottbill MAriahütte umbenannt und stellt unter diesem Namen Handelsguss aller Art sowie Herde und Öfen her. Das Absatzgebiet war vorwiegend das Saarland. Nachdem das Werk nach dem wirtschaftlichen Anschluss des Saarlandes an die Bundesrepublik im Jahre 1959 im fol-

genden Jahr an die Metallwarenfabrik Karl Diehl gefallen war, wird die Herd- und Ofenproduktion eingestellt. Im Jahre 1968 wird die GOMA und das Sprengstoff-Laborierwerk auf dem Maasberg in Bierfeld von der Firmengruppe Diehl in Nürnberg übernommen. Ab dem Jahr 1975 wird die Fabrikation weitgehend auf Wehrtechnik umgestellt.

Die Mariahütte ist das einzige Werk dieser Art, das sich bis heute behauptet hat. Die Umstände, die die anderen Anlagen zum Erliegen brachten, sind vielfältig: Die Erzlager versiegt, die Holzkohle wurde knapp und teuer, Absatzmärkte brachen weg, englisches Eisen konnte zollfrei eingeführt werden, an Blies und Saar entstanden neue moderne Werke, die Koks verwendeten und verkehrsgünstiger lagen. Die Folge war, dass die Hüttenleute dorthin abwanderten und auch sesshaft wurden, andere wanderten in die USA aus.

Hüttenwerk Kastel	1733–1785
Hubertushütte bei Bierfeld	1759–1869
und Antoniushütte in Oberlöstern	
Nunkirchen	1724–1826
Züsch	1694–1835

Weitere Werke, die eine andere Industriellenfamilie betrieb, die Böckings, wurden ebenfalls um die Mitte des 19. Jahrhunderts geschlossen (Sensweiler, Hammer Birkenfeld, die Asbacher Hütte 1871, Gräfenbach 1873 und Abentheuer 1875),

Mariahütte um 1900



nachdem die Böckings 1871 in Brebach ein neues modernes Hüttenwerk gegründet hatten.

Die Werke am Soonwald konnten sich durch Umstellung auf Kokscoke etwas länger halten: Auf der Stromberger Neuhütte erlosch der letzte Hochofen 1882/83, auf der Rheinböllerhütte 1893. Beide Hütten hatten sich wie die Mariahütte in ihrer Produktion auf Fertigguss umgestellt.

Eine letzte Industriedynastie ist die Familie Stumm. Begründer der erfolgreichen Familie war Johann Nikolaus Stumm, Schmied aus Rhaunen-Sulzbach, der 1716 die Genehmigung zum alleinigen Hüttenbetrieb im Amt Wildenburg bekam. Er baute nahe Hellertshausen ein Hammerwerk. Im Jahre 1763 kaufte sein Sohn Johann Heinrich Stumm von der Asbacher Hütte aus der Hauzeurschen Konkursmasse das Werk in Abentheuer. 1806 erwirbt die dritte Generation Stumm (Friedrich Philipp, Christian und Ferdinand) neben der Halberger und der Fischbacher Hütte auch die Neunkircher Hütte, die sie durch ein neues Puddlingswerk und eine Walzstraße modernisierten. Im Jahre 1807 übernehmen sie auch 40 Prozent der Anteile an der Dillinger Hütte. Carl Friedrich Stumm (vierte Generation) erkannte die Bedeutung der Steinkohle und der Eisenbahn für die Zukunft der eisenschaffenden Industrie. Im Ergebnis wurden die Hochöfen auf Koks umgestellt und mit der Produktion von Eisenbahnschienen

begonnen. Eigene Gruben an der Lahn und in Lothringen sicherten die Versorgung mit Erzen. Nach dem Tod Carl Friedrich Stumms 1848 übernahm sein Schwager Carl Böcking die Werksleitung bis 1871. Sein Nachfolger wurde Carl Ferdinand Stumm, der das Werk modernisierte und in Ueckingen/Diedenhofen ein neues Werk baute. Nach mehrmaligen Änderungen der Besitzverhältnisse wurde die gesamte saarländische Hüttenindustrie erst gegen Ende des 20. Jahrhunderts neu geordnet.

Achatfunde bei Freisen und Oberkirchen

Die Entstehung der verschiedensten Mineralien, der Quarze, Chalzedonen und Opale, auch Schmucksteine oder früher Halbedelsteine genannt, im Gegensatz zu Diamant, Rubin, Saphir und Smaragd, geht auf vulkanische Tätigkeit zurück zu Beginn des Rotliegenden. Gase steigen auf und bilden, wenn sie nicht an die Oberfläche gelangen, verschieden große Hohlräume, die durch kristallisierende Kieselsäuren ausgefüllt werden – es bilden sich Achate als Mandeln (geschlossen) oder Drusen (mit Hohlräumen). Metalloxide färben die Lagen und Schichten (rote, gelbe, blaue, weiße, schwarze Farbtöne). Je nach Aussehen unterscheidet man Band-, Festungs-, Augen-, Landschafts-, Dendriten- oder Baumachat. Neben den Achaten wurde auch nach dem Jaspis gegraben, ein roter, brauner oder gelber Quarz, der ebenfalls in verschiedenen Formen auftreten kann: Achat-, Band-, Blut-, Eisblumen-, Holzjaspis. Karneol (durchscheinend rot oder hellbraun). Der Abbau dieser Mineralien ist schon um die Mitte des 15. Jahrhunderts belegt. Die Achatgräber arbeiteten im Tagebau, in etwa sechs Meter tiefen Gruben oder im Stollenbau, wobei die Gesteinsabfälle mit Schubkarren zur Halde gefahren wurden. Andere teufte senkrechte Schächte ab, den Gesteinsabfall beförderte man mit Hilfe von Handhaspeln nach oben. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts ging die Förderung stark zurück, als die Obersteiner Achatfleifer, denen die geförderten Steine geliefert wurden, indische Karneole aus England bezogen. Ab dem Jahre 1813 lernten die Obersteiner Schleifer mithilfe verschiedener Salz- und Säurelösungen ganz gezielt die Steine einzufärben. Ab 1834 wurden durch Hunsrücker Auswanderer Achate aus Brasilien importiert. Das bedeutete das Ende der Gruben in Freisen, Oberkirchen und Umgebung. Die Zahl der Schleifereien nahm dennoch zu, zumal sie sich neben der Herstellung von Schmuck- und Gebrauchsgegenständen aus Achat auf die Fertigung von Schmuckwaren aus Edelmetallen verlagerten und so Idar-Oberstein zu einem weltweit beachteten Zentrum der Schmuckindustrie werden ließen.

Auf eine Schleife an der oberen Nahe sei hingewiesen: Gegenüber dem Elsenfels an der B

Achate aus Überroth

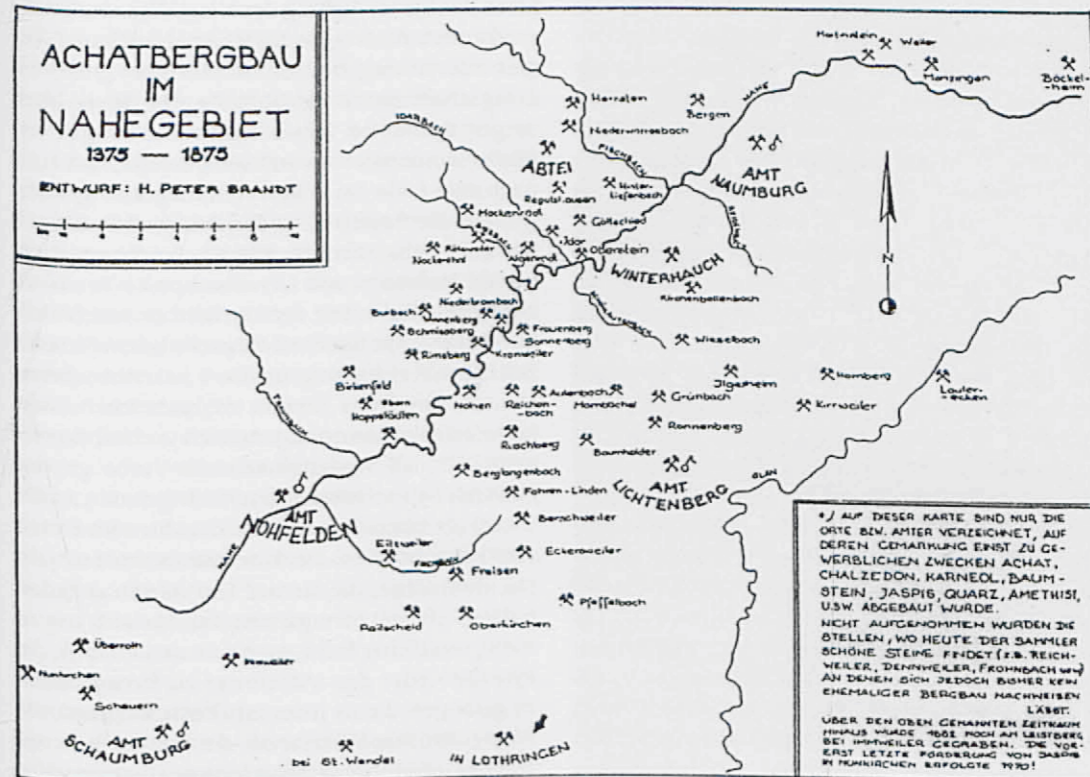


41 in Nohfelden lag die Schleife der Familie Schley, deren Reste noch bis in die Sechzigerjahre des vorigen Jahrhunderts sichtbar waren. Gegründet wurde dieser Betrieb von einer Familie Korb aus Gimbsweiler etwa um 1850, zwei Jahrzehnte später übernahm sie die Nohfelder Familie Schley, die während der Wintermonate sogenannte »Kabinetsteine« (Steine als Zimmer- und Schrankschmuck) herstellte. Die Familie Schley bezog ihre Roh-Achate (Rosenquarz und Moosachate) von Auktionen in Idar-Oberstein. Dortige Kaufleute übernahmen auch den Vertrieb der Fertigstücke (Brieföffner, Aschenbecher, Schreibgarnituren), die besonders nach Nordamerika und Kanada exportiert wurden. Die Schleife musste 1933 aufgegeben werden, weil sie, wegen der Konkurrenz der Idar-Obersteiner Großschleifen, die nicht mehr mit Wasserkraft, sondern mit elektrischen Maschinen arbeiteten, nicht mehr kostendeckend betrieben werden konnte.

Eine historische, mit Wasserkraft arbeitende Schleife in Idar, das Mineralogische Museum in Idar-Oberstein, das Mineralienmuseum in Freisen sowie das Mineralogische Museum in Oberkirchen zeugen von der Pracht dieser Steine und der Kunst ihrer Schleifer. Wer selbst auf die Suche nach solchen Steinen gehen will, hat im Schaubergwerk Steinkaulenberg (Abbau seit 1774) und im »Edelsteindorado« in Freisen (nur im Sommer) dazu Gelegenheit.

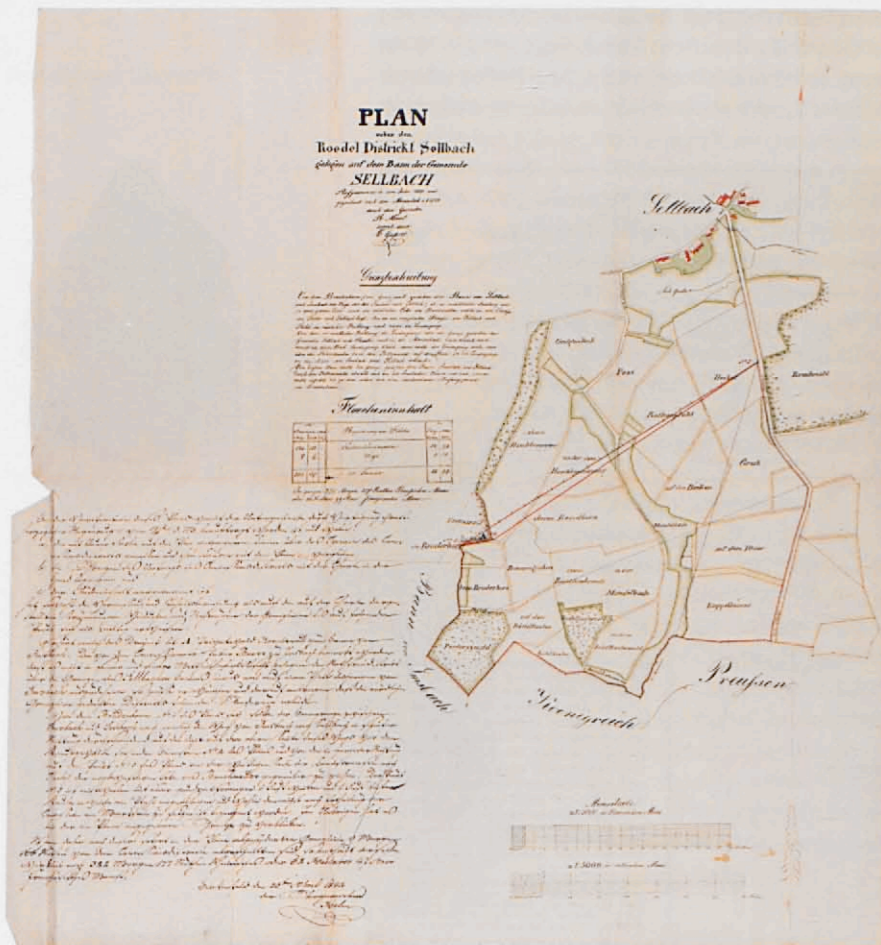
Schmucksteingewinnung im Bohnental

Das Bohnental (die Ortschaften Dorf, Neipel, Lindscheid, Scheuern und Überroth-Niederhofen) ist die westlichste Fundstätte der Halbedelsteingewinnung, die sich entlang der Nahe bis Waldböckelheim erstreckt. Auch hier ist die Gewinnung der Quarzite schon sehr früh belegt, um die Mitte des 15. Jahrhunderts wurden schon Bodenschätze gefördert – wahrscheinlich Achate. In mehreren



Urkunden wird durch die Jahrhunderte von Achat-, Jaspis- und Chazedonfunden im Bohnental berichtet. Die Funde wurden bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts in drei Schleifereien in Mettnich (heute Primstal), später in Idar-Oberstein verarbeitet. Herbert Jäckel (Heimatverein Hasborn) schreibt dazu: »Durch die hohen Abgaben von einem Drittel der gegrabenen Steine und dem späteren Ausfuhrverbot der pfälzisch-zweibrückischen Regierung, die bestrebt war, auf ihrem Territorium eine eigene Schleifindustrie zu errichten, kam es oft zu wilder Gräberei auf die begehrten Schmucksteine. Durch das Ausfuhrverbot, den Importen von Rohsteinen aus Brasilien und den besseren Verdienstmöglichkeiten in der aufstrebenden Industrie

Rötelabbau in Selbach



zu Beginn des 19. Jahrhunderts kam die Schmucksteingewinnung im Bohnental zum Erliegen.« Erwähnenswert ist die Tatsache, dass der Bergbau auf Schmucksteine am Leistberg (Oberthal) bis 1882, die letzte Förderung von Jaspis in Nunkirchen (»Deutscher Jaspis«) im Jahre 1970 erfolgte.

Rötelabbau

Eine Besonderheit des nördlichen Teil des Rotliegenden ist das Roteisenerz, das durch Beimischung von Ton zum Rötel wird. Dieser Schiefer-ton war bereits den Griechen und Römern bekannt, die damit ihre Schiffe oder Häuser färbten, da dieser Farbstoff wasserresistent ist. Der fette Schiefer-ton wurde im Tagebau gewonnen, wobei eine Grube im Durchmesser von vier bis fünf Metern und einer Tiefe von drei bis vier Metern ausgehoben wurde, bis man auf die Rötelschicht stieß, die oft mehrere Meter mächtig war. Eine Konzession für den Abbau brauchte nicht eingeholt zu werden. Eine Ausnahme bildet die »Gewerkschaft Selbach«, die im Auftrag des Neunkirchener Eisenwerks die Schürfrechte zwischen Selbach und Ziegelhütte (Theley) besaß und mit einer größeren Belegschaft den Rötel abbaute. Da dieser aber wegen des hohen Schwefelgehalts nicht gut verhüttet werden kann, wurde die Gewerkschaft kurz nach dem Ende des Ersten Weltkrieges aufgelöst.

Für die Bevölkerung der Ortschaften Grügelborn, Oberthal, Gronig, Bliesen, Roschberg, Gehweiler, Namborn und Urweiler spielte der Rötel eine große Rolle. Seit dem 15. Jahrhundert berichten Quellen von seinem Gebrauch als Schreib- und Zeichenmittel auf Holz, um Tiere zu kennzeichnen, Häuser, Türen und Fenster zu bestreichen. Man konnte dieses Material, gemahlen und mit Wasser vermischt, als wasserabweisende Farbe gebrauchen oder als rote Kreide (15 cm Länge und 3 x 3 cm Dicke) als Handelsware einsetzen. Bis zum Ersten Weltkrieg brachen die Rötelkrämer im Frühjahr mit ihrer Ware, die sie auf Eselskarren verladen hatten, oft mit der ganzen Familie auf, um in meist westlicher Richtung bis an den Atlantik, die Pyrenäen oder das Mittelmeer zu ihren Kunden zu gelangen, die sie jedes Jahr besuchten, um ihre Rötelstifte, ihre Wetzsteine, die in Bliesen hergestellt wurden, ihre selbstgefertigte Ofenschwärze,

Scheuer- und Silbersand (in Gronig gewonnen), ferner Sensen und Maulkörbe zu verkaufen. In nördlicher und östlicher Richtung gelangten die Rötelkrämer bis nach Schleswig-Holstein und sogar nach Ostpreußen. Im Herbst kehrten sie zurück mit ihrem Verdienst, der die Familie über den Winter bringen musste, sowie eingetauschten Waren, vornehmlich Textilien. In der Heimat feierte man die Rückkehr mit einem großen Fest und einem Markt, auf dem die Textilien feilgeboten wurden. Die Esel wurden bekränzt und so feiert man noch heute in Gronig und Oberthal die sogenannte »Eselskirmes« (zweiter Sonntag im September). Bis in die Zwanzigerjahre des vorigen Jahrhunderts wurde dieses fahrende Gewerbe noch ausgeübt, einige Personen setzten diese Tradition fort als Händler, die zwar nicht mehr auf große Fahrt gingen, sondern die Kirmesfeste der Nachbarorte mit ihrem »Bauchladen« besuchten und ihre Kurzwaren feilboten. Nachdem die Rötelgruben in Gronig bereits 30 Jahre stillgelegt waren, wurde 1921 vom Gemeinderat für Gronig und 1922 für den Kahlenberg eine Genehmigung zur Förderung erteilt, das Vorhaben wurde aber bald wieder eingestellt. Die Bewohner hatten, wie auch in anderen ehemaligen Bergbaugesenden, in den Gruben und Hütten einen besseren Arbeitsplatz gefunden.

Die Verwendung des Rötels feierte eine kleine Renaissance durch die Dörrenbacher Malerin Ursula Krewer-Bordbach, die in vielen Kursen ihr Wissen an Interessierte vermittelte. Auch die Heimatstube, die 1988 in Oberthal eingerichtet wurde, hält die Erinnerung an die Rötelkrämer wach. Ebenso zeigen sich die Dorfbewohner auf dem Brückbachfest oder anderen Gelegenheiten gerne in der Tracht der Rötelkrämer mit blauem Kittel, rotem Schal und schwarzem Schlapphut bzw. weißem Kopftuch bei den Frauen.

Heute noch kann man im Gelände (besonders zwischen Theley und Selbach) die Spuren des einstigen Rötelabbaus gut erkennen.

Tonabbau

Die Dampfziegelei Sötern

Ein anderer Betrieb, der die heimischen Bodenschätze nutzte, war die Dampfziegelei im Söterner



Ziegelei in Waldbach-Sötern

Ortsteil Waldbach. Sie wurde 1895 gegründet und als erster Betrieb im Handelsregister des Amtsgerichts Nohfelden unter der Nummer HRB₁ eingetragen. Antragsteller war der aus Saarbrücken stammende Unternehmer Otto John, der in Sötern wohnte. Mit zehn weiteren Gesellschaftern gründete er eine GmbH mit einer Einlage von 135.000 Reichsmark. Gegenstand des Unternehmens war die Fertigung von Dachziegeln, Backsteinen und ähnlichen Produkten sowie deren Vertrieb. Bereits im Jahre 1896 erhielt das Werk einen Anschluss an die neuverbaute Bahnlinie Nonnweiler – Türkismühle. Grundlage für die Ziegel- und Klinkerproduktion war Schiefer-ton, Oberton, auch Fettton genannt, und Sand. Diese wurden in einer Grube, die etwa 500 Meter vom Fabrikgebäude entfernt lag, im Tagebau gewonnen und auf Loren zur Fabrik gefahren. Über einen Schrägaufzug wurden die Materialien in zwei zueinander laufende Kastenbeschicker gekippt, um die richtige Mischung der Rohmaterialien zu erreichen (ab 1971 wurden Radlader eingesetzt). Vom Kastenbeschicker gelangte die Mischung in den Walzenbrecher, der sie zu faustgroßen Stücken zerkleinerte. Über einen weiteren Kastenbeschicker gelangte das Material dann, mit Wasser vermischt, in den Kollergang (zwei Walzen von je fünf Tonnen) und wurde anschließend durch Siebplatten gedrückt. Im Feinwalzwerk wurde das Rohmaterial von zwei Walzen durch einen 1mm breiten Spalt gedrückt und fiel dann auf ein Band, das es zur Presse beförderte. Sie bestand aus drei Kammern, dem Doppelwellenmischer, der das Material weiterbeförderte, der Vakuumkammer, in der Luft entzogen wurde und der eigentlichen Presse, die dem

Tonstrang die gewünschte Form gab. Der vollautomatische Abscheider teilte mit einem gespannten Stahldraht die einzelnen Stücke ab. Diese wurden dann auf einem Gerüst aufgesetzt und in eine der Trockenkammern geschoben. Dort wurden die Rohlinge drei Tage lang mit Warmluft von 110 bis 120 °C auf eine Restfeuchte von drei Prozent gebracht. Anschließend wurden sie von Hand in den Ofenwagen gesetzt, der in den Walter-Tunnelofen (93 m lang, fasst 34 Ofenwagen je 1.270 Rohlinge) geschoben wurde: In der Vorwärmzone herrschte eine Temperatur von 175 °C, in der Aufheizzone sind es 650 °C und in der Hauptfeuerzone zwischen 830 °C und 1.060 °C. Bei den Brennern handelte es sich um Luftmischbrenner, die mit Schweröl betrieben wurden. Wenn die Steine die Kühlzone durchlaufen hatten, wurden sie in drei Güteklassen sortiert: Die erste Sortierung waren Verblendklinker, sie mussten frost- und säurebeständig sein und durften keine Risse aufweisen. Als Belastungsklinker wurden solche bezeichnet, die zwar frost- und säurebeständig waren, aber optische Fehler, z.B. Druckstellen aufwiesen. Als dritte Sortierung galten die Hintermauerziegel, die nicht frost- und säurebeständig waren. Bis zum Jahre 1966 arbeitete man mit einem Hoffmannschen Ringofen – ein ovaler Ring, der in vier Zonen eingeteilt wurde, die sich täglich verschoben: Die erste Zone, in der die Ziegel einge-

setzt wurden («Grünlinge»), in der zweiten Zone wurden die Ziegel gebrannt, in der dritten kühlten sie ab und die letzte vierte Zone diente als Puffer, die übers Wochenende belegt wurde, damit die Produktion kontinuierlich weitergehen konnte. In der Decke der verschiedenen Zonen waren sogenannte Schuttlöcher, durch die mit einer speziellen Kohlsorte, Nuss IV genannt, gefeuert wurde. In diesem Ofen wurde nur Handarbeit geleistet, was durch die enorme Hitze für die Arbeiter große Belastungen mit sich brachte. Mit dem Bau des Tunnelofens wurde die Arbeit der Setzer (Akkordarbeiter) und Brenner erheblich erleichtert. In den ersten Jahren des Betriebes wurden zunächst nur Dachziegel und Klinker hergestellt, die in der Umgebung abgesetzt wurden. Kontinuierlich wurde die Produktpalette erweitert, und nach dem Zweiten Weltkrieg wurde das Absatzgebiet auf das gesamte Saarland ausgedehnt. Später kamen Großabnehmer aus dem Westen und Südwesten Deutschlands hinzu, sowie aus Frankreich und Luxemburg. Die Produkte wurden regelmäßig von amtlichen Versuchsanstalten überprüft auf Kriterien wie Maße und Druckfestigkeit, Scherbenrohddichte, Wasseraufnahme, Schleifverschleiß, Frostbeständigkeit sowie äußere Beschaffenheit der Steine. Diese Dampfziegelei war die einzige in der Region, die Vollklinker herstellen konnte, die qualitativ hochwertiger waren als andere Klinker. Die Zahl der produzierten Steine lag durchschnittlich bei 600.000 Klinkern pro Monat. Mit der Zeit wurden andere Materialien beim Bau eingesetzt: Die Kalk- und Bimssteine setzten sich immer mehr durch und verdrängten die Klinker. Hinzu kam noch die Tatsache, dass die damalige DDR, ein Großkunde, immer mehr zu eigener Produktion überging. Volle Haldenbestände, mangelnder Absatz und hohe Investitionen, die zu tätigen gewesen wären, zwangen die Verantwortlichen, im Dezember 1993 den Betrieb zu schließen. Im Jahre 1996 übernahm die Firma A. Gihl GmbH aus Eppelborn die Gebäude der ehemaligen Dampfziegelei und richtete dort Anlagen zum Sortieren und Recyclen von Bauschutt und zur Verwertung von Altholz ein. Im Jahre 2003 wurde auch die ehemalige Tongrube übernommen, wo eine Bauschuttdeponie einge-

Tongrube auf Hömich 1930



richtet wurde (AWW-Abfallwirtschaftszentrum Waldbach GmbH).

Weitere Ziegeleien befanden sich in Schwarzenbach («Ziegelhütte»), Birkenfeld (1985 stillgelegt) und St. Wendel – Firma Halseband auf dem Gelände des ehemaligen Basar Marktes – der Schornstein steht noch, die «Concordia» Bruch und Jochem, Dr. Kirsch und Co. und Birkenbach und Co.

Schwerspatabbau

Die Grube «Korb» in Eisen

Die Gemeinde Eisen, in der Nachbarschaft mit Sötern mit dem bereits erwähnten Klinkerwerk, lässt schon vom Namen her auf Erzfunde schließen. Bereits im frühen 13. Jahrhundert sind Eisen- und Kupfererzfunde belegt (Flurnamen «Erzkaul», «Kupferkaul»). Im 19. Jahrhundert wurden auch Steinkohlen abgebaut (Kolledub), die Stollen und Schächte sind eingestürzt und heute kaum noch feststellbar. Die als Mangan-, Eisenerz- und vor allem Schwerspatgrube bekannt gewordene Anlage Korb geht auf ihren Gründer, den Sägewerksbesitzer und Holzhändler Christian Korb zurück, der 1913 die Verleihung des Bergeigentums auf Eisenerz erhielt, nachdem die Mutung auf Mangan im Vorjahr wegen zu geringen Erzgehalts (12%) versagt wurde. 1915 wurden bereits 100 Tonnen Brauneisenstein gefördert, in den Kriegsjahren bis zu 400 Tonnen. 1917 wurde erstmals Schwerspat abgebaut, der in Kriegsschiffen als Ballast eingebracht wurde. Wie der Name schon ausdrückt, ist dieses Mineral mit einer Dichte von 3,0 – 4,5 g/cm³ schwer und wird als «Baryt» bezeichnet (griech. barys – schwer), die chemische Formel lautet BaSO₄ (schwer lösliches Bariumsulfat). Der gemahlene Schwerspat findet vielfach Verwendung als Beimischung in witterungsbeständigen Malerfarben, als Kontrastmittel beim Röntgen, bei der Herstellung von Linoleum, Kartonagen und feinsten Papieren (Fotopapieren), bei der Herstellung von Dämmmatten im Automobilbau, bei Tiefbohrungen, um die Gefahr des Zusammendrückens der Bohrgänge zu verringern oder um Explosionen vorzubeugen. Beim Bau des Regierungsbunkers an der Ahr kam Schwerspat ebenso zur Verwendung wie bei der Neunkircher

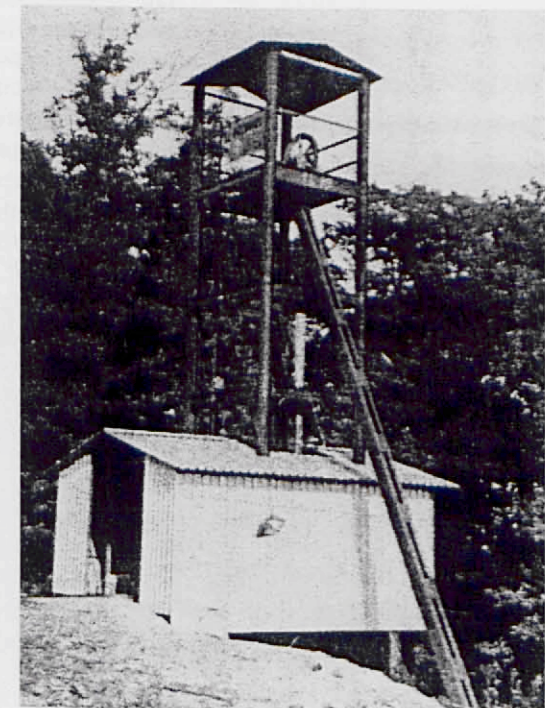
und Völklinger Hütte. Von 1919 an arbeitete der Betrieb nur sporadisch, bis er für zehn Jahre ganz eingestellt wurde, ab 1929 wurden wieder Eisenerz und Schwerspat gefördert. 1931 übergab Korb seinem Schwiegersohn Carl Ambrosius, der im Jahre 1935 die Abbaurechte für Mangan erhielt, den Betrieb. Nachdem die Schwerspatvorkommen im Tagebau erschöpft waren, ruhte der Betrieb (bis auf eine kurze Zeit des Restabbaus) bis 1947. Inzwischen war Carl Ambrosius jun. Nachfolger seines Vaters und beantragte die Wiederaufnahme der Bergwerkstätigkeit, wobei er vom Tagebaubetrieb zum Stollenbetrieb übergang. In der Nähe der Grube Korb baute die Firma Umlauf ebenfalls Baryt ab, es kam zu einer Beschwerde seitens des Herrn Ambrosius beim Bergamt, und die Firma Umlauf stellte den Betrieb ein. In der Folge führte Umlauf die Schießarbeiten bei der Firma Ambrosius durch, da er einen Sprengstoff-erlaubnisschein besaß. In den Jahren 1950 bis 53 erfolgte ein weitgehender Ausbau der Grube: Ein

neues Sprengstofflager wurde über Tage errichtet, eine Halle in Holzkonstruktion erstellt, das Mahlwerk mit Becherwerk, ein Bunker, ein Trockenofen und ein Heizölkessel in Betrieb genommen. Die Förderung stieg 1958 auf 40.000 Tonnen Schwerspat, in den Jahren 1959/60 wurde das Mahlwerk vergrößert, eine Trafostation angelegt und Verladesilos aufgestellt. Dabei hatte sich Carl Ambrosius jun. finanziell übernommen, sodass 1961 das Eröffnungsverfahren auf Konkurs eingeleitet wurde. Die Gemeinde Eisen übernahm die Rechte für das Bergwerkseigentum, die sie im gleichen Jahr an die Firma Reinshagen, Oberlinxweiler, abgab. Ein neuer Förderschacht wurde bis zur sechsten Sohle abgeteuft, untertage dringend



Ehepaar Korb, Gründer der Grube Korb

Fördergerüst am Josefschacht der Grube Korb



notwendige Ausbaurbeiten getätigt, ein neues Kauengebäude mit Betriebsbüro errichtet, die Entstaubungsanlage erneuert, die Ableitung der Grubenwässer geregelt, ein neues Sprengstofflager und eine Trafostation gebaut. Damit erhielt der Betrieb Telefonanschluss und wurde vollkommen elektrifiziert. Die Lagerhalle wurde erweitert und eine Autowaage eingerichtet, eine Silobatterie erleichterte fortan die Mengenbestimmung für den Mahlspat. In diese Zeit des Auf- und Ausbaus fällt der schwärzeste Tag der Grube: Am 2. Juli 1971 löste sich in der fünften Sohle ein Firstbrocken und begrub den Betriebsleiter sowie drei Hauer, die dabei tödliche Verletzungen erlitten. Eine beispiellose Rettungsaktion der Hauptrettungsstelle der Saarbergwerke AG und des THW Nohfelden und Nonnweiler setzten ein, um die Verunglückten zu bergen. Die Wiederaufnahme der bergmännischen Arbeiten wurde u.a. davon abhängig gemacht, dass die Belegschaften mit elektrischen Kopfleuchten ausgestattet wurden statt der bisher üblichen Karbidlampen. Im Jahre 1973 wurde mit dem Abteufen eines neuen Schachtes von 175 m durch die Spezialfirma Anton Feldhaus und Söhne (Schmallenberg, Hochsauerland) begonnen. Im folgenden Jahr wurde die Betriebs-erlaubnis erteilt und der Schacht erhielt den Namen St. Josefs Schacht. Mit der Firma Feldhaus beginnt der letzte Abschnitt der Tradition in der Grube Korb. 1976 übernahm die Firma Feldhaus alle Rechte und Pflichten aus dem Pachtvertrag mit der Gemeinde Eisen. So wurden wieder neue Anlagen erstellt und der Schacht bis zur siebten Sohle abgeteuft. Ebenso wurde das Problem mit dem Grubenwasser mit dem Bau zweier Klärbecken gelöst. Doch je weiter man in der Tiefe abbaute, desto schlechter wurde die Qualität des Schwerspates. Um die abbauwürdigen Reste noch zu gewinnen – neue Lagerstätten wurden durch zwei Gutachten nicht in Aussicht gestellt – verschnitt man den gefördertem Spat mit anderem, qualitativ hochwertigem aus Marokko, Jugoslawien und Wolfstein-Aschbach/Pfalz. Im Oktober 1987 wurde der letzte Spat aus der Grube Korb gefördert. Bis zum 12. Juli 1989 verkaufte man aus den vorhandenen Vorräten, und dann wurde die Grube geschlossen. Alle Förderstollen sowie den

St. Josefs Schacht verfüllte man mit Beton, die Klärteiche wurden entsorgt, die Gebäude abgerissen bis auf das Kauengebäude mit Betriebsbüro, das als Schutzhütte für Wanderer dient. Vor dieser Wanderhütte erinnern ein druckluftbetriebener, gleisgebundener Wurfschauellader und eine akkubetriebene Lokomotive mit je einer angehängten Lore an die einstige Bergbautätigkeit.

Die Firma Reinshagen war zeitweilig auch Betreiber der beiden Hartsteinwerke am Steinberg in Oberlinxweiler, die Schotter- und Pflastersteine für den Bahn- und Straßenbau lieferten. Gegen Ende des Jahres 1970 wird der Gesteinsabbau aufgegeben und die Abraumhalden unter Mitwirkung des Oberlinxweiler Heimatforschers Wolf Schwingel rekultiviert und im folgenden Jahr an die Forstverwaltung zurückgegeben. In den früheren Materiallagerplätzen wurde durch die Firma Reinshagen eine Elektrobaufirma gegründet (SEB – Saarl. Elektrobau GmbH). Am Nachbarberg, dem Spiemont, werden heute noch Hartsteine durch die Basalt AG, Kirn, gewonnen, die beim Straßen-, Schienen- und Wasserbau Verwendung finden oder als Split im dortigen Zementwerk der Firma Cemex zu Fertigbeton verarbeitet werden. Ein Teil des Spiemontbruches dient als Erdmassendepotie und dem Recyclen von Bauschutt.

Die Bierbrauer

In den vergangenen Jahrhunderten gab es die heutigen Großbrauereien, die Millionen von Kunden mit ihren Erzeugnissen versorgten, noch nicht. Vielfach brauten die Wirte ihr Bier nur für den eigenen Ausschank, nur wenige Brauer belieferten auch Kunden in der Nachbarschaft. So skizzieren wir beispielhaft die Brauereitätigkeit in St. Wendel, die eine entsprechende Tradition seit 1570 als historisch belegt aufweisen kann. Unterbrochen durch den Dreißigjährigen Krieg ist die Brautradition seit 1665 wieder nachgewiesen, und die Bedeutung der Stadt als Wallfahrtsort ließ die Zahl der Braustätten bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts auf zehn (vielleicht elf) ansteigen, fast alle lagen in unmittelbarem Bereich der Wallfahrtskirche. Von allen Brauereien seien hier zwei Beispiele erwähnt, die größere Bedeutung erlangten, die Brauereien Riegel und Paqué. Die

Brauerei Riegel ist die Nachfolgerin der Braustätte Keller, damals das »Rote Haus« genannt, ein Treffpunkt freiheitlich gesinnter Bürger, die gegen die herzogliche Regierung opponierten (heute das »Spinnrad« am Dom). Amanda Riegel, Tochter des aus Württemberg stammenden Apothekers Friedrich Ludwig Riegel, heiratete 1852 den Bierbrauer und Wirt Nikolaus Keller. Amandas Bruder, der spätere Apotheker Dr. Ludwig Riegel, übernahm 1880 die Brauerei Keller, in die sich seine Schwester eingeheiratet hatte, und verlagerte die Braustätte in die Lindenau. Die beiden Söhne Dr. Riegels führten die Brauerei weiter, die dann Herrmann Riegel im Jahre 1902 an die Karlsbergbrauerei in Homburg verkaufte. Damit endete die Brautätigkeit der Familie Riegel.

Die bekannteste Braustätte, die vielen Zeitgenossen in guter Erinnerung geblieben ist, ist die der Familie Paqué, deren Vorfahren aus Lothringen gegen Ende des 17. Jahrhunderts nach Urweiler einwanderten. Im Jahre 1836 begann Michael Paqué in der Kelsweilerstraße 3 mit dem Bierbrauen (heute »Portofino«), nachdem er in Süddeutschland und Norditalien »auf der Walz« seinen Beruf erlernt hatte. Beim Bier brauen erfolgte das Maischen im Brauhaus, wobei zwei Ochsen ein Göpelwerk bedienten, welches das Rührwerk in der Maischepfanne antrieb. Nach der Kühlung wurde die Würze in große Fuhrfässer abgefüllt, die dann in Felsenkeller, die »Am Echo« in den Gudesburg getrieben worden waren, gebracht wurden. In großen Eichenfässern erfolgte die Gärung während acht bis zehn Tagen. In einem Lagerkeller konnte das Bier je nach Sorte zwischen acht und zwölf Wochen nachgären. Wichtig für die Gärung und Lagerung des Bieres ist die richtige Temperatur (zwischen 0 und 4 °C). Zu diesem Zweck wurde ein Eiskeller mit den Maßen 25 x 15 m in den Felsen des Gudesberges getrieben, in dem man im Winter das Eis von sogenannten Eisweihern einbrachte. Daneben erzeugte man auch Eis, indem man an kalten Tagen Wasser über ein Holzgestell rieseln ließ, sodass sich Eiszapfen bildeten, die man bei Arbeitsbeginn abbrach und über eine Rutsche in den Eiskeller leitete. Im Jahre 1884 wurde das neue Gebäude am Gudesberg errichtet, das vielen Zeitgenossen noch in Erinnerung



Traditionszug der Brauerei Paqué

ist. Hier waren das Sudhaus und die Braustuben untergebracht. In die neue Braustätte wurde eine Dampfmaschine zur Energieerzeugung installiert, weitere Ausbaumaßnahmen betrafen die Installation einer eigenen Mälzerei. Bis zum Beginn des Zweiten Weltkrieges stieg die Produktion ständig. Nach der Beseitigung der Kriegsschäden erlebte die Paqué Brauerei, auch durch die Einführung einer Flaschenabfüll- und Reinigungsanlage, eine Ausweitung ihres Kundenstammes. Das Absatzgebiet umfasste das gesamte Kreisgebiet und die Randgebiete der Landkreise Ottweiler und Birkenfeld. Vielen ehemaligen Bierfreunden sind heute noch die Marken dieser Brauerei bekannt: Wendalinusbrau, Felsenkeller, St. Wendeler Bier oder das zur Weihnachtszeit gebraute Bockbier.

Blick vom Gudesberg auf St. Wendel



Nach dem wirtschaftlichen Anschluss des Saarlandes an die Bundesrepublik im Jahre 1959 wurde es für die kleineren Brauereien immer schwerer, sich gegen die Konkurrenz der Handels-höfe, Warenhausketten und Einkaufsbasare durchzusetzen. So verkaufte der letzte Besitzer, Walter Paqué, das Unternehmen 1967 an die St. Ingberter Brauerei Becker, die dann wiederum von der Karlsbergbrauerei in Homburg übernommen wurde.

Das St. Wendeler Bier wird heute wieder als so genannte Billigmarke hergestellt und vertrieben. Die Gebäude am Gudesberg kaufte die Stadt St. Wendel im Jahre 1981 und ließ sie später abreißen.

Die Tabakindustrie

Zentrum der Tabakindustrie war die Kreisstadt St. Wendel. Obwohl weit abgelegen von den Tabakanbauregionen der Pfalz und Badens, entwickelte sich St. Wendel als Grenzstadt zwischen Kurtrier und Pfalz-Zweibrücken als Importeur des Rohtabaks und seiner Weiterverarbeitung. Der Grund lag in den unterschiedlichen Zöllen: Rohtabak konnte günstiger eingekauft werden als Fertigwaren, die mit viel höheren Zöllen belegt waren. Seit Mitte des 18. Jahrhunderts wurde in vielen kleinen Hausbetrieben, den »Tabakstuben«, der Rohtabak zu einem Strang und anschließend in ein Deckband gerollt. Diesen Vorgang nannte man in Anlehnung an die Woll-

verarbeitung das »Tabakspinnen«. Diese lange »Tabakwurst« wurde dann auf ein Rundholz, das man »Mühlstock« nannte, aufgewickelt und bei Bedarf wieder abgewickelt zu kleinen Portionen, die man ähnlich wie bei einem Hering mit einem Hölzchen durchstach (»Pinnnagel«) – der Rolltabak (»Rolles«) war geboren. Diese St. Wendeler Spezialität war bei den Bergleuten im Saar- und Ruhrrevier, ja bis nach Oberschlesien sehr beliebt. Die Bergleute, die unter Tage nicht rauchen durften, schnitten ein Stück vom Rolltabak ab und steckten diesen »Priem« genannten Tabak in die Backentasche. Durch Kauen steigerten sie den Tabakgenuss und förderten den Speichelfluss, wodurch wiederum der Gesteins- und Kohlenstaub gebunden wurde. Aus drei dieser privaten Tabakspinnereien gingen größere Betriebe hervor: Kockler, Schaadt und Marschall, die ihre Gründung alle auf das Jahr 1827 zurückführen. Gründer der Tabaktradition war Nicola Kockler, ein Sohn des Gerbermeisters Michael Kockler, der neben dem bereits erwähnten Rolltabak um die Mitte des 19. Jahrhunderts den Tütentabak herstellte, der auch bei den Berg- und Hüttenleuten sehr geschätzt war. Die Firma entwickelte sich so gut, dass 1906 in der Wendalinusstraße ein neues Wohnhaus mit angebauter Fabrik errichtet wurde, die 1936 erweitert werden musste. Der Erste Weltkrieg brachte die Tabakfabrikation zum Erliegen, und die Abtrennung des Saargebietes (Grenze: St. Wendel-Urweiler), das unter das Völkerbundsmandat geriet, ließ die ehemaligen Kunden im »Reich« unerreichbar werden. Deshalb wurde in Türkismühle, in der heutigen Trierer Straße auf dem Gelände der Küchenmöbelfabrik Schmidt, 1925/26 ein Zweigwerk errichtet, von dem aus die ehemaligen Kunden beliefert werden konnten. Nach der Rückgliederung des Saargebietes 1935 wurde die Fabrikationsstätte im Jahre 1937 wieder aufgegeben und eine Bank zog in das Gebäude ein. Der Zweite Weltkrieg machte die Einfuhr ausländischer Tabake fast unmöglich, der Tabakkonsum wurde durch die Ausgabe von Raucherkarten reglementiert. In dieser und vor allem der Nachkriegszeit versuchten viele Tabakfreunde, durch eigenen Anbau und Fermentierung ihren Konsum zu decken. Der Tabak wurde zu einer Art »Ersatz-

währung«, um im Tausch andere benötigte Waren zu erhalten. In den Kriegsjahren war die Situation der beiden anderen Tabakfabriken Schaadt und Marschall ähnlich schlecht, und so wurde die Fabrikation der Firma Kockler in die Räume der Marschallfabrik in der Werschweilerstraße verlegt (»Kriegsbetriebsgemeinschaft«), der Kocklersche Betrieb diente als Lagerhalle. Das neue Firmenprodukt hieß »Marko« – MARSchall-KOCKler. Mit dem Zigarettenfabrikanten Eilebrecht, der in Homburg die beliebte Zigarettenmarke »Bali« herstellte, wurde 1947 ein Abkommen geschlossen, dass in einem Teil der Kocklerschen Fabrik auch Zigaretten hergestellt wurden. Anfangs der Fünfzigerjahre des vergangenen Jahrhunderts ging dann die Tabakfabrikation ständig zurück. 1959 wurde auch die Zigarettenherstellung eingestellt, und im Jahre 1960 wurde das Betriebsgelände an die Firma Siemens verpachtet, die sich jedoch 1970 wieder zurückzog. Von 1960 bis 62 wurden die Kocklerschen Produkte von einer anderen St. Wendeler Firma hergestellt, aber von der Familie Kockler vertrieben.

Die Tradition der Tabakfirma Schaadt begründete Peter Schaadt, ebenfalls im Jahre 1827, daneben betrieb er noch einen Handel mit Zigarren und ausländischen Gewürzen sowie damals seltenen Südfrüchten. Seinen Rohtabak bezog er aus der Pfalz und aus Baden, seine Kunden kamen aus dem gesamten Saargebiet. Sein Sohn August steigerte die Produktion und kaufte 1890 von dem Fabrikanten Hentrich aus Nordhausen im Harz das Rezept für den berühmten Nordhäuser Kautabak. Das Geheimnis jeder Tabakmischung liegt in der Tabaksoßenzusammenstellung, auch Flavour genannt. Bei der Nordhäuser Marke waren es über 16 Zutaten. August Schaadt baute die Produktion in der Balduinstraße aus, er ließ eine bei der Firma Lanz in Mannheim bestellte Dampfmaschine 1893 aufstellen, die neben den Produktionsmaschinen über einen Dynamo auch den Strom für das Wohnhaus der Familie lieferte. Die nächste Generation Herrmann Peter Schaadt führte das Unternehmen während des Ersten Weltkrieges und der Nachkriegszeit. Nach dem Anschluss des Saargebietes an das Deutsche Reich 1935 lieferte die Firma ihre Tabake in ganz

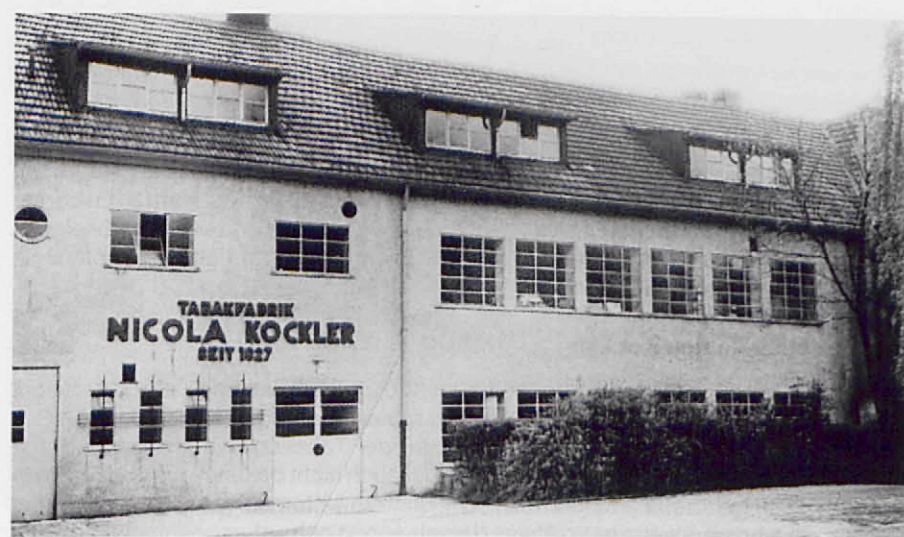
Deutschland bis nach Königsberg (Ostpreußen) aus. In den ersten beiden Kriegsjahren des Zweiten Weltkrieges erreichte der Absatz an Rolltabak einen Höhepunkt, als von staatlicher Seite aus den Bergleuten Sonderrationen zugeteilt wurden. Im Sommer 1942 kam der Stilllegungsbescheid, im Mai 1946 wurde die Produktion in bescheidenem Ausmaße wieder aufgenommen (Krüll- und Feinschnitt). Ende 1956 übernahm Sohn Helmut die Leitung der Fabrik, die nach dem wirtschaftlichen Anschluss des Saarlandes an die Bundesrepublik den dortigen Konzernen nicht mehr gewachsen war und deshalb 1961 die Produktion einstellen musste.

Die größte Tabakfabrik St. Wendels wurde von der Familie Marschall gegründet, die aus Belgien nach St. Wendel eingewandert war. Emanuel Jakob Marschall eröffnete 1827 im Hause seines Vaters in der Balduinstraße eine Tabakspinnerei. Abnehmer fanden sich im Nahegebiet, der Pfalz und im Hochwald. Als 1873 der Sohn, Jakob Marschall, sich mit der ältesten Tochter des Tabakfabrikanten Peter Schaadt vermählte, baute er sich in der Schlossstraße eine eigene Fabrik. Die Fabrik des Vaters führte der jüngste Sohn, Wilhelm Marschall, fort, der 1913 ledig starb. Die Erbgemeinschaft kaufte die von Jakob Marschall gegründete Fabrik, die inzwischen von dem Kaufmann Johann Wassenich übernommen worden war, wieder zurück. Damit gelangte diese in das Gesamtvermögen Marschall. Die Firma wurde von Wilhelm Scherer als Geschäftsführer, ab 1926 von Franz Keune als kaufmännischem Leiter geführt. Der Erste Weltkrieg brachte auch hier einen Einbruch in der Produktion. Als das Saargebiet vom Deutschen Reich abgetrennt wurde, versuchte man die alten Kunden durch ein Zweigwerk in Alzey (ab 1925) zu beliefern. Nach der Rückkehr des Saargebietes erlebte die Firma unter Keune und Scherer einen rasanten Aufschwung, und so entschloss man sich zu einem Neubau in der Werschweilerstraße (1936). Diese neue Fabrik galt als die modernste in ganz Deutschland. Während des Zweiten Weltkrieges gab es, wie bei anderen Firmen, Engpässe bei ausländischen Lieferanten. Nach dem Krieg brachen die deutschen Märkte durch die Abtrennung des Saarlandes weg,

Quellen:

- Benoist, Reimund:** Weißes Gold und schwarze Diamanten, Dörrenbacher Heimatbund e.V. 2010
- Benoist, Reimund:** Die Sachsen-Coburgischen Grubenbaue in Dörrenbach, in: Heimatbuch des Landkreises St. Wendel 1993/94
- Stoll, Berthold:** Die Steingruben im oberen Ostertal, in: Heimatbuch des Landkreises St. Wendel 1985/86
- Petto, Walter:** Eisen und Erz im Hochwald, Verein für Heimatkunde Nonnweiler 1997
- Jost, Antonius:** Der Eisenhammer von Nonnweiler, in: Heimatbuch des Landkreises St. Wendel 1965/66
- Braun, Alban:** Die Maria Hütte im Wandel der Zeit, in: Im St. Wendeler Land, 1972, hgs. KSK St. Wendel
- Drocur, Alois:** Erzgräberei und Eisenverhüttung im Hochwald, Verein für Heimatkunde, Nonnweiler 1983
- König, Toni:** Besuch im Mineralogischen Museum in Oberkirchen, in: Im St. Wendeler Land, 1974, hgs. KSK St. Wendel
- Müller, Manfred:** Die Achat Schleiferei der Familie Schley in Nohfelden, in: Heimatbuch des Landkreises St. Wendel 1963/64
- Jäckel, Herbert:** Schmucksteingewinnung im Bohnental, Manuskript 2010
- Klein, Karl-Heinz:** Die Oberthaler Rötelgräber, in: Heimatbuch des Landkreises St. Wendel 1987/88
- Klein, Adolf:** Die Rötelhändler, in: Die Geschichte der Gemeinde Gronig, hgs. Von der Gemeinde Gronig, 1973
- Gottesleben, Leo:** Geologische Beschreibung des Rötels und seine Verwendung, in: St. Wendeler Land, Heimatbuch des Landkreises St. Wendel 1951
- Maul, Martina:** Die Geschichte der Dampfziegelei Sötern GmbH, Facharbeit in Geschichte 1995
- Eifler, Emil und Gihl, G.:** Mündliche Auskünfte

Tabakfabrik Kockler



Quellen (Fortsetzung):

Schwickert, Sonja: Die Schwerspatgrube Korb in Eisen, Facharbeit in Geschichte 1991

Baumann, Fritz: 100 Jahre Gesteinsabbau Print Concept, Treis-Karden 2002

Fuchs, Reimund: St. Wendeler Bier, in: Heimatbuch des Landkreises St. Wendel 1981/82

Fuchs, Reimund: Nachtrag, in: Heimatbuch des Landkreises St. Wendel 1983/84

Fuchs, Reimund: St. Wendeler Tuwak, in: Heimatbuch des Landkreises St. Wendel 1983/84

Heck, Viktor: Aus der Geschichte der Primstaler Mühlen, GBO 2007, Völklingen

Ohne Autorengabe: Ein untergegangener Handwerkszweig, in: Heimatbuch des Landkreises St. Wendel 1969/70

konnten aber weitgehend durch Lieferungen nach Frankreich und in dessen Kolonien wieder aufgefangen werden. Nach dem wirtschaftlichen Anschluss des Saarlandes an die Bundesrepublik fielen dann die letztgenannten Absatzgebiete weg und auch die früheren Marktanteile in Deutschland konnten nicht wieder zurückgewonnen werden. Bis 1969 stellte man die eigene Produktion noch selbst her, dann verkaufte man die Marken an die Trierer Firma Scheidt und Sohn. Das »Marschallhaus« in der Balduinstraße war schon 1963 an die St. Wendeler Eisenwarenfirma Anton Kirsch verkauft worden. Die Fabrik in der Werschweilerstraße wurde an die Firma Siemens verpachtet, alle ehemaligen Arbeiter der Firma Marschall wurden übernommen. Im Jahre 1970 zog sich Siemens aus St. Wendel zurück. Eine Papierfabrik nahm hier ihre Produktion auf, die aber 1984 in Konkurs ging. Heute befindet sich dort das Unternehmer- und Technologiezentrum St. Wendel (UTZ).

Die Gerbereien

Ein traditionsreiches Gewerbe in der Kette der Versorgung der Bevölkerung mit Kleidung und Ausrüstungsgegenständen ist in der Mitte des 20. Jahrhunderts im Hunsrück-Hochwald-Raum ausgestorben: das Handwerk der Gerber. Fast in jedem Ort gab es einen Schuhmacher, der die Menschen mit Schuhwerk aller Art versorgte oder den Sattler, der das Zaumzeug für die Zugtiere herstellte. Sie bezogen das Leder auf Märkten von Gerbern, die ihre Grundstoffe Häute und Lohe von den einheimischen Bauern oder aus Übersee bezogen. Gerade in unserer Gegend verdienten sich die Bauern neben der Landwirtschaft oft in der Niederwaldbewirtschaftung einen lohnenden Nebenverdienst. Sie fällten Eichenstämmchen und schälten die Rinde ab. Die getrocknete Rinde nennt man Lohe. Sie wurde in den zahlreichen Lohmühlen gemahlen oder gepresst und dann an die Gerber verkauft. Der Gerber legte die Felle und die Lohe schichtweise in Gruben und wässerte sie gut ein. Durch die in der Eichenrinde enthaltene Gerbsäure wurden die Felle in einem 15 bis 18 Monate währenden Prozess haltbar gemacht und konnten weiter verkauft werden. Als Nebenprodukt fiel der aus der verbrauchten Lohe durch Stampfen und Trocknen erzeugte Lohkäse an, der als billiges Brennmaterial diente. Durch das Vordringen der fabrikmäßigen Herstellung des Leders durch chemische Gerbstoffe verloren die Bauern ihren Nebenverdienst und die Gerber ihre Absatzmärkte an die billigere Fabrikkonkurrenz. Ein weiterer Grund mag auch die starke Geruchsbelästigung gewesen sein, die von den Gerbereien ausging und die um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts einer starken Ausdehnung der Ortschaften hinderlich gewesen war. In unserem Raum ist diese Tradition gut dokumentiert für die Lohmühlen an der Prims und die Gerbereien am Todbach in St. Wendel.



Gerberei am Todbach

Mariahütte, genannt »Die Buss«**Fakten, Gedanken und Meinungen zur Entstehung des Namens**

Auf halber Höhe zwischen Kastel und Nonnweiler, unmittelbar an der Prims, liegt ein altes Hüttenwerk, die Mariahütte; in den umliegenden Dörfern noch immer die »Buss« genannt, das heutige Werk Diehl.

- *Forstmühle* nennt sie das Eberswälder Weistum 1589;
- *Forstwäldchenschmelze* nannte sie Hauzeur 1722/1725;
- *Buß* nannten sie die Braunshauer Arbeiter um 1745;
- *Mariahütte* nannte sie Karl Gottbill 1765.

In einigen Quellen wurde der Ursprung dieser Hütte mit dem »Eberswälder Hammer« in Verbindung gebracht, was keinesfalls der geschichtlichen Wahrheit entspricht. Da diese falsche Darstellung auch in jüngster Zeit des Öfteren durch die Zeitungen ging, soll ihr hier mit einer Klarstellung eindeutig widersprochen werden. Einer der besten Kenner der Eisenindustrie des Hochwaldes im 18. Jahrhundert, Walter Petto, Studienrat aus Saarbrücken, hat sich mit seinen Arbeiten: »Zur Entstehungsgeschichte der Mariahütte« und seinem Buch »Erz und Eisen im Hochwald« um die Geschichte dieses Werkes sehr verdient gemacht. In seinen Veröffentlichungen über diese Hütte findet sich der Beweis, dass sie auf die frühere kurtrierische »Forstwäldchenmühle« und die etwas spätere »Forstwäldchenschmelze« zurückgeht und am Anfang nichts mit dem Eberswälder Hammer zu tun hatte. In einigen seiner Ausarbeitungen beschäftigte er sich auch mit der Entstehung des Namens »Buss«. Für ihn stand letztlich der Übergang des Namens von »Bußwiese zu Buss« eindeutig fest.

Ich habe durch jahrelange Recherchen in verschiedenen Archiven, auf der Hütte, insbesondere aber im Pfarrarchiv der Pfarrei St. Wilfrid, Kastel, alle Details zusammenzutragen versucht, die mit dem Namen »Buß« zusammenhängen. Diese Daten habe ich Walter Petto 1996 vorgetragen, aus heutiger Sicht leider unvollständig und unzureichend.

Mit diesem Artikel soll keinesfalls der Versuch gemacht werden, einen exakten, wissenschaftlichen Beweis für die Entstehung des Namens »Buß« zu führen. Den gibt es nicht und es wird ihn auch in Zukunft nicht geben, da die Entwicklung mündlich abgelaufen ist und Beweise nicht existieren. Wenn wir uns aber mit den diesbezüglichen Vorgängen in der Zeit zwischen 1722 und 1740 ernsthaft auseinandersetzen, schildern uns die Vorgänge einen Sachverhalt, der einer geschichtlichen Wahrheit näherkommt als alle sonstigen, noch so anspruchsvollen Deutungsversuche.

Lassen wir also die wenigen Fakten zu uns sprechen und versuchen wir uns in jene Zeit zurückzusetzen; in die Verhaltensweisen und Umgangsformen der Hüttenarbeiter untereinander, aber insbesondere mit ihren Pastoren.

Als Petto sein Buch »Erz und Eisen im Hochwald« vorbereitete, wollte er sich den bis dahin vage erkennbar werdenden neueren Erklärungen über den Namen »Bußwiese« noch nicht anschließen. Er hat an allen wesentlichen Teilen mitgearbeitet, fast alle Urkunden tragen die Handschrift seiner Schriftdeutung und oft haben wir über die Namensherleitung der »Buß« diskutiert, aber ihm erschienen die bis dahin erarbeiteten neueren

Von Wilfried Hauptenthal

Hinweise, in den Jahren vor 1997, zu einfach und primitiv zu sein.

Von keiner der vier in seinem Buch erwähnten Deutungen über die Namensherleitung der »Buss« war er überzeugt. Er suchte nach einer Deutung, die aus einem »alten Flurnamen« abzuleiten wäre, wofür sich aber keinerlei Bezüge ergaben und sich nirgends etwas nachweisen ließ. Trotzdem wollte er darüber eine neue Ausarbeitung in Angriff nehmen, doch leider verstarb er im September 2003, für die geschichtliche Hüttenforschung ein herber Verlust.

Die eigentlichen früheren Wurzeln der späteren Hütte sind bekannt, aber erst die Gründung durch Hauzeur im Jahr 1722 wird als Anfang dieses Betriebs gesehen, der ab 1765 »Mariahütte« heißt.

Aus den Pfarrakten der Pfarrei Kastel, zu der die Hütte bis kurz vor 1800 gehörte, und die mir zur Verfügung stehen, hatte ich Herr Petto alle diesbezüglichen Daten ausgearbeitet und übergeben. Er hat sie zum großen Teil übernommen, nachdem er sie akribisch überprüft und Irrtümer korrigiert hatte. Trotz alledem war er nicht bereit, den neueren Gedanken in letzter Konsequenz zu folgen. Ich hatte bei meinen Ausarbeitungen einiges übersehen, für ihn nicht exakt genug ausgearbeitet. Nach 2003 kamen einige, bedeutende Hinweise hinzu.

Namensentstehung aus heutiger Sicht (Stand Dez. 2010):

1. Die Herleitung des Namens »Buss« von »Bußwiese« ist unbestritten, deshalb konzentrieren sich alle Überlegungen auf die Herkunft des Begriffs »Bußwiese«.
2. In den Urkunden des Amtes Grimburg, zu dem dieses Terrain bis 1793 gehörte, fand sich bis 1755 kein Hinweis auf »Buß« oder einen ähnlichen Begriff, obwohl es verschiedentlich behauptet wurde. Dieser Name wurde im Amt Grimburg erst 1755 und später aus den Kirchenbüchern übernommen bzw. nachgetragen.
3. Weder in Urkunden des Heinrich von Finstigen 1398, noch in den Eberswälder Weistümern von 1526 und 1598 ist der Name »Bußwiese« erwähnt. In den Urkunden finden sich lediglich Hinweise, z. B. auf »Wiese an der Prims«, »Koll- oder Wenningwiese« und die Ellerswiese, die schon 1589 im Salbuch des Amtes Grimburg erwähnt ist. Dieser Wiese kommt in den heutigen Überlegungen eine besondere Bedeutung zu, worauf später noch eingegangen wird.
4. In den Grenzstreitprozessen zwischen den Gemeinden Kastel und Braunshausen (Lothringen – Kurtier) um eine Verlegung der Prims auf einen Abschnitt etwas unterhalb der späteren Hütte um 1728 gibt es ebenfalls keinen Hinweis auf »Bußwiese«. In den sonst so ausführlichen Tholeyer Urkunden zu diesem Vorgang heißt es nur »cours de la Bremse«.
5. In den Akten Hauzeurs bis 1745, der Gottbills bis 1826 und ebenso in den späteren derer von Beulwitz nach 1826 findet sich weder das Wort noch irgendein Zusammenhang mit »Buß«. Sie alle lehnten das Wort »Buß« als Ortsangabe der Hütte kategorisch ab – für sie war »Buß« ein Schimpfwort.
6. Die Ortsgeistlichen schreiben den Zusatz »Vulgo Buß« ab 1722 als Ortsnamen in die Taufbücher. Sie, die den Namen zuerst übernahmen, wussten zunächst nicht, woher dieser Name kommt? Er wurde ihnen lediglich mündlich übermittelt, und obwohl sie die »Verursacher« waren, hätte sich für sie bei einer bekannten, anerkannten Ortsangabe der Zusatz »Vulgo« erübrigt.
7. In der Naudin-Karte von 1738 findet sich keine Bezeichnung und in der offiziellen Karte »Plan der Herrschaft Eberswald« von 1777 ist »Eisenschmelze« eingetragen, von »Buß« keine Spur.
8. Der Begriff »Buß«, in mehreren alten Schreibweisen, findet sich schon in den frühesten Weistümern in unserem Raum, z. B. 1446 Busse Quierschied, Buße 1450 Tholey, Boiß 1460 Lisdorf und bedeutet immer Buße, Strafe oder Wiedergutmachung, sowohl im religiösen als auch im finanziellen Sinne, und bedarf in diesem Zusammenhang keiner weiteren Erläuterung. Lediglich regionale Eigenheiten und lokale Unterschiede sind hierbei zu bedenken.

9. Im Eberswälder Weistum von 1589 heißt es über Bußen (Strafen): Die Gelder werden zwischen Kurfürsten und denen Hunolstein-Söttern geteilt.

Zusammenfassung

Der Name »Buss« als Ortsangabe ist weder geschichtlich, noch geologisch, noch etymologisch, noch von irgendeiner Autorität herzuleiten, alle diesbezüglichen Überlegungen entsprechen nicht den Gegebenheiten vor Ort in der »Entstehungszeit« dieses Namens, der sich etwa zwischen 1740 und 1750 mündlich (vulgär) herausgebildet hat.

»Bußwiese« konnte nur von einer Personen-Gruppe aus Braunshausen eingeführt werden, die sowohl auf der Hütte arbeitete, als auch den Begriff »Buße« aus den Vorgängen innerhalb der Pfarrei Kastel herleiten konnte. »Bußwiese« nannten sie die Wiese des Kasteler Pastors an der Prims unterhalb der Forstwäldchenschmelze. Dort mussten säumige Geldleiher zur Absicherung der Rückzahlung als »Buße« für ausstehende Forderungen des Kasteler Pastors mit ihren Wiesen haften.

Einige Braunshausener wollten Sonderrechte des Pastors in dieser Zeit einfach nicht anerkennen, z. B. Frondienste außerhalb ihres Staatsgebietes zu leisten, sowie eine übliche Zehntablieferung; sie stellten den Zehnt an Feldfrüchten einfach an die Ackergrenze, lehnten Instandhaltung und Pflege des Kirchhofes ab und so weiter. Sie empfanden viele Pflichten als »Buße«, weil sie Schwierigkeiten mit den Pastoren hatten.

1762 und später schreibt Pastor Leonhardt: »Im Hamm trierischer Jurisdiktion meinen Noval gehalten auf der Schmelz in Herrn Roussel untersten Stuben«. Hierbei handelt es sich vermutlich um die Felder »Oberer und unterer Hamm« *Chronik III Seiten 5r.*

Jahr 1761, 26. Juli hab ich meinem im »Hamm trierischer Jurisdiktion« gelegenen und habenden Hafer Schaden Novalien halber nach vorangegangener Publikation von vormittags im hohen Dienst, besagten Nachmittag zwischen ein und zwei Uhr in Herrn von Roussel Behausung untersten Stuben »auf der Schmelz« in Gegenwart von Herrn Otto, Kellermeister, Emi. Laschheit ...

Pastor Peter Leonhardt, seit 1748 in Kastel, schreibt 1761 noch »auf der Schmelz« für die Behausung des Hüttenherrn de Roussel. Der Seelsorger der Hüttenleute, der später das Wort »Buß« ins Taufregister übernimmt, weiß 1761 noch nichts von »Buß«. Der Name, den schon kurz nach 1740



die wenigen Hüttenleute benutzten, war noch nicht zu ihm gedrungen, oder er wollte ihn nicht benutzen, worauf später noch eingegangen wird.

Die »Bußwiese« reichte oben (nördlich) bis zur alten Forstwäldchenschmelze und unten (südlich) bis zur Einmündung des Münzbachs in die Prims. Dort stießen ca. neun Morgen an lothringisch-kasteler Gebiet an. Sie schloss später viele kleinere Wiesenbezeichnungen ein. Diese wurden überdeckt von dem Begriff »Bußwiese«.

Diesen Namen dehnten französische Landmesser im Urkataster, vor und nach 1804, auf die linksseitigen Primswiesen zwischen der Eisen-schmelze und der Kasteler Banngrenze Primsmünzbach aus. »Bußwiese« hieß hierbei nur die rechte Hälfte der Talaue unmittelbar an der Prims, die linke Hälfte zur heutigen Straße bzw. zum Wald bestand aus Ackerland. Aus der vulgär entstandenen »Bußwiese« bildete sich 1745 innerhalb der Pfarrei Kastel in den Dörfern Braunschhausen und Kastel der Begriff »Buß« aus »Bußwiese«. Dies geschah, als Hauzeur nach 1738 begann, die Hütte vom Forstwäldchen in die weiter primsabwärts gelegene »Bußwiese« zu verlegen.

Das Gelände der alten Forstwäldchenschmelze gehörte nicht zur »Bußwiese«, und die Verlegung der Hütte war schon in den letzten Lebensjahren Hauzeurs, aus platztechnischen Gründen, vor allem aber wegen der Wasserkraft und dem dafür erforderlichen Gefälle, begonnen worden. Deshalb auch die große Entfernung (ca. 200m) der neuen, niederen Hütte vom alten Standort unterhalb des Weihers, der wiederum oberhalb der »Bußwiese« lag, wo die Kasteler Pfarrer ebenfalls Sonderrechte hatten, nämlich im »Oberen und unteren Hamm«.

Begründung

Braunschhausen war vor 1680 zur Pfarrei Kastel gekommen, als die Bewohner sich entscheiden konnten evangelisch zu werden oder katholisch zu bleiben. Sie wollten katholisch bleiben, und obwohl sie zu Kurtrier gehörten, wurden sie nun von dem lothringischen Pfarrer von Kastel verwaltet. Die damaligen Pfarrer von Kastel, Paulin Fischer, 1704–1748 und Peter Leonhardt, 1748–1778, verliehen Geld der Kirchenfabrik Kastel,

wie damals üblich und setzten in einen Darlehensvertrag einen Passus für den Fall ein, dass Schwierigkeiten mit der Rückzahlung eintreten könnten, denn sie waren zum Erhalt des Kapitals der Kirchenfabrik verpflichtet.

In einer Urkunde vom 28. Juli 1743 heißt dieser Passus im Wortlaut: »In Eller-Strunck in der Eng, oben an Eller-Strunck, mitten in der Bruchwiese so zusammen ein halb Futter(Fuder) Heu außmachen, wie sie beid Eheleut dieses zu bekräftigen sich eigenhändig unterzeichnet.« ... (Fuder Heu gilt hier als Größenangabe der gepfändeten Wiesen). Dies belegen Akten und Notizen aus der Zeit zwischen 1724 und 1743 in der Kasteler Pfarrchronik III.

Neue Einzelheiten 1997 bis 2007

Hinzugekommen sind nach 1997:

1. Das Auftauchen der »Naudin-Karte von 1738« im Internet;
2. Die Grenzverträge von 1728;
3. Vor allem die Tatsache, dass zwischenzeitlich, vermutlich die Bruchwiese, mit Sicherheit aber die Ellerwiese, (Erlenwiese) als eindeutige Primswiese nachzuweisen ist. Letztere im Eberswälder Weistum von 1589:

Jenseits der Bach (Prims) hat Schnur Hans von Otzenhausen ein Plätzchen in Händen, heißt die Ellerwies, stößt oben zu an die Wennigswiese und unten zu an Willibrods Peter, über obengemeldetes Plätzchen ist ein Term gemacht

Aus Kaufverträgen von 1735 lässt sich die Lage der Ellerwiese ermitteln; »unten an Ellerwies, oben an Münzwies« liegt die Wiese, die Johann Schömer Herrn Hauzeur verkauft. Diese Wiese lag an der Prims, wozu die Bezeichnungen »oben« und »unten an Eller-Strunck in der Eng« (Engstelle) gehören, die im Vertrag von 1743 als Pfand eingesetzt sind. Von Ellerwiese zu Ellerstrunck gibt es sicher einen erklärbaren, örtlichen Zusammenhang.

Die Bezeichnung »Vulgo« wurde ebenfalls nicht entsprechend ihrer Bedeutung in die Entwicklung einbezogen, weil sie doch einen neuen, ungewöhnlichen, vorher nicht bekannten Namen einführt.

Bleibt also nur die Frage nach den Gründen für die Namensherleitung der »Bußwiese«, die sich aus Gegebenheiten der Pfarrei Kastel, zu der Braunschhausen und die Hütte damals gehörten, erklären lassen. Der lothringische Pastor von Kastel hatte Kurtrierer Wiesen, die ihm zur Sicherheit von Darlehen und sonstigen Forderungen als Pfand dienten. Obwohl diese Wiesen unter Trierer Jurisdiktion standen, hatte der Pfarrer von Kastel daran Sonderrechte für die Absicherung bestehender Forderungen, wie z. B. Rückzahlung von Darlehen der Kirchenfabrik, Anrechte auf Zehnt und ähnliche Einkünfte, wie die Pfarrchronik an mehreren Stellen belegt.

Heut den 28. Juli haben vor mir Unterschiedenem Pastore im Besein zweier Synodalen nämlich Hans Peter Schneider und Michael Latz; Hans Peter Barth und Maria Mörsdorf, Eheleute von Braunschhausen gelehnt und empfangen an Kirchgeld 15 Rthl. sage fünfzehn Rthl. Trierischer Währung zu einer Versicherung haben sich der Kirch 4 Stück Wiesen verpfändet:

1. Das erste unter der Aue
 2. In Eller-Strunck in der Eng
 3. Oben an Eller-Strunck
 4. mitten in der Bruchwiese so zusammen ein halb Futter(Fuder Hau) Heu ausmachen, wie sie beid Eheleuth, dieses zu bekräftigen sich eigenhändig unterzeichnet:
- Castel, den 23. Juli 1743
Paulin Fischer, Pastor in Castel, Hans Peter Barth, Handzeichen Maria Mörsdorf*

Sicherlich haben einige Auflagen des Pastors, von den Dorfbewohnern »Bußen« genannt, zu den Ursprüngen dieser Namensgebung geführt. Danach zu urteilen ist in Braunschhausen der Begriff »Bußwiese« schon um 1745 entstanden, wovon der Vertrag vom 28. Juli 1743 Auskunft gibt.

So wurde aus den Wiesen links an der Prims unterhalb von Münzwies und Forstwäldchenschmelze, »In Eller-Strunck in der Eng«, »Oben an der Eller-Strunck«, mitten in der Bruchwiese und mehreren uns nicht genauer bekannten Wiesen, die »Bußwiese«. Dieser Name wurde nach 1745 auf »Buß« verkürzt und auf die neue, niedere Hütte übertragen. Die Belegschaft der neuen Hütte vergrößerte sich und verbreitete den Namen. In

der »Bußwiese« arbeiten wurde zu »auf der Buß« arbeiten. Davon erfahren wir erstmals etwas im Kasteler Pfarrhaus 1763/1766 mit Bezug auf 1738 und 1743, bzw. die nachfolgenden Jahre.

Bei einem Besuch von Jakob Detemple im Kasteler Pfarrhaus war Jakob Kropp dabei, ein Helfer aus der Kasteler Hütte. Gesprochen wurde mit Pfarrer Leonhardt unter anderem über Peter Sosson, »einen Schmelzer auf der Buß« wegen der Taufe seines jüngsten Sohnes Johannes am 29. Oktober 1738, in dessen Taufeintrag die Ortsangabe des Vaters fehlte. Auch in den vorangegangenen Taufeinträgen scheinen dieselben nachgetragen zu sein.

Die Wohnortsangabe »ein Schmelzer auf der Buß nach Aussag des Jakob Detemple, Hammer-schmied von Nonnweiler und Jakob Kropp, von Kastel« lässt die Unsicherheit erkennen, die Pastor Leonhardt mit dieser Ortsangabe hat. Er, der 1761 noch den Begriff »auf der Schmelz« benutzte, sichert seinen Eintrag 1763 durch zwei bekannte Zeugen ab, im gesamten Kasteler Taufregister ein einmaliger Vorgang.

Gleichzeitig grenzt der Eintrag die Entstehungszeit des Namens »Buss« ein. Der besagte Peter Sosson ist schon 1743 verzogen. So erfolgte die Namensgebung in diesen Jahren, ohne dass Pastor Leonhardt, der schon 1748 nach Kastel kam, davon offiziell gehört oder gelesen hatte. Am 18. Juli 1766, also 3 Monate nach dem Eintrag Sosson-Detemple-Kropp, bezeichnet er die Hütte erstmals als »ferri fodina nova B.M.V.«

Schlussbemerkung:

Dieser Artikel ist ein Auszug aus einer 28 seitigen Zusammenstellung. Diese besteht aus Plänen, Zeichnungen, Karten, Akten und mehreren Schriftproben, die die Zusammenhänge belegen und erklären. Diese Zusammenstellung würde jedoch den Rahmen dieses Artikels sprengen und wurde deshalb entsprechend gekürzt, ist aber für Interessierte beim Verfasser einsehbar.

Ohne den im September 2003 mitten in seinen Arbeiten verstorbenen Herrn Walter Petto, Oberstudienrat aus Saarbrücken, den Kenner der frühen Hochwälder Hüttenindustrie, wäre diese Zusammenstellung nicht denkbar.

Zehn Fragen an den Landrat Udo Recktenwald zum Ferienpark am Bostalsee

Von Thomas Störmer

Am Bostalsee befindet sich derzeit wohl die größte Baustelle im gesamten Saarland. Auf einer Fläche von ca. 90 Hektar werden 500 Ferienhäuser sowie ein 14.000 m² großes Zentralgebäude mit 4.000 m² Tropenschwimmbad und weiteren zahlreichen Freizeiteinrichtungen gebaut.

Die ersten Gäste sollen bereits im Sommer 2013 anreisen. Zum Fortgang des Projektes und zur touristischen Entwicklung des St. Wendeler Landes stellen wir Landrat Udo Recktenwald zehn Fragen.

Die Baumaßnahmen am Bostalsee machen sichtbar Fortschritte. Wie zufrieden sind Sie mit dem bisherigen Verlauf der Baumaßnahmen? Wird der vorgesehene Zeitplan weitgehend eingehalten?

Die Baumaßnahmen machen große Fortschritte, der Ferienpark nimmt immer mehr Gestalt an. Täglich entstehen neue Häuser, die Zentraleinheit mit Schwimmbad und Gastronomie wächst, der Häuserverkauf läuft auf vollen Touren. Mit dem bisherigen Verlauf der Erschließungs- und Begrünungsmaßnahmen sind wir sehr zufrieden und gehen davon aus, dass der Zeitplan und hier insbesondere die Fertigstellungstermine und Budgets eingehalten werden. Es freut mich, dass wir mit dem Bau des Center Parcs am Bostalsee voll im Zeitplan liegen und der Ferienpark nach heutigem Stand pünktlich im Juli 2013 seine Türen öffnen wird. Im Internet kann man bereits Urlaub für 2013 buchen.

Gibt es kritische Stimmen zum Ferienpark?

Natürlich ist es so, dass nicht jeder Einzelne das Projekt unterstützt, aus welchen Gründen auch immer. Wir haben mit großen Mehrheiten die Umsetzung vorangetrieben, weil wir von den positiven Auswirkungen überzeugt sind. Uns ist wichtig, die Menschen mitzunehmen, Anregungen aufzunehmen und jeden einzubinden. Die Umsetzung des Projektes erfolgt in größter Transparenz über Info-Veranstaltungen, Führungen und direkten Austausch. Transparenz, Einbindung und Akzeptanz sind für den Erfolg sehr wichtig.

Mit sog. Leuchtturmprojekten hat man im Saarland in den letzten Jahren nicht die allerbesten Erfahrungen gemacht – ich erinnere an die Querelen um

den Gondwana-Park in Landsweiler-Reden oder an den Vierten Museumspavillon in Saarbrücken. Wie läuft es am Bostalsee hinsichtlich der Finanzierung des Projektes?

Das Gesamtinvestitionsvolumen beträgt 130 Millionen Euro. Dem stehen 180 Millionen entgegen, die durch den Betreiber auf der Zeitachse zurückfließen. Es kommt also mehr zurück als investiert wird. Die öffentliche Bezuschussung beschränkt sich auf 32 Millionen durch das Land. Dabei handelt es sich um die gleichen Zuschüsse, die das Land zur Erschließung von Gewerbegebieten sowie zur Förderung touristischer Einrichtungen überall gewährt. Da aufgrund der Wirtschafts- und Finanzkrise die private Finanzierung der Ferienhäuser ins Stocken geriet und damit die gesamte Umsetzung des Projekts auf der Kippe stand, habe ich dem Kreistag vorgeschlagen, die fehlenden 4,5 Millionen über eine stille Einlage des Landkreises einzubringen. Der Kreistag ist dem mit großer Mehrheit gefolgt. Diese hoch verzinsten stille Einlage ist für den Landkreis mit einem geringen und daher vertretbaren Risiko verbunden. Sollte der geplante Wiederverkauf der Häuser nicht in ausreichendem Maße erfolgen, müsste der Landkreis selbst Häuser in begrenzter Zahl erwerben. Dem Erwerb dieser Häuser stünde allerdings eine von Center Parcs garantierte und vom Mutterkonzern Pierre et Vacances verbürgte Mietzahlung über 30 Jahre gegenüber. Das heißt: Selbst in diesem nicht sehr wahrscheinlichen Fall ließe sich der Erwerb von Häusern durch den Landkreis auf der Zeitachse durch diese Mietgarantie finanzieren. Das Modell des Wiederverkaufs hat bisher immer funktioniert, davon gehen wir auch jetzt aus. Bisher läuft der Häuserverkauf sehr gut. Wir haben mit Center Parcs einen sehr erfahrenen Partner an unserer Seite, der schon seit über 40 Jahren erfolgreich Ferienparks in ganz Europa betreibt und gleichzeitig Marktführer ist.

Ziehen alle am Ferienpark-Projekt Beteiligten an einem Strang oder gibt es hin und wieder auch einmal Interessenkonflikte?

Bei solch großen Bauvorhaben gibt es sehr viele am Projekt beteiligte Partner. Es ist völlig normal, dass es dabei in vielen Fragen Diskussions- und Abstimmungsbedarf gibt. Letztlich ziehen aber alle Beteili-

gen an einem Strang, was der bisher reibungslose Ablauf des Baus belegt. In der Projektgesellschaft haben Landkreis und Gemeinde mit der das Land repräsentierenden Landesentwicklungsgesellschaft (LEG) einen äußerst professionellen Partner gefunden, mit dem das Projekt richtig Fahrt aufgenommen hat. Diese Kooperation ist der Schlüssel des Erfolgs, weil alle Partner mit einer Stimme sprechen und es dadurch gelang, mit Center Parcs den Ferienbetreiber schlechthin vom Standort Bostalsee zu überzeugen.

Welche wirtschaftlichen Impulse erhoffen Sie sich im Hinblick auf die Fertigstellung des neuen Bostalsee Center Parcs für die Region?

Inzwischen nimmt der Tourismus einen erheblichen wirtschafts- und arbeitsmarktpolitischen Stellenwert in unserer Region ein. Rund 3.000 Menschen arbeiten bereits im Sankt Wendeler Land in den unterschiedlichsten touristischen Bereichen. Jeder investierte Euro wirft das Achtfache an Wertschöpfung wieder aus. Durch den Park entstehen auch zahlreiche neue Arbeitsplätze. Private Zusatzinve-



stitutionen wie beispielsweise der Bau eines weiteren Hotels oder Bosiland werden ausgelöst. Viele Menschen aus nah und fern besuchen die Region. Die Wirtschaft der Region profitiert von Aufträgen durch den Bau und die Betreuung des Projektes. Am Bostalsee wird der erste offene Center-Park gebaut. »Offen« bedeutet, dass die Park-Urlauber auch die Angebote in der Region nutzen können und sollen, während der Park selbst als Übernachtungsstätte dient. Die gastronomischen und touristischen Einrichtungen profitieren durch den Besuch vieler Touristen, die ohne den Park nicht in die Region kommen würden. Einheimische und Tagesgäste können umgekehrt aber auch die Einrichtungen des Parks wie das Schwimmbad, die Restaurants und die weiteren Freizeitangebote nutzen. Kurzum: Der Park bringt mehr Arbeitsplätze, mehr Aufträge für unsere Betriebe, mehr Besucher – davon profitieren alle!

Sie haben gerade erwähnt, dass der Ferienpark zahlreiche Arbeitsplätze schaffen wird. Können sie dazu bereits konkrete Angaben machen, beispielsweise zu der Anzahl? Ist geplant, die Arbeitsplätze hauptsächlich mit Menschen aus unserer Region zu besetzen oder wird auch überregional gesucht? Nach den aktuellen Planungen werden direkt bei Center Parcs annähernd 200 Arbeitsplätze entstehen, umgerechnet sind das 130 Vollzeitstellen. Hinzu kommen mehr als 100 weitere Arbeitsplätze bei Subunternehmen, die im Auftrag von Center Parcs im Ferienpark arbeiten. Die Bandbreite der Berufsfelder ist sehr breit gestreut, vom Management über Fachkräfte im Hotel- und Gaststättengewerbe, Köche, Verkäuferinnen, Reinigungskräfte und Haustechniker, bis hin zu Bademeistern und Mitarbeitern in der Gästeanimation und Kinderbetreuung. Darüber hinaus sind mindestens 14 Ausbildungsplätze vorgesehen. Zusätzlich erwarten wir weitere wichtige Beschäftigungsimpulse auch außerhalb des Parks.

Unser vorrangiges Ziel ist es natürlich, dass Menschen aus der Region die Arbeitsplätze besetzen können. Ganz besonders denken wir dabei auch an Menschen, die im Moment keine Beschäftigung haben. Es gibt aber Bereiche, in denen wir in unserem Landkreis bereits heute einen ausge-

prägten Fachkräftemangel haben. Daher freuen wir uns auch, wenn gut ausgebildete Menschen aus anderen Regionen zusammen mit ihren Familien ihren Arbeits- und Lebensmittelpunkt ins Sankt Wendeler Land verlegen.

Was glauben Sie, wie sich das Umfeld des Ferienparks entwickelt? Ich meine konkret die bestehende Gastronomie oder die Anbieter von privaten Ferienunterkünften. Werden sie Einbußen hinnehmen müssen oder werden sie eher vom Park profitieren?

Mit Center Parcs ist ein sehr positives Image verbunden, von dem die ganze Region profitieren wird. Hinzu kommt die zusätzliche Werbung im Internet, in Broschüren und Anzeigen, die Pierre et Vacances für die Feriendörfer am Bostalsee betreiben wird. Die Gastronomie des Sankt Wendeler Landes hat sich verstärkt auf die Zielgruppe »Familien mit Kindern« vorbereitet und wird mit Freizeitangeboten netzwerkartig entsprechende Angebote ausarbeiten. Der Landkreis wird nach wie vor dem Außenmarketing durch Messen und Anzeigenwerbung eine hohe Bedeutung beimessen, sodass keinesfalls mit Einbußen für die bestehenden Betriebe zu rechnen ist. Was sich bereits jetzt positiv bemerkbar gemacht hat, ist eine hohe Investitionsbereitschaft der Betriebe und Freizeiteinrichtungen, die die Qualität auf ein hohes Niveau gebracht haben. Unsere Aufgabe wird es sein, den Ferienparkbesuchern mit konkreten Angeboten unsere Region schmackhaft zu machen. Wer einmal hier war und feststellt, wie schön es ist, der kommt gern wieder.

Auf der gegenüberliegenden Seite des Sees plant und konkretisiert ein privater Investor ein weiteres Hotel. Man spricht von einem Hotel des höheren Standards. Grundsätzlich sind solche Investitionen sehr zu begrüßen. Haben Sie keine Angst davor, dass das nicht alles zuviel wird für den Bostalsee?

Der Bostalsee ist zur Naherholung, aber auch als touristischer Leuchtturm zur Wirtschaftsförderung gebaut worden. Er zieht weitere Investitionen nach sich, die Arbeitsplätze schaffen, Wertschöpfung erzielen und damit helfen, den guten Lebensstandard der Region zu sichern. Dieses Hotel rundet das Angebot am See ab. Zurzeit gibt es im Sankt

Wendeler Land kein Hotel dieser Kategorie, sodass keine Konkurrenz mit anderen Betrieben erfolgt, sondern vielmehr ein neues, zusätzliches Angebot entsteht, das wiederum eine neue und zusätzliche Gruppe von Gästen ansprechen wird. Dies bedeutet, dass wir eine weitere Zielgruppe, insbesondere im Wellnessbereich, bedienen können. Der Bostalsee selbst mit seinen großen Spiel- und Liegewiesen und auch seinem Angebot an Parkplätzen wird die Vielzahl von Gästen verkraften. Problematisch kann allerdings das Verkehrsaufkommen bei An- und Abreise, insbesondere in der Hauptsaison werden, wenn sich der Tagestourismus mit dem Urlaubsreiseverkehr überlagert, zumal es ja auch viele Veranstaltungen am See gibt. Ansonsten sind die Saisonzeiten durch die unterschiedlichen Gästegruppen eher gleichmäßig über das Jahr hin verteilt. Ich denke, der See bietet jedem etwas und alle kommen auf ihre Kosten – auch diejenigen, die Naherholung suchen.

Ich stelle mir vor, dass nach der Eröffnung des Ferienparks die »Bewohnerzahl« im Sankt Wendeler Land um etwa 2.000 Personen ansteigt, die im regelmäßigen Rhythmus ausgetauscht werden. Es wird in den umliegenden Gemeinden also sicher mehr los sein als zurzeit. Wie gehen die Bürgermeister damit um? Gibt es dazu einen gemeinsamen Plan oder kocht jede Gemeinde ihr eigenes Süppchen zur Tourismusentwicklung?

Seit Jahren arbeiten wir sehr eng mit unseren Gemeinden zusammen. Wir haben ein gemeinsames Tourismuskonzept, in dem u. a. die Aufgaben und Funktionen jeder Ebene definiert sind, sodass wir finanziell und personell auf einer effektiven und effizienten Struktur aufbauen können. Für diese enge und vorbildliche Kooperation bin ich den Bürgermeistern dankbar. Die touristischen Aktivitäten werden mit den Sachbearbeitern der Gemeinden im »Arbeitskreis für Tourismus« besprochen und koordiniert. In der »Lenkungsgruppe Tourismus« sind alle Bürgermeister und politische Gremien vertreten, die die wesentlichen Infrastruktur- und strategischen Tourismusplanungen besprechen. Diese Strukturen haben sich in der Vergangenheit bewährt und sollen auch fortgeführt werden, denn nur gemeinsam sind wir in der Lage, die vor uns

liegenden Aufgaben zu bewältigen. Unsere Tourist-Information Sankt Wendeler Land steuert alle diese Prozesse. Sie präsentiert die Region auf vielen Messen im In- und Ausland, sorgt für stimmige Konzepte im Produktbereich wie Wandern und Radwandern und erarbeitet die entsprechenden Karten und Werbemedien. Wir sind eine Region – dem Gast sind Grenzen egal. Er fragt nicht danach, wo eine Gemeinde endet oder beginnt, sondern was er wo erleben kann. Wir müssen uns gemeinsam als Tourismusregion verstehen und dafür noch Willkommensstrukturen in den Dörfern weiter ausbauen.

Ich glaube jeder, der im Sankt Wendeler Land wohnt, wünscht sich, dass der Ferienpark ein Erfolg wird und dass über die Besucher des Parks die Botschaft, wie reizvoll das Sankt Wendeler Land ist und wie liebenswert und hilfsbereit seine Menschen sind, nach außen getragen wird. Wagen Sie eine Prognose, wie sich der Tourismus in unserer Region in zehn bis 15 Jahren entwickeln wird?

Verlässlichen Erhebungen zufolge werden wir nach Eröffnung des Center Parcs über eine Million Übernachtungen haben und rund 250.000 Gäste. Das heißt, dass wir im Sankt Wendeler Land die Hälfte der heutigen Übernachtungszahlen im ganzen Saarland aufweisen werden. Die Nettowertschöpfung – das ist der Anteil der touristischen Umsätze, die einkommenswirksam werden – wird bei über zwei Millionen Euro liegen.

Der Tourismus wird eine tragende Säule unserer Wirtschaft sein, denn in vielen Bereichen werden Umsätze erzielt: in der Gastronomie, in Freizeitbetrieben, im Einzelhandel, aber auch im tertiären Versorgungsbereich, wie Tankstellen, Friseur- oder Apotheken. Junge Menschen finden Ausbildungsplätze, Arbeit in neuen Berufen, so dass Abwanderungen vermieden werden können.

Das Sankt Wendeler Land wird die touristische Destination schlechthin in der Region sein, so selbstbewusst sind wir. Wir leben, wo andere Urlaub machen – was kann es Schöneres geben?

Ich danke Ihnen für das Gespräch.

Ein Berg wird wachgeküsst

Die Baumaßnahmen auf dem Schaumbergturm

Von Hermann Josef Schmidt

Er ist zwar längst nicht der höchste Berg des Saarlandes, aber der markanteste: der Schaumberg mit seiner stolzen Höhe von 569 Metern gilt als Hausberg des Saarlandes. Er weist als weithin sichtbare Landmarke aus allen Himmelsrichtungen den Weg ins Schaumberger Land. Die sanft geschwungene Silhouette ist unverkennbar durch den markanten weißen Turm, dessen Spitze aus den Baumwipfeln herausragt. In einem französischen Geografiebuch aus dem 17. Jahrhundert wird der Schaumberg als »Akropolis der Saarprovinz« beschrieben. Auch wenn diese Beschreibung vielleicht etwas übertrieben ist, so sagt sie doch viel aus über die exponierte Lage und die Geschichtsträchtigkeit dieses Ortes. Der Schaumberg ist seit mehr als 2000 Jahren ein Ort, wo sich Geschichte abgespielt hat: Hier siedelten die Kelten, später die Römer, im Mittelalter kämpften die Grafen und Herzöge um Einfluss. Heute ist er ein Ausflugsziel, das eingebunden ist in das touristische Gesamtangebot der Gemeinde Tholey. Gemeinsam mit dem Spazierweg »Herzweg«, dem Erlebnisbad Schaumberg und dem Erlebnispark kann man hier Natur und Geschichte miteinander auf vielfältige Art und Weise verknüpfen.



In den letzten Jahren hat der Schaumbergturm viel von seiner ursprünglichen Attraktivität eingebüßt. Einst touristisches Vorzeigebauwerk mit mehr als 100 000 Besuchern pro Jahr, entwickelte er sich in den letzten Jahren mehr und mehr zum bloßen »Satellitenstander«. Nur derjenige, der sich nicht von dem wenig attraktiven Umfeld abschrecken ließ, wurde entschädigt durch einen grandiosen Ausblick auf die umgebende Landschaft, bis in die Vogesen im Süden und den Pfälzer Wald im Osten. Als schließlich 2005 die »Klosterschänke« abgerissen wurde, wurde es noch ruhiger auf dem »Hausberg des Saarlandes«. Eine brandschutzrechtliche Überprüfung im Jahr 2007 zwang die Eigentümerin des Turms, die Deutsch-Französische Begegnungsstätte Schaumberg GmbH, schließlich zum Handeln. Der Turm wurde wegen Brandschutzmängeln geschlossen. Dieses vorläufige Ende des »alten« Turms markierte aber auch den Beginn neuer Überlegungen und Planungen, die das Schaumbergplateau wieder attraktiver machen sollten.

Gemeinsam mit Landrat Udo Recktenwald, der mit der Gemeinde Tholey als Gesellschafter in der Deutsch-Französischen Begegnungsstätte Schaumberg GmbH mitarbeitet, wurde alles daran gesetzt, den Schaumberg wieder in Wert zu setzen. Dazu wurden Pläne entwickelt, modifiziert, Kosten verglichen und viele Gespräche geführt.

2007 erhielt die Deutsch-Französische Begegnungsstätte Schaumberg GmbH durch einen neuen Erbbaurechtsvertrag die Rechte für die Nutzung des Schaumbergplateaus. Dadurch wurden die Voraussetzungen für umfassende Baumaßnahmen geschaffen. Schließlich konnten

2009 die Pläne für den zukünftigen Turm präsentiert werden. Die Pläne von Architekt Guillermo Neis ergänzten den Turm um ein gläsernes Treppenhaus mit Panoramaaufzug, mit dem die zukünftigen Besucher behindertengerecht auf die Aussichtsplattform gelangen können.

Mit den zehn Mobilfunkanbietern, die den Turm nutzen, wurden neue Vereinbarungen getroffen, damit die Mobilfunkanlagen vom Bauwerk selbst entfernt werden konnten. Sie wurden inzwischen an einer eigens gebauten Stahlkonstruktion befestigt. 15 Meter hoch und 32 Tonnen schwer ist diese »Krone«, die dem Schaumbergturm im April 2011 aufgesetzt wurde.

Durch diese Konzentration der Technik an der Spitze des Turmes kann die aufwendige Verkabelung der Funktechnik gebündelt werden, zudem können Arbeiten an den Schüsseln dadurch vom Inneren der Stahlkonstruktion aus durchgeführt werden. Furcht vor Strahlung wird trotz der neuen Konstruktion niemand haben müssen, weil der untere Teil dieser Konstruktion so gestaltet ist, dass sie den Besucher vor Strahlungen abschirmt. Außerdem ist sichergestellt, dass die Grenzwerte und rechtlichen Bestimmungen streng überwacht werden. Zudem hat diese Konstruktion noch den positiven Nebeneffekt, dass sie den Turm vor Blitzschlägen schützt.

Zwei Ausstellungen auf drei Ebenen sollen den Besuch des Turms zusätzlich lohnen. Die Gemeinde zeichnet verantwortlich für eine Ausstellung zur »Geschichte des Schaumbergs und der deutsch-französischen Beziehungen«. Bei dieser Ausstellung wird die Geschichte der Schaumbergregion mit der wechselvollen Entwicklung der deutsch-französischen Beziehungen verknüpft. Die beiden Kuratoren Dr. Ludwig Linsmayer und Dr. Paul Burgard haben die historischen Fakten für diese Ausstellung zusammengetragen, die von der Firma Schwarz-Düser/Düser in Karlsruhe didaktisch umgesetzt wurden. Eine Mischung von Information, Didaktik und Inszenierung durch Aktiv- und Spielstationen soll die Ausstellung auch für Familien und Schulklassen zu einem informativen und spannenden Ort werden lassen, wo eine mehr als 2.000-jährige Geschichte lebendig wird.

Eine Ausstellung zum »Klimaschutz und Klimawandel« stellt auf zwei Ebenen einen aktuellen Bezug zur Landschaft dar. Sie fordert die Besucher auf, die umgebende Landschaft nicht nur als Kulisse zu verstehen, sondern sich auch inhaltlich mit ihr zu beschäftigen. Diese Ausstellung wird vom saarländischen Umweltministerium in Kooperation mit dem Wirtschaftsministerium konzipiert. Eine weitere Ebene ist als »Empfangsebene« gedacht, wo künftig Gruppen begrüßt werden können und Informationen erteilt werden. Dort wird man sich aber auch das »Ja-Wort« geben können, wenn das Wetter eine Trauung in dem »höchsten« Standesamt des Saarlandes, auf der Aussichtsplattform des Turms, mal nicht zulässt.

Den Verantwortlichen in Tholey und St. Wendel war klar, dass eine bloße Renovierung des Turms nicht ausreichen würde, den Schaumberg zu beleben. Eine Gastronomie und ein Konzept für die Gestaltung des Plateaus sollten ergänzende Bausteine liefern.

2009 wurde mit den Baumaßnahmen begonnen, seitdem ist der Schaumberg eine große Baustelle in Tholey und eine der größten im Landkreis St. Wendel. Etwa 4,1 Millionen werden in die Sanierung des Turms fließen.

Während der Bauarbeiten mussten die Verantwortlichen immer wieder ihre Flexibilität unter Beweis stellen. Sie mussten lernen, dass es sich bei dem Schaumberg um »historisch kontaminiertes« Gebiet handelt. Immer wieder stießen die Bagger bei Bodenarbeiten auf historisch bedeutsame Funde, die anschließend vom Büro für Burgenforschung Dr. Joachim Zeune freigelegt und wissenschaftlich untersucht wurden. Diese Funde haben den Nachweis erbracht, dass im Boden des Schaumbergplateaus trotz der vielen modernen Störungen noch immer eindrucksvolle und historisch wertvolle Funde von überregionaler Bedeutung stecken. So konnten die Reste eines spätmittelalterlichen Rundturmes der Schaumberg sowie ein mittelalterlicher Küchentrakt mit Backofen und Ölpressen und Teile der alten Ringmauer aus der Zeit um 1200 freigelegt werden. Sie belegen verschiedene Bauphasen der mittelalterlichen Wehranlage, die bis ins 17. Jahrhundert auf

dem Schaumberg stand. Besonders überraschend und saarlandweit einzigartig waren die Reste einer römischen Burg, die beim Bau einer beabsichtigten Kleinkläranlage zu Tage traten. Herausragende Funde sind dabei eine noch etwa eineinhalb Meter hohe Mauer, Bauschmuck und ein Gewölbekeller aus römischer Zeit. Durch diese Grabungen konnte auch belegt werden, dass die Spitze des Schaumbergs in mittelalterlicher Zeit ein völlig anderes Gesicht gehabt haben muss: Diese muss damals aus einer zerklüfteten Felsformation bestanden haben.

Um die neuen Funde nicht zu zerstören, wurden die Pläne zum Umbau des Schaumbergturmes geändert: So wurde die geplante Kleinkläranlage gestrichen und das Lager für die Pelletsheizung verlegt.

Gemeinsam mit dem Landesdenkmalamt werden Wege gesucht, die es möglich machen, den Besuchern diese einzigartigen Funde zukünftig zu präsentieren.

Parallel zu den Arbeiten im Turm wurde 2011 der Grundstein für den Bau der heutigen Schaumberg-Gastronomie gelegt. Die Bauarbeiten für die neue Gastronomie waren im Herbst 2011 angefallen. Gebaut wurde die »Schaumberg-Alm« nach Plänen der Architekten Guillermo Neis und Heinrich Alff in Leichtbauweise aus einer Stahl-Holzkonstruktion auf der Süd-Seite des Plateaus. Um möglichst wenig in den Boden einzugreifen, »schwebt« das Gebäude auf sechs einzelnen, in den Boden eingelassenen Pfeilern. Der modern eingerichtete Gastraum bietet 50 Personen Platz. Bodenhohe Fenster gewähren einen phantastischen Blick nach Süden. Eine Terrasse mit 80 Sitzplätzen ergänzt das Platzangebot. Mitte Juni 2012 wurde die Schaumberg-Alm eingeweiht und hat seitdem für einen regelrechten Besucheransturm geführt, der die neue Gastronomie innerhalb kürzester Zeit im ganzen Land bekannt machte.

Inzwischen ist das Schaumbergplateau durch die Gemeindebuslinie und den »Seefahrer« an den Öffentlichen-Personennahverkehr (ÖPNV) angeschlossen und dadurch auch für nicht motorisierte Besucher erreichbar.

Die Vorarbeiten für einen großzügigen Biergarten unten den Kastanienbäumen sind eben-

falls abgeschlossen. Im nächsten Jahr, wenn der Turm an Ostern 2013 öffnen wird, werden auch die ersten Gäste ihr Bier dort trinken können.

In einer dritten Bauphase wird das Schaumbergplateau so gestaltet, dass es den Ansprüchen der zukünftigen Besucher gerecht wird.

Eine zentraler Informationspunkt wird dem Besucher zukünftig Orientierung bieten über die verschiedenen Angebote, die man auf dem Schaumberg nutzen kann. Von diesem »Infopoint« wird der Besucher zu den verschiedenen Anlaufstellen geleitet.

Zwei archäologische Fundstellen werden für den Besucher »erlebbar« gemacht. Dadurch kann er die mehr als 2.000-jährige Geschichte des Schaumbergs nachvollziehen. Eine mittelalterliche Küche und ein spätmittelalterlicher Wehrturm machen die Geschichte der Schaumberg sichtbar. Ergänzend dazu führt die »Tholix-Runde«, ein historischer Rundwanderweg, an den Mauerresten der römischen Burg vorbei.

Vor dem Schaumbergturm wird ein zentraler Platz geschaffen, der durch halbrunde terrassierte Sitzstufenreihen eingefasst wird und zukünftig für Veranstaltungen genutzt werden kann.

Ein Informationssystem wird der Besucher zukünftig leiten, ihn über die Angebote und Möglichkeiten informieren, die das Schaumbergplateau bietet – ob er den Turm besteigen und die Ausstellungen besuchen will oder sich in der Gastronomie stärken oder ob er mit seinen Kindern den Römerspielplatz erkunden will. Vielleicht will er aber auch auf dem acht Meter über das Hangende hinausragenden Steg die Aussicht genießen oder aber er sucht eher Ruhe und nutzt dazu den eigens dafür geschaffenen Aussichtsplatz nach Theley zum Innehalten.

Zusätzlich zu diesem »normalen« Angebot wird es zukünftig eine Reihe von Veranstaltungen geben, die den Schaumberg wieder zu einem der wichtigsten touristischen Ziele im Landkreis werden lassen.

Neue attraktive Angebote für Wanderer und Radfahrer

Im Jahre 1993 prägte der damalige Bundeskanzler Helmut Kohl das berühmt-berüchtigte Wort vom »Freizeitpark Deutschland« – was ihm von vielen übel genommen wurde. Tatsache ist jedenfalls: Der durchschnittliche Bundesbürger von heute hat wesentlich mehr Freizeit als seine Vorfahren, er nutzt sie und gibt dafür nicht wenig Geld aus – die »Freizeitindustrie« ist ein wichtiger Wirtschaftsfaktor und in den letzten Jahrzehnten weitaus stärker gewachsen als die Volkswirtschaft insgesamt. Kein Wunder, dass auch Länder und Kommunen an der Verbesserung des Freizeitangebotes interessiert sind, um ihren Bürgern mehr zu bieten, Touristen anzulocken und Arbeitsplätze zu sichern oder zu schaffen.

Zu den beliebtesten Freizeitaktivitäten gehören Wandern und Radeln; jeder Bürger unseres Kreises, der an einem schönen Sonntag auf der ehemaligen Bahnstrecke von St. Wendel nach Tholey oder am Bostalsee unterwegs ist, kann sich leicht davon überzeugen.

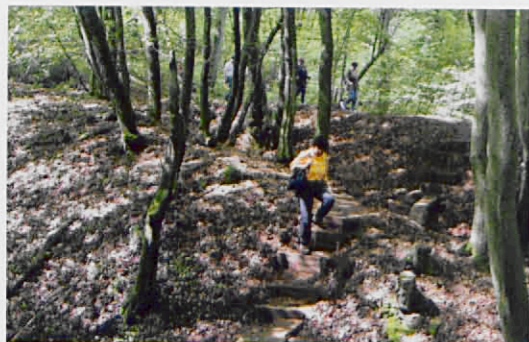
Premium-Wanderwege

In der vorhergehenden Ausgabe dieses Heimatbuches stellte Thomas Finkler den »Saar-Hunsrück-Steig« vor, einen so genannten »Premium-Fernwanderweg«. Dieser Weg wurde mehrfach ausgezeichnet und ein großer Erfolg. Viele Wanderer aber ziehen aus naheliegenden Gründen kürzere Rundwanderwege vor. Für sie gibt es eine ideale Alternative, nämlich die zahlreichen kleineren Premiumwege in der Umgebung des Saar-Hunsrück-Steigs; sie werden manchmal auch unter den Bezeichnungen »Extratouren« oder »Traumschleifen« vermarktet.

Das Konzept für diese Wege wurde seit 1999 vom Deutschen Wanderinstitut entwickelt (Infos: www.wanderinstitut.de). Die Grundgedanken sind: Wandern mit Verstand bringt mehr als reines Kilometerschinden. Wichtig ist vor allem ein an Abwechslungen reiches Landschaftserlebnis (»Auch die schönste Landschaft wird bald langweilig, wenn man immer das Gleiche sieht«). Wege, die neben Straßen vorbei führen, sollen vermieden werden; ebenso breite, schnurgerade und asphaltierte Strecken. Routen über schmale,

Von Michael Glaser





gewundene, naturnahe Pfade werden bevorzugt. Dabei dürfen durchaus auch kaum gebahnte und mehr oder weniger abenteuerliche Abschnitte vorkommen («Wenn man mit saubereren Schuhen nach Hause kommt, war es keine richtige Wanderung!»).

Außerdem wird Wert gelegt auf eine möglichst lückenlose Markierung (die Strecken sollen »unverirrbar« sein), auf landeskundliche Erläuterungen (Infotafeln) und auf komfortable Rastplätze. Das Saarland war Vorreiter bei der Entwicklung dieser Wege, und im Saarland wiederum zunächst die Gemeinde Losheim – aber bald zog auch das St. Wendeler Land nach. Inzwischen (Stand: Ende 2011) gibt es in unsrem Kreis folgende Premium-Rundwege:

- Schaumberg-Tafeltour,
- Tiefenbach-Pfad (bei St. Wendel),
- Fünf-Weiher-Tour (bei Winterbach und Bliesen),
- Weiselberg-Gipfeltour,
- Offizierspfad Imsbach (zwischen Theley und Selbach),
- Rötelsteinpfad (bei Oberthal),
- Bärenpfad (bei Nohfelden),
- Biberpfad (bei Berschweiler),
- Schmugglerpfad (rund um Gehweiler, Gemeinde Namborn),
- Primstaler Panoramapfad und
- Dollbergsschleife (zwischen Otzenhausen und Neuhütten).

Außerdem hat der Nonnweiler Ortsteil Sitzerath als Start- und Zielort einen Anteil an der »Wadrill-Tafeltour«.

Mehr Informationen unter www.tourismus.saarland.de

Die neu geschaffenen Wege lösten geradezu einen Wander-Boom aus. Bei den Eröffnungen marschierten hunderte von Teilnehmern mit. Viele entdeckten dank der ausgeklügelten Streckenführung landschaftliche Highlights, die ihnen bisher unbekannt waren, obwohl sie fast vor ihrer Haustüre liegen.

Verschweigen sollte man nicht, dass es auch kritische Kommentare gibt. Oft wird bemängelt, dass neben vorhandenen bequemen alten Wegen

und in wenigen Metern Abstand zu diesen neue »naturnahe« Trampelpfade angelegt wurden, und dass Bau und Unterhaltung dieser Pfade Eingriffe in die Natur sowie beträchtlichen Aufwand und Kosten bedeuten. Klar ist aber jedenfalls, dass das neue Konzept dem Wandern einen großen Schub gab und viele Menschen dazu bringt, ihre Heimat besser kennen zu lernen.

Geografische Wanderungen

Seit 2002 erschienen bisher fünf Bände in der Reihe der geografischen Wanderbücher »Neuland Heimat – Entdeckungen im Saar-Mosel-Raum«. Diese Serie verfolgt ein anspruchsvolleres Konzept als ältere konventionelle Wanderführer. Der Ansatz ist teilweise ähnlich wie bei den vorgenannten »Premiumwegen«: Auch hier geht es um »Wandern mit Verstand« statt um bloßes »Kilometerbolzen«. Begründet wurde die Idee von dem im Jahre 2008 verstorbenen Professor Christoph Becker aus Trier und von Professor Peter Moll aus Saarbrücken – beide sind bzw. waren Geographen, und auch fast alle weiteren Autoren der Reihe stammen aus diesem Metier. Sie beschränken sich bei ihren Texten nicht auf bloße Streckenbeschreibungen nach dem Schema »... wir biegen nach links ab und kommen nach 150 m zu einem Waldweiher ...«. Vielmehr wollen sie den Benutzer dazu anregen, die durchwanderte Landschaft intensiver zu erkunden. Zu jedem Tourenvorschlag gehören ausführliche landeskundliche Informationen mit wechselnden Schwerpunktthemen. Zahlreiche Abbildungen kommen hinzu, sodass ein Kapitel (ein Wandervorschlag) durchaus mehr als zwanzig Seiten umfassen kann. Der regionale



Rahmen umfasst das Saarland und die Nachbargebiete, von Luxemburg und der Eifel im Norden bis zu den Vogesen im Süden.

Bisher acht Beiträge schildern Touren im Sankt Wendeler Land (in Klammern: die jeweiligen thematischen Schwerpunkte):

In Band 1:

- Weiselberg (Spuren vulkanischer Aktivitäten)

In Band 2:

- Ringwall von Otzenhausen, Primstalsperre (Alte Eisenindustrie im Hochwald)
- Schaumberg (Markierungen der Landesvermessung)
- Skulpturenstraße (Kunst in der Landschaft)

In Band 3:

- Berschweiler (Biber in der Landschaft, Renaturierung)
- Bostalsee (Tourismus im Naturpark Saar-Hunsrück)

In Band 5:

- Sitzerath (Hügelgräber, Eisenindustrie)
- Imsbach (Rötel, historische Überreste).

Siehe auch: www.geographisches.wanderbuch.de

SaarRadland-Wege

Dieses neue Radwegenetz wurde seit dem Beginn des Jahrhunderts durch das Wirtschaftsministerium geschaffen. Es stellt im Vergleich zu Vorläufermodellen in zwei entscheidenden Punkten eine große Verbesserung dar: Erstens führen die Strecken ganz überwiegend über autofreie Wirtschaftswege u. ä., nur in seltenen Fällen muss der Radler Autostraßen mitbenutzen; zweitens ist die Beschilderung einheitlich und so übersichtlich und klar, dass man sich kaum noch verfahren kann. Auch auf Sehenswürdigkeiten, Hotels und Bahnhöfe wird hingewiesen. Große Infotafeln mit Karten und touristischen Hinweisen ergänzen das Angebot.

Die beiden wichtigsten Strecken sind der Saar-Radweg und der ähnlich lautende, aber mit dem erstgenannten nicht zu verwechselnde Saarland-Radweg. Der Saar-Weg führt

von Saargemünd bis Konz immer am Fluss entlang; außerdem besteht im Süden direkter Anschluss an die Radwege am Saarkohlenkanal und Rhein-Marne-Kanal, die bis in die Vogesen führen. Radwanderer können also den gesamten Lauf der Saar vom Donon bis zur Mosel über eine Länge von ca. 250 km auf bequemen Wegen erleben. Der Saarland-Radweg dagegen verläuft auf einer Länge von über 350 km an den Außengrenzen des Landes vorbei. Dazu kommen Querverbindungen, überwiegend in West-Ost- oder Südwest-Nordost-Richtung (Saar-Nahe, Saar-Oster und Saar-Bostalsee) und kleinere Ergänzungsstrecken an der Nied, im Köllertal und an der Prims. Das gesamte Netz hat inzwischen eine Länge von über 700 km.

Durch unser Kreisgebiet führen folgende Abschnitte:

- Saarland-Radweg: Ostertal – Freisen – Nohfelden – Bostalsee – Nonnweiler – Primstal;
- Primstal-Radweg: Nonnweiler – Bierfeld – Hermeskeil;
- Saar-Nahe-Weg: Wiebelskirchen – Urexweiler – Rheinstraße – Oberthal – Bostalsee;
- Saar-Oster-Weg: Illingen – Urexweiler – St. Wendel – Ostertal;
- Saar-Bostalsee-Weg: Limbach – Hasborn – Tholey – Bostalsee.

Infos: www.tourismus.saarland.de

Bahntrassen-Radwege

Der Siegeszug des Autos nach dem Zweiten Weltkrieg hat dazu geführt, dass viele Eisenbahnstrecken nicht mehr genug ausgelastet waren und schließlich still gelegt wurden. Tausende von Kilometern Bahntrassen verloren ihre Funktion. Sie eignen sich hervorragend für die Anlage von Radwegen. Die alten Dampflokomotiven konnten nur geringe Steigungen bewältigen. Die Erbauer mussten daher die Gleise so legen, dass größere Höhenunterschiede nur ganz allmählich überwunden wurden. In bergigem Gelände halfen oft nur Kunstbauten weiter: Tunnels, Brücken und künstliche Einschnitte. Davon profitieren heute die Radfahrer. Auf den Bahntrassen-Wegen bleiben ihnen schweißtreibende Anstiege erspart. Mindestens ebenso wichtig ist, dass diese Rad-

wege in der Regel autofrei sind. Der Radwanderer und Autor Achim Bartoschek aus Leverkusen hat ein Verzeichnis der Bahntrassen-Radwege in Deutschland und den Nachbarländern zusammengestellt (www.bahntrassenradeln.de). Es gibt davon inzwischen sehr viele: Für das Saarland zählt Bartoscheks Liste fünf Positionen, für Rheinland-Pfalz über vierzig und für Deutschland insgesamt über 500 – und beansprucht dabei noch nicht einmal Vollständigkeit.

Ganz oder zum Teil im Kreis St. Wendel liegen drei Abschnitte:

- Tholey – St. Wendel (»Wendelinus-Radweg«; Eisenbahn stillgelegt 1983/84 (Personenverkehr) bzw. 1995 (Güterverkehr));
- Freisen – Kusel (»Fritz-Wunderlich-Weg«; Strecke Türkismühle-Kusel, 1969 stillgelegt);
- Primstal – Dagstuhl (teilweise auf

der 1966 stillgelegten Bahnstrecke Wadern-Nonnweiler).

Die Strecken Tholey–St. Wendel und Freisen–Kusel wurden in Bartoscheks Katalog in die höchste Kategorie (vier Sterne) eingestuft. Auch die zuvor genannten SaarRadland-Wege nutzen diese bequemen Trassen.

Nennen wir der Vollständigkeit halber weitere Bahntrassen-Radwege in den Nachbarregionen, die sicher auch für Radwanderer aus unserem Kreis interessant sind:

- den Hochwald-Ruwer-Radweg zwischen Hermeskeil und Trier-Ruwer,
- den Mosel-Maare-Radweg zwischen Bernkastel und Daun,
- und den Bliestal-Freizeitweg zwischen Blieskastel und Saargemünd.



Der »Dr.-Hanspeter-Georgi-Radweg«

Eine familienfreundliche Route vom Primstal in den Hochwald

Von Thomas Finkler

Seit Mitte der Neunzigerjahre, zeitgleich mit dem Ausbau des Saarland-Radweges, war häufiger der Wunsch nach einer familiengerechten Radverkehrsverbindung zwischen dem saarländischen Nonnweiler und Hermeskeil in Rheinland-Pfalz zu hören. Mit dem Start zum Bau des Ruwer-Hochwaldradweges zwischen Hermeskeil und Ruwer beziehungsweise Trier waren die Stimmen noch lauter geworden, das saarländische und rheinland-pfälzische Radwegenetz miteinander zu verbinden. Eine Streckenführung entlang der Landstraße L 149 nach Hermeskeil schied wegen der hohen Verkehrsfrequenz und mehr als 200 Höhenmetern auf vier Kilometern Steigungsstrecke aus. Als realistische Alternativen zeigten sich Wegeführungen über Bierfeld und entlang der Löster in Richtung Rheinland-Pfalz oder aber entlang der Talsperre Nonnweiler nach Damflos und von dort durch das Industriegebiet Grafenwald nach Hermeskeil. Die Entscheidung fiel letztendlich auf die Wegeführung über Bierfeld und entlang dem Oberlauf der Löster, einem Nebenfluss der Prims, parallel zur Eisenbahntrasse der Hochwaldbahn.

Hintergrundinformation zur Hochwaldbahn: Am 15. August 1889 war die einstige Hochwaldbahn von Trier nach Türkismühle eröffnet worden. Die Gesamtlänge betrug 73 Kilometer, wobei auf den Streckenabschnitt von Trier über Ruwer bis nach Hermeskeil 50 Kilometer entfielen und von Hermeskeil über Nonnweiler bis zum Bahnhof Türkismühle weitere 23 Kilometer zu Buche standen. Leider musste bereits 1969, nach nicht einmal 100 Jahren, aus Rentabilitätsgründen der Personenverkehr zwischen Hermeskeil und Türkismühle eingestellt werden. Auf der erhaltenen

Bahntrasse von Türkismühle über Nonnweiler nach Hermeskeil führt der Verein Hochwaldbahn e.V. regelmäßig touristische Museumsfahrten mit Schienenbussen und historischen Lokomotiven durch.

Anders dagegen verlief die Entwicklung auf der Strecke zwischen Trier und Hermeskeil. Nach der Stilllegung der Bahnverbindung im Jahr 1998 wurden die Gleise zwischen Ruwer und Hermeskeil abgebaut. Zwischen Ruwer und Trier sind sie bislang noch erhalten geblieben. Der Entscheidung, die Gleise abzubauen, folgten intensive Planungen und mehrjährige Arbeiten mit insgesamt vier Bauphasen. Im Jahr 2009 konnte die Eröffnung des Ruwer-Hochwald-Radweges zwischen Hermeskeil und Ruwer gefeiert werden. Dort, wo früher die Dampftrösler schnaufend den Hochwald hinauffuhren, sieht man heute zu allen Jahreszeiten Radfahrer, Skater und Spaziergänger auf einem sehr gut frequentierten und beliebten Radweg. Bei einer mittleren Steigung von einem Prozent ermöglicht der durchgehend asphaltierte Ruwer-Hochwald-Radweg ein bequemes Radeln auf der knapp 50 Kilometer langen Strecke hinab ins Moseltal.

Nahezu zeitgleich mit dem Ausbau der ehemaligen Bahntrasse der Ruwer-Hochwaldbahn war auf saarländischer Seite das Projekt »Primsradweg« erarbeitet worden. Der Primsradweg sollte auf einer Länge von 68 Kilometern von der Landesgrenze bei Hermeskeil über Nonnweiler, Primstal, Lockweiler, Schmelz, Nalbach bis nach Dillingen an die Saar und dort an den Saarradweg geführt werden. Ziel war, die wichtigen touristischen Sehenswürdigkeiten des Naturparks Saar-

Hunsrück mit dem Verdichtungsraum an der Saar zu verbinden.

Um einen zügigen Ausbau zu gewährleisten, sollte auf der überwiegend asphaltierten Gesamtstrecke lediglich 21 Kilometer neu ausgebaut werden. Zielvorgabe war, vor allem auch vorhandene Forst- und Feldwirtschaftswege in die Planungen mit einzubeziehen. Da die Bahntrasse Türkismühle – Nonnweiler – Hermeskeil auch weiterhin durch Schienenfahrzeuge genutzt wird, war eine Streckenführung auf dem vorhandenen Gleiskörper nicht möglich. So fiel die Entscheidung, als ersten Bauabschnitt das relativ flache Teilstück zwischen Bierfeld und der Landesgrenze zu Rheinland-Pfalz über einen parallel zur Bahn verlaufenden, vorhandenen Forstweg zu führen.

Der erste Spatenstich zum Radwegebau erfolgte Anfang Dezember 2008. Zur Ausführung der Arbeiten kam es witterungsbedingt erst im Mai 2009. Diese konnten aber bereits Anfang Juli 2009 zum Abschluss gebracht werden.

Die Baumaßnahme beinhaltete den wassergebundenen Ausbau des Forstweges bis zur Landesgrenze zu Rheinland-Pfalz. Ab dem schiengleichen Bahnübergang in Bierfeld verläuft der Forstweg größtenteils parallel zur ehemaligen Bahnstrecke in Richtung Hermeskeil. Am Bauende war der Neubau einer »Schiebe-Strecke« von ca. 50 m bis zum hölzernen Steg über den Felsbach, einen kleinen Zufluss der Löster, erforderlich geworden. Aus Gründen der Oberflächenentwässerung wurde der ehemalige Forstweg im sogenannten »Uhrglasprofil« ausgebaut.

Größere Steilhangbereiche und steile Böschungen zur Bahnstrecke beziehungsweise zur Löster hin erforderten über weite Abschnitte des neuen Radweges die Errichtung eines Zaunes als Absturzsicherung. Die gesamte Ausbaulänge beträgt 3,530 Meter bei einer Ausbaubreite von 2,50 – 3,50 m.

Auf halber Wegstrecke führt der Radweg unter der 100 Meter hohen Lösterbachtalbrücke hindurch. Diese sogenannte Balkenbrücke wurde in den Jahren 1973/74 im Rahmen der Baumaßnahme zur Autobahn A1 Saarbrücken-Köln gebaut und ist eine der höchsten Brücken des Saarlandes. Sie spannt sich knapp 650 Meter weit über das

idyllische Löstertal. Die Mitte der Brücke markiert die Grenze zwischen den Bundesländern Saarland und Rheinland-Pfalz.

Die Kosten dieser Teilmaßnahme lagen bei ca. 300.000 Euro. Für die Gesamtmaßnahme Primstalradweg sind ca. 2,3 Millionen Euro vorgesehen.

Am 31. Juli 2009 erfolgte die Freigabe des ersten Teilstückes zum Primstalradweg am Gleisübergang, gegenüber dem ehemaligen Bahnhof Bierfeld. Als Dank an den ehemaligen Minister für Wirtschaft des Saarlandes, der sich während seiner Amtszeit maßgeblich für den intensiven Ausbau des saarländischen Radwegenetzes einsetzte, wurde der erste Ausbaubereich des Primstalradweges nach Dr. Hanspeter Georgi benannt. »Durch ihn hat der Fahrradtourismus im Saarland in den letzten Jahren einen hohen Stellenwert bekommen. Der Primsradweg trägt deshalb seinen Namen«, so Minister Joachim Rippel bei seiner Eröffnungsrede.

Die endgültige Fertigstellung des Radweges erfolgte dann im Folgejahr, als die 4,5 Kilometer lange Lücke zwischen der Landesgrenze und dem Bahnhof Hermeskeil geschlossen werden konnte.





Ab dem Hermeskeiler Bahnhof, der gleichzeitig das Ende des Ruwer-Hochwald-Radweges markiert, führt die Trasse über den asphaltierten Mühlenweg in Richtung Tal der Löster. Im weiteren Verlauf der Strecke sind die ehemaligen Forstwege ebenso wie auf der saarländischen Seite mit einer wassergebundenen Decke überzogen worden.

Die Wegführung verläuft nahezu durchgängig durch den Wald, immer begleitet vom parallel verlaufenden Lösterbach und den Schienen der Hochwaldbahn zwischen Hermeskeil und Bierfeld. Verschiedene ehemalige Mühlenanwesen, die heute nur noch zu Wohnzwecken genutzt werden, markieren den Weg. An der sogenannten »Grünen Grenze«, dem lauschigen Felsbach als Grenzbach, empfiehlt es sich abzusteigen und ein kurzes Stück zu schieben, da die kurzen Zufahrten zum hölzernen Steg über den kleinen Bach relativ steil und abschüssig sind.

Insgesamt weist die Strecke ein durchgehend welliges Profil mit kurzen leichten Anstiegen und Abfahrten auf. Durch die autofreie Streckenführung bietet er sich sehr gut für einen harmonischen Familienausflug an. Für Trekking- oder

MTB-Fahrräder ist die Strecke gut geeignet, für Rennräder mit schmaler Bereifung weniger zu empfehlen. Durchgängig weist der Weg eine hochwertige Beschilderung auf. Im Saarland weisen Schilder mit weißer Schrift auf grünem Grund den Weg, in Rheinland-Pfalz ist die Markierung mit grüner Schrift auf weißem Grund ausgeführt.

Die Finanzierung dieser Ausbaumaßnahme teilten sich das Land Rheinland-Pfalz als größter Zuschußgeber mit 80.000 Euro, der Landkreis Trier-Saarburg und die Verbandsgemeinde Hermeskeil mit je 12.000 Euro. Die Restkosten in Höhe von 27.000 Euro übernahm die Stadt Hermeskeil.

Wer Anstiege mit dem Fahrrad scheut, kann seine Radtour sowohl am Bahnhof Hermeskeil als auch in Nonnweiler am Park-&-Rideparkplatz an der Autobahn A1 beginnen. Dort stehen ausreichend Parkplätze zur Verfügung und für die Rückfahrt befinden sich in unmittelbarer Nähe die Haltestellen des RegioRadlers R200.

Der RegioRadler R200 »Ruwer-Hochwald« verkehrt zwischen den Bahnhöfen Türkismühle und Trier. Er bietet sich als ideale Aufstiegshilfe für den Nordabschnitt des Primsradweges an. Der Radlerbus fährt in den Sommermonaten an Wochenenden, Feiertagen sowie in den Ferien von Saarland und Rheinland-Pfalz nach einem besonderen Fahrplan.

Einige neue radstrukturelle Perspektiven bietet der neue Primsradweg »Dr. Hanspeter Georgi« für Radwanderer aus Richtung Hunsrück und Moseltal. So ist zum Beispiel in Nonnweiler die direkte Anbindung an den Saarland-Radweg möglich. Ebenfalls ab Nonnweiler und über den Saarlandradweg geht es zum Einstiegspunkt für den Naheradweg am Bostalsee oder Richtung Mettlach an den Saarradweg.

Für die nächsten Jahre stehen noch weitere ehrgeizige Ausbauplanungen zur Fertigstellung des Primsradweges »Dr. Hanspeter Georgi« auf dem Programm. So zum Beispiel der fahrradgerechte Ausbau des Streckenabschnittes Nonnweiler-Kastel und der bereits seit vielen Jahren geforderte Radwegeausbau auf der stark befahrenen Strecke zwischen Kastel und Primstal.



Im Herbst

Nur einmal noch
still durch der Sonne Leuchten gehn,
des Waldes Abendkleid
in mildem Lichte sehn,
mitten im bunten Reigen
windverliebter Blätter stehn,
des Winters dunklem Schweigen
ohne Furcht entgegensehn
und fest vertrauen schon
auf frühlingfrohes Auferstehn.

Im Warteraum

Von Hermann Sottong (†)

Die Tür ist offen.
Zögernd trete ich ein.
Mein Gruß fällt in den Kreis
der Wartenden.
Er weckt kein Echo.
Ich finde keinen Platz.
Jetzt sind wir zwölf.
Das Fenster geht nach hinten
auf die flachen Dächer;
die glänzen im Regen.
Der Himmel ist grau,
novembergrau
wie das Haar so vieler
in der Runde.
Niemand spricht oder blättert
in den glatten Illustrierten.
Auf dem Dach stehen Pfützen.
Sie fangen Regentropfen ein,
unzählige,
und verteilen sie in
wachsenden Ringen
über die Fläche.
Sie verschlingen sich
gegenseitig.
Es folgen immer neue,
immer gleiche.
Ein endloses Spiel.
Es regnet seit Stunden.
Wir warten seit Stunden.
Da wird mein Name in
den Raum geworfen,
doch ein anderer ist gemeint.
Weiter hoffen, bangen, warten.
Dann endlich ist die Reihe,
auch an mir.



Die Rennleitung unter Führung von August Balthasar (links im Wagen) während einer Ehrenrunde.



Benzin im Blut

In St. Wendel gründet sich 2011 ein Verein, der die Motorradrenngeschichte der Stadt aufarbeitet

Vom 10. bis 12. August 2012 roch es in St. Wendel nach Benzin. Die MCW Motorsport Historiker hatten gerufen und viele kamen. Etwa 200 Fahrer aus zehn Nationen versammelten sich an diesem Wochenende in St. Wendel, um mit ihren Rennmaschinen und Gespannen den zahlreichen Besuchern zu zeigen, wie und womit in den 1950er- und 1960er-Jahren in St. Wendel Rennen gefahren wurden.

Im Frühjahr 2009 rief mich ein Bekannter aus Hessen an, der sich wie ich für Oldtimer interessiert, und fragte mich, ob denn in St. Wendel wieder Motorradrennen stattfinden würden. Er hätte das am Ring (gemeint ist der Nürburgring) gehört. Ich konnte mir das nicht vorstellen, hatte hier nichts darüber gelesen und auch nichts davon gehört.

Und dann, im August 2009, finden sich in St. Wendel unter dem Motto »60 Jahre Rennstadt St. Wendel« zahlreiche alte Rennmotorräder und Gespanne sowie etliche ehemalige Renngrößen zu Demonstrationsfahrten ein. Die Veranstaltung entstand wohl aus einer Schnapsidee infolge einer Ausstellung zu Ehren des ehemaligen Rennleiters August Balthasar im Jahr 2007. Bernd Bouillon und Heinz Dupont sind sozusagen die Urväter der jetzigen »Rennen«. Ihnen steckten so viele schöne Erinnerungen an die Renntage in den 1950er Jahren im Kopf, dass sie diese mit möglichst vielen anderen Gleichgesinnten teilen wollten. Sie entschlossen sich also, etwas auf die Beine zu stellen. Der erste Weg führte sie zum umtriebigen Stadtoberhaupt von St. Wendel. Bürgermeister Klaus Bouillon brauchte nicht lange überzeugt zu werden, im Gegenteil, er sagte der geplanten Veranstaltung jedwede Unterstützung

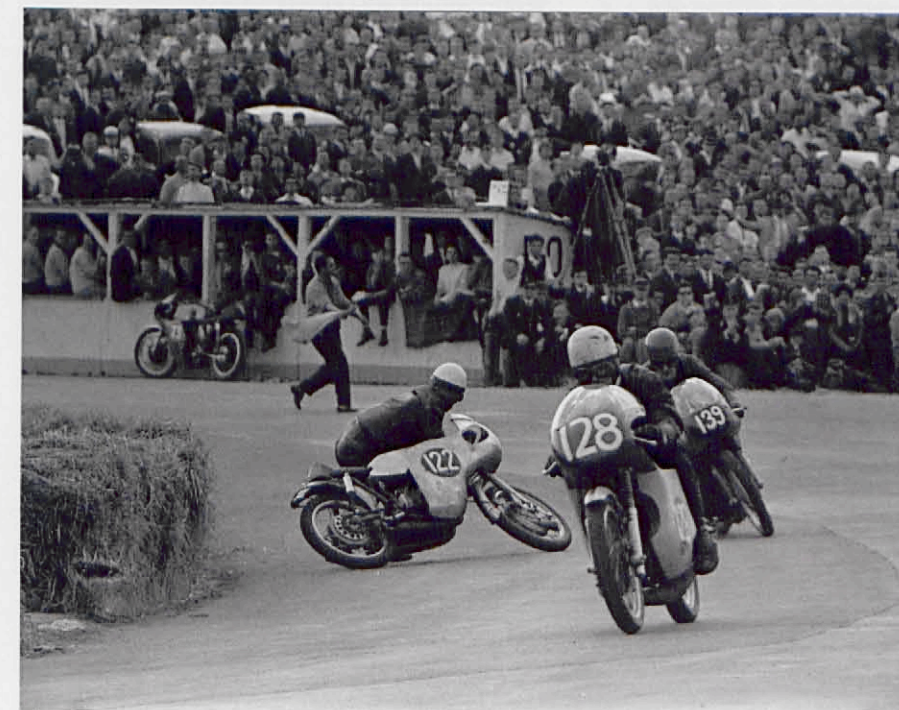
zu. Am 8. und 9. August 2009 war es dann soweit. Luigi Taveri, Heiner Butz, Jim Redman und Cees van Dongen drehten in St. Wendel wieder ihre Runden wie früher, und das Publikum war schier aus dem Häuschen.

Die Resonanz in der Presse war ebenso groß wie die Begeisterung der Zuschauer. Von allen Seiten wurde der Wunsch nach einer Wiederholung an die Veranstalter herangetragen.

So gab es dann 2010 erneut eine Motorsport-Klassik in St. Wendel. Wer schon einmal eine kleine

Von Thomas Störmer

Spannende Rennszenen und massenhaft Zuschauer – die Motorradrennen in St. Wendel waren etwas besonderes.





Es gab Zeiten, als man den Rennfahrern noch ins Gesicht schauen konnte.

Veranstaltung auf Dorfebene organisiert hat, weiß wie viele Stunden und wie viel Herzblut investiert werden müssen. Bei einer Veranstaltung, wie die Motorsport-Klassik eine ist, bedarf es jedoch einer generalstabsmäßigen Planung. Das beginnt bei der Streckenplanung, der Einbindung zahlreicher Behörden, der Organisation der zahllosen Helfer, geht über Fragen der Verkehrsregelung, über Sanitätsdienst und Brandschutz, Betreuung und Organisation der Teilnehmer und Fahrer bis hin zum Streckensprecher und der Würstchenbude. Um so erstaunlicher ist es, wie professionell und reibungslos das alles funktioniert hat, wobei die Last der Organisation nur auf wenige Schultern verteilt war. Die Motorsport Historiker waren bis dahin lediglich eine Untergruppe der Motorradfreunde Werschweiler »Kurvenkratzer e.V.«. Nach der Veranstaltung 2010 wollten die Verantwortlichen für die Zukunft eine größere Planungssicherheit, was eine Verselbständigung der Untergruppe zur Folge hatte.

So erfolgte am 17. Oktober 2011 mit der Gründungsversammlung der »MCW Motorsport Historiker St. Wendel e.V.« der entscheidende

Schritt. Die Vereinsgründer waren an diesem Tag sichtlich überrascht, wie viele sich dem Verein von Anfang an anschließen wollten. Mittlerweile hat der Verein 164 Mitglieder, darunter auch einige ehemalige Motorradweltmeister.

Die Motorsport-Klassik 2012 wurde also erstmals komplett unter der Ägide der MCW Motorsport Historiker durchgeführt. Das tat dem Erfolg der Veranstaltung keinen Abbruch – im Gegenteil, unter den Fahrern scheint die St. Wendeler Veranstaltung äußerst beliebt zu sein. Auch das Publikum nahm die Demonstrationsfahrten gut an, wobei in diesem Jahr, so zumindest mein Eindruck, viele Zuschauer aus Frankreich und den Benelux-Staaten in St. Wendel gewesen sind. Die nächste Motorsport-Klassik soll 2014 über die Bühne gehen.

Übrigens betreiben die Motorsport Historiker eine umfangreiche und sehenswerte Internetseite (www.mcw-motorsporthistoriker.de). Wünschenswert wäre, die St. Wendeler Motorradrennen bis 1964, ihre Geschichte und ihre Fahrer in einer Publikation zu dokumentieren. Genügend Material dafür scheint vorhanden zu sein.

Harting, Heidler, Storl und Co.

Weltklasse der Werfer trifft sich zum World Class Meeting in St. Wendel

Zu einem Qualifikations- und Vorbereitungswettkampf für die Olympischen Sommerspiele in London traf sich die internationale Werferelite am 10. Juni im Sportzentrum St. Wendel. Dem aus dem Saarland stammenden Nationaltrainer und ehemaligen Weltklasse-Speerwerfer Boris Henry und Bürgermeister Klaus Bouillon war es gelungen, zahlreiche Topathleten in die Kreisstadt zu locken.

Vor allem die Speerwerfer sorgten in St. Wendel für die Highlights aus deutscher Sicht. Christina Obergföll von der LG Offenburg warf sich mit 67,04 Meter auf Platz drei der Weltjahresbestenliste (in London gewann sie mit 65,16 m die Silbermedaille).

Noch spannender ging es beim Speerwurf der Männer zu. Der überraschend starke Timo Häber aus Leipzig lieferte sich mit dem Polen Igor Janik ein Duell der besonderen Art. Der Pole gewann den Wettkampf schließlich mit einem Zentimeter Vorsprung vor Häber mit guten 82,11 Metern. Etwas enttäuscht war Publikumsliebbling Matthias de Zordo, der an diesem Tag mit 79,58 Meter nur Vierter wurde. Bei den Spielen in London kam er zwar in den Endkampf, schied aber nach drei Versuchen ohne gültige Weite aus. Timo Häber wurde Achter.

Das Kugelstoßen der Männer wurde zum Zweikampf des bärenstarken Olympiasiegers Tomasz Majewski aus Polen und des jüngsten Welt- und Europameisters aller Zeiten David Storl aus Deutschland. Ähnlich wie später bei den Olympischen Spielen gewann Majewski mit 21,21 Meter vor dem jungen David Storl. In London lagen ganze drei Zentimeter zwischen Gold für den Polen und Silber für David Storl.

Im Diskuswurf hatte Weltmeister Robert Harting aus Berlin einige Probleme. St. Wendel war für ihn der erste Wettkampf nach einer Verletzungspause. Dennoch genügten seine 66,44 Meter für den Sieg. Zweiter wurde Markus Münch von der LG Wedel-Pinneberg mit 61,86 Meter.

Bei seinem 26. Sieg in Folge kämpfte er jedoch mit vielen ungültigen Versuchen. »Ich habe technisch zwei miserable Wochen hinter mir mit vielen kleinen gesundheitlichen Problemen, sodass die Weite schon ein wenig ernüchternd ist«, zog er

Von Thomas Störmer





selbst ein kritisches Fazit. In London war Harting dann wieder in Topform und holte Gold vor dem Überraschungszweiten Hadadi aus dem Irak.

Im Hammerwurf der Frauen setzte sich Weltrekordlerin Betty Heidler von der LG Eintracht Frankfurt mit 70,83 Metern vor der EM-Sechsten Marina Marghiewa aus Moldawien mit 69,23 m durch. »Diese Woche haben wir mit der Vorbereitung für London angefangen. Daher habe ich für heute gar nichts erwartet«, sagte Betty Heidler nach dem Wettkampf. »Es ist zwar schade, dass die Weite nicht so atemberaubend war, aber ich habe gewonnen. Wenn man die Umfänge erhöht, geht die Leistung erst einmal zurück«, nahm sie es recht gelassen, dass sie deutlich unter ihrer Saisonbestleistung blieb.

Bei den Olympischen Spielen erlebte Betty Heidler unglaubliche Minuten zwischen Hoffen und Bangen. Ihre Weite im fünften Versuch wurde aufgrund eines Softwarefehlers zunächst nicht berücksichtigt. Die Weite wurde vom elektronischen Messsystem nicht angenommen, da sie exakt mit der Weite der vor ihr werfenden Tatjana

Lysenko übereinstimmte und deshalb als Fehler der Kampfrichter interpretiert wurde. Für Heidler wurde dann die Weite der nach ihr werfenden Athletin registriert. Erst durch Nachmessungen per Hand konnte die Weite von 77,12 m ermittelt werden. Das brachte ihr schließlich die Bronzemedaille ein.

Bei den Männern ging der Sieg in St. Wendel an den Leverkusener Markus Esser, der mit seinen 75,13 Metern allerdings nicht zufrieden war. »Das war heute irgendwas zwischen grottig und unterirdisch. Eigentlich bin ich mit dem Gedanken hergekommen, die fehlenden sieben Zentimeter zur Olympia-Norm weiter zu werfen als Donnerstag in Metz«, haderte er. »Wir haben uns heute alle etwas unter Wert verkauft, ich kann mir aber selbst nicht erklären warum.«

Sowohl die Athleten als auch die zahlreichen Zuschauer waren mit der Organisation und dem Ablauf der Veranstaltung hoch zufrieden. Hoffen wir, dass es neben Rehlingen auch im Kreis St. Wendel weiterhin solch großartige Leichtathletikveranstaltungen zu sehen gibt.

Linke Seite: Die Bronze-Medallengewinnerin von London Betty Heidler bei einem ihrer Würfe im St. Wendeler Sportzentrum.

Oben: Der Pole Igor Janik gewann die Konkurrenz im Speerwerfen.

»An den Rand des Bekannten«

Zur Erinnerung an die Lyrikerin Felicitas Frischmuth-Kornbrust (1930–2009)

Von Margarete Stitz

Am 12. August 2009 verstarb in St. Wendel die Lyrikerin Felicitas Frischmuth. Obwohl sie als »wichtigste Dichterin der Region«¹ bezeichnet wurde und 1982 mit dem Kunstpreis des Saarlandes geehrt worden war, blieben ihre Werke einer breiten Öffentlichkeit unbekannt. Das aber entsprach völlig der ihr wesensgemäßen Zurückhaltung.²

Felicitas Frischmuth wurde 1930 im Osten Berlins geboren. Weil sie Bücher über alles liebte, zog es sie zum Gymnasium. Sie zeigte außerordentliche Sprachbegabung in den Fächern Latein, Griechisch, Französisch und Russisch; später lernte sie Englisch, Italienisch, Spanisch und mit besonderer Vorliebe Portugiesisch.³ Ihren Vater hatte sie durch den Zweiten Weltkrieg verloren. Mit ihrer Mutter und ihren Brüdern floh sie als Studentin in den Westen und belegte in Frankfurt am Main Alte Sprachen und Philosophie. Ihre musikliebende Mutter hatte ihr schon vorher ein vertieftes Studium des Klavierspiels ermöglicht.

Eine schicksalhafte Beziehung zur Bildenden Kunst begann, als sie 1954 in München Leo Kornbrust kennen lernte. Durch fünfundfünfzig Jahre galt ihr Wort »Wir genießen das Interesse füreinander«, so zu lesen an der Wand von Kornbrusts

Wohnraum. Sie verstand es, seine Skulpturen kongenial zu beschreiben, und er hielt ihre Verse in Sandstrahltechnik auf Stelen und Steinen fest.⁴ Mit ihm bereiste sie ganz Südeuropa, teilte seinen Studienaufenthalt in Rom und folgte ihm – unmittelbar von dort aus – im Jahre 1959 nach St. Wendel.

Aus dem Leben in Großstädten wechselte sie in ein kleines Holzhaus auf freier Flur, am äußersten Rand von St. Wendel an der Grenze zu Balterweiler, »auf die Damra«.⁵ Hier war Leo Kornbrust 1929 geboren worden – seinem Vater Eduard erschien schon damals Alsfassen als viel zu laut. Später war das Haus vermietet, und seit 1956 lag es unbewohnt im verwilderten Grundstück. Nachdem es fast ein Vierteljahrhundert später abgerissen und an derselben Stelle neu erbaut war, widmete Felicitas Frischmuth 1986 dem alten Bau das Erinnerungsgedicht »Kein Zaun keine Mauer – Parolen auf ein Haus«. Dort beschreibt sie den Zustand bei ihrem Einzug:

Zum erstenmal kommen wir in diese spinnenverwobene zugewachsene Laube in euer Haus in dem alte Gartengeräte Sensen Harken Rechen Sichel Wetzstein Spaten Messer

1 Christoph Schreiner, Saarbrücker Zeitung vom 13.8.2009.

2 Leo Kornbrust gab seine Zustimmung zu diesem Aufsatz über seine Frau (der ohne seine freundliche Unterstützung ohnehin nicht möglich gewesen wäre) mit den Worten: »Sie kann sich ja jetzt nicht mehr wehren.«

3 Der schönste Beweis ihrer Übersetzungskunst ist das Buch »Im Gehen – Quand on marche«, das sie 1995 in Gemeinschaft mit dem französischen Lyriker Bernard Vargaftig veröffentlichte, in dem die beiden Autoren ihre Gedichte gegenseitig in die andere Sprache übertragen. 2001 folgte »Coup de Vent – Windstoß«.

4 So ist es nicht verwunderlich, dass sie immer wieder gerne ihre Texte in Gegenüberstellung zu den Werken anderer bildender Künstler veröffentlichen ließ.

5 Das Wort ist die mundartliche Form von »Dammerau« (Wiesen am Damm). Diese Bezeichnung, schon 1720 (»auf der dammen auw«) und 1738 (»uff der dammerauw«) belegt, aber heute nicht mehr im amtlichen Gebrauch, gilt für ein größeres Gebiet links und rechts der Blies zwischen der Göckelmühle und der ursprünglich mehr als einen halben Kilometer flussaufwärts liegenden Felsenmühle (Auskünfte von Prof. Dr. Wolfgang Haubrichs, Saarbrücken, und Roland Geiger, St. Wendel).

Mausefallen verrostete Hacken Besen Schaufeln Bindfäden Gummischüre Bast Katapulte Netze aufbewahrt sind Kolophonium Bienenmaske alte Waben von vorher zeugen Jahrhundertstaub Requisiten auf dem Theaterboden Schätze wie beim König Alberich erstarrte Kostbarkeiten fest eingehüllt in den Kokon der Dauerhaftigkeit⁶

Der Weg, dessen steilstes Stück 2007 geteert wurde, sah vorher so aus:

Der Weg ist zerwühlt, aufgewühlt, zerfressen, ungangbar, zerfetzt, zerstört, zerrissen, aufgerissen, zerfurcht, ausgeschwemmt, hingemacht, wegelaufen, die Erosion hat ihm zugesetzt, der unterbrochene, der unwegsame, der unmögliche Weg, ein Schutz?⁷

Der Weg »in die Welt« erscheint auch im »Erzählgedicht« »Kein Zaun keine Mauer«:

Nach hundert Jahren dieser Wind Wir schützen die Augen wir stemmen uns barfuß den Berg hinauf mit kleinem Gepäck aus dem Loch ins Freie aus der Damra in die Welt⁸

Ein ganzer Abschnitt der Sammlung »An den Rand des Bekannten« trägt die Überschrift »Arbeitsplatz«. Hier lesen wir:

Die beweglichen und die festen Arbeitsplätze, die äußeren und die inneren Arbeitsplätze. Einer unter ihnen, der ausragt, der weit vorsteht. Die Schneebeeren hat Leo's Vater gepflanzt, den dichten Saum, der langsam weiterwuchert ins Innere hinein, der dicke flaumige Saum, dies sperrige Samtband, die Begrenzung, der grüne Zaun mit weißen gewöhnlichen Beeren, die Blüte im Frühling war als Bienenfutter gedacht, ein Hund ist von Bienen totgestochen worden, was ich von anderen weiß, Hühner, Bienen, Kinder, Ziegen, damals, anfangs, vom Fenster aus in der Fluchtlinie nach Westen: Erde, Lehmerde, alles voller Buchsbäume, Büsche,

Gestrüpp, andere Bäume, ein Dschungel, aber darin einer, der sich wohlfühlte, es so haben wollte, brauchte, damit die Kopfschmerzen vergingen, so hat Leo's Vater diesen Platz erfunden, vor-erfunden, wie er jetzt ist.⁹

Der Unterschied von Prosa und Gedicht ist bei Frischmuth nicht sehr groß, die unverbundene Reihung der Bilder ist die gleiche. Dass aber ein Gedicht durch »Verdichtung« entsteht, zeigt ein inhaltlich vergleichbarer Text:

Kein Zaun keine Mauer nur der Schneebeerensaum Dschungelhecke wo der Buchsbaum seine klare Form abgibt Himmelsrichtung Fragezeichen wir können nicht mehr gerade gehen wir werden nicht von Nachbarhäusern abgefangen¹⁰

Weil ihr Arbeitsplatz so einsam war, brauchte Felicitas Frischmuth zunächst immer wieder Aufenthalte in Berlin. Auch Leo Kornbrusts Lehrtätigkeit in München führte sie heraus aus der Einsamkeit. »Man müsste die Landschaft verlegen« ist Überschrift und Schluß eines Gedichts aus dem Jahre 1973, in dem sie einem Besucher den Weg zur »Damra« beschreibt.¹¹ Aber mit der Zeit wurde ihr dieser Ort immer mehr eine Art Heimat, und das St. Wendeler Land ist verhältnismäßig oft Gegenstand ihrer Textproduktionen.

Diese Texte sind geprägt von dem ihr eigenen Prinzip des Schreibens, das sie »an den Rand des Bekannten« führt. Sie sucht und findet im Bekannten das Unbekannte, ein Verfahren, das sehr oft geradezu zur Verrätselung führt. Sie selbst definiert es folgendermaßen: **Der Stoff, aus dem ich schreibe: die Faszination**



6 Nr. 9, Z. 6 ff.

7 An den Rand des Bekannten. Texte. Saarbrücken 1980, S.12.

8 Nr. 6, Z. 7 ff.

9 S. 48.

10 Kein Zaun keine Mauer, Nr. 6, Z.13 ff.

11 Papiertraum, Saarbrücken 1977, S. 51.



*des Anfangs, die Beweglichkeit, der Ortswechsel, die Zwischenräume, die Verwandlung einer vertrauten Landschaft in einen unbekanntem Raum.*¹²

Dabei wechselt sie Übergangslos von der Gegenwart in die Vergangenheit oder Zukunft, von der Realität in die Vision.

Aus der Sicht einer klassisch gebildeten Weltbürgerin gibt sie eine ziemlich ungewöhnliche Beschreibung der Autobahnbaustelle bei Freisen:

Hinter Freisen biegen wir von der großen Straße ab in Richtung Autobahnbaustelle. Feldweg, Feldwirtschaftsweg, noch tief

verschneit. Wir haben ziemliche Höhe jetzt. Wie in Alaska. Die provisorisch verlegten Telefonkabel schwingen zwischen den Masten weit aus. Sie haben viel Spiel im Wind. Sie reißen nicht aus. Ein paar Kilometer feldeinwärts Schneehaufen an der Straße. Der Schnee ist geräumt, bis zur Baustelle. Am Bauwagen, am Plateau, machen wir halt.

Wir gehen auf dem Kraterrand spazieren, wir schauen in die Schlucht, tief nach unten, wo die Trasse der Autobahn liegt. Noch ohne Autos, eine Werkstatt im Freien, ob man die noch brauchen wird?

Die Eingriffe, die Schluchten, die Risse, die Furchen zerschneiden das Land, eine neue Geografie entsteht.

Vom Kraterrand schauen wir in den rauchenden Kessel, in den Wirbel, in den speienden Vulkan, in die blubbernde Masse, in den Dampf.

Da wird ein Phoenix herausfliegen, ein strahlender Freisener Phoenix mit gewaltigen Flügeln. Er wird die Autobahn überfliegen. (...)

*Der Straßenwegeverlauf ist neu angelegt, alles ist künstlich. Wie ein französischer Park. Allerdings ohne Kunstverstand, die Technik überwiegt hier, sie verändert die Landschaft.*¹³

12 Felicitas Frischmuth und James Reinking, Metamorphosis. Wolnzach 2008, S. 33.

13 An den Rand des Bekannten, S. 24 f.

Felicitas Frischmuth hat nie das Autofahren erlernt, sondern liebte es, zu Fuß zu gehen. So ist sie viele Male ins Hospital St. Wendel gewandert, wo ihre kranke Mutter ihre letzten Jahre verbrachte, nicht ahnend, dass sie selbst an derselben Parkinsonschen Krankheit sterben würde. An ihre Mutter gerichtet ist der kleine Abschnitt aus der Erzählung »Die kleinen Erschütterungen«, in dem sie beim Stichwort »Wingert« weit in die Vergangenheit zurückblickt:

*Soviel Himmel hast du hier, weit kannst du schauen, bis an den Schaumberg, wenn die Bäume nicht belaubt sind, im Frühjahr siehst du die ersten grünen Spitzen, wenn die Weiden beginnen, vis-à-vis der Gudesberg von hinten, der warme Südhang, an dem früher einmal Wein wuchs. Im Wingert. Leute vom Altersheim haben ihn angebaut. Den Seelentröster.*¹⁴

Dieses Buch ist ein höchst differenziertes Porträt der Mutter, das auch zur abgrenzenden Erkenntnis der eigenen Identität führt, ohne jemals zur Nabelschau zu werden.¹⁵

Der unangekündigte Wechsel der Zeit- und Realitätsebene verlangt einen beweglichen, »aktiven« Leser, so auch im Abschnitt »Round and about St. Wendel« der Sammlung »An den Rand des Bekannten«, wo plötzlich auf der Balzersweiler Straße eine Menschenmenge zwischen den Steinskulpturen wogt und Kinder an den Panzersperren »ein luftiges Haus in die Höcker gebaut« haben:¹⁶

*Wir mischen uns unter, wir mischen uns ein, wir nähern uns. Wir treffen Freunde und Bekannte, wir erkennen Verwandte, wir sehen längst Verstorbene wieder. Die auf dieser Straße ihr Leben verloren haben, zu Fuß, per Rad, im Auto, alle, die in den letzten Jahren verunglückt sind, hier und anderswo, von weiter her, aus vorigen Jahrhunderten, ...*¹⁷

14 Die kleinen Erschütterungen. Eine Mutter aus Wörtern. Erzählung, Landau 1982, Fischer-TB 4700, S. 21.

15 »Wir sind nie kooperativ gewesen. Unser Zusammenhang war immer individual, Darstellung, auch Ausstellung einer Persönlichkeit. Eigensinn. Eitelkeit. Eifersucht. Ich glaube, sie war von Anfang an enttäuscht, daß wir zwei keine Komplizen werden konnten. Daß ich das nicht wollte.« (S. 67).

16 An den Rand des Bekannten, S. 14.

17 S. 15.

Sechs Jahre später, 1986, ist die Stadt St. Wendel Gegenstand des Gedichts »Der Schmetterling«:¹⁸

Nicht abgetrennt nicht zu übersehen ist der Papierfalter auf der Fläche

Auf der Landkarte ist die Kreisstadt St. Wendel ein gelber Schmetterling mit asymmetrischen Flügeln ein etwas nach links verschobener Strang bildet seine kräftige Leibachse die B 41 in der Mitte parallel dazu läuft eine etwas dünnere Ader auf der rechten äußeren Flügeldecke sodaß der Schmetterling leicht aus dem Gleichgewicht fliegt wenn er fliegt

Wir wollen ihn nicht fangen nicht in die Sammlung speißen wir wollen ihn erhalten am Leben halten mit Blüten und mit Tau ernähren wir wollen nicht daß er untergeht Schönheitsbeweis butterfly my butterfly

Wir sind ein kleiner Punkt auf seinem Flügel wir wohnen auf dem Schmetterling da wo die Gemarkung St. Wendel in den Kreis übergeht wir gehören zur Zeichnung

Man muss sich bewusst machen, dass für Frischmuth die Bundesstraße 41 hier noch wie zu früheren Zeiten mit dem Weg von der Linxweiler über die Mommstraße bis zur Balzersweilerstraße identisch ist.¹⁹ Die »etwas dünnere Ader« ist die Linie von der Werschweiler zur Urweiler Straße.

Auf den ersten Blick wahrt die Autorin Distanz: Das Objekt Stadt erscheint nur indirekt als Zeichnung auf der Landkarte. Aber bald erfährt es durch das »wir« eine emotionale Zuwendung. St. Wendel ist erhaltenswert, sogar schön. Das

18 Kein Zaun keine Mauer, Nr. 12; auch in Metamorphosis (s.o. A. 12) S. 23.

19 In dem sechs Jahre älteren Text »Arbeitsplatz« (An den Rand des Bekannten, S. 47) hatte sie bereits zwischen der »alten Bundesstraße 41 und der neuen Umgehungsstraße« unterschieden.

bestätigen auch die eingeflochtenen englischen Worte »my butterfly«.²⁰ Aus der Zuwendung entwickelt sich das Gefühl der Zugehörigkeit, aber auch gleichzeitig die Aufweitung der Perspektive »in den Kreis«.

Kann es ein schöneres Vermächtnis der Lyrikerin an ihren Wohnort geben?



20 Es ist eine Eigenart der vielsprachigen Dichterin, gelegentlich fremdsprachliche Wendungen einzufügen.

Alsweiler Laxem, made in Hungary

Klaus Brill erklärt uns, was sein Heimatdorf mit der Globalisierung zu tun hat

Von Paul Burgard

Es gibt Dinge, von denen wir ständig hören, deren Namen wir fast alltäglich im Munde führen, über die wir so selbstverständlich reden, als handelte es sich dabei um das Wetter oder das Abendessen. Im Gegensatz zum Sonnenschein und zum Sonntagsbraten zerrinnt die Selbstverständlichkeit solcher Alltagsbegriffe jedoch ziemlich schnell, wenn wir versuchen, uns ein konkretes Bild von ihnen zu machen. Das gilt auch und ganz besonders für jenen Begriff, der seit gut 20 Jahren eine steile Karriere gemacht hat, der in keiner Fernsehtalkshow und keiner Stammtischrunde fehlen darf, der wie kein anderer dazu geeignet scheint, die Textur der modernen Welt zu beschreiben. Die Rede ist von der Globalisierung, die mittlerweile so etwas wie der argumentative Passepartout für die Erklärung nahezu sämtlicher Chancen und Probleme unserer Gegenwart geworden ist.

Wie viel- und damit gleichermaßen nichtssagend das Wort inzwischen klingt, zeigt sich spätestens dann, wenn Politiker gleich welcher Couleur mal wieder in bewährt redundanter Rhetorik davon sprechen, dass die Welt eben globaler geworden sei – um damit ihr Tun und Lassen in Stadt und Land quasi mit dem größten aller nur denkbaren Argumente zu untermauern. Globalisierung, das ist, wie ihr namentlicher Schöpfer John Naisbitt es nannte, ein »Megatrend«, eine weltweit wirkende »totale soziale Tatsache«. Wird sie von den einen als gigantische Herausforderung mit schier grenzenlosem Entwicklungspotenzial begriffen, so sehen die anderen in ihr die größte Heimsuchung seit biblischen Zeiten, einen neuen apokalyptischen Reiter, den es mit allen Mitteln und Möglichkeiten zu bekämpfen gilt.

Wenn wir unser visuelles Gedächtnis nach Bildern durchkämmen, die die Globalisierung assoziieren, dann erhärtet sich der Eindruck, dass das vermeintlich Selbstverständliche gar nicht so selbstverständlich ist. An erster Stelle erscheinen kaum zufällig die Eindrücke aus der großen Finanz- und globalen Warenwirtschaft, Bilder von glänzenden Fassaden in Manhattan oder Mainhattan, von hektischen Börsengeschäften, von gigantischen Handelsplätzen rund um den Globus. Aber wir sehen auch die Bilder von brennenden Autos am Rande von Weltwirtschaftsgipfeln, von aufbegehrenden Menschenmassen in Asien und Europa, vom vermeintlichen Kampf der Kulturen, der seinen sinnfälligsten und vielleicht ewig währenden Ausdruck in den kollabierenden New Yorker Twin Towers gefunden hat.

Fast beliebig viele Eindrücke und Assoziationen ließen sich hier anfügen. Bilder, die dokumentierten, dass die Globalisierung zwar viele Gesichter, aber kein eindeutiges Profil hat. Würde man eine Annäherung im Exklusivverfahren versuchen, könnte man sich unter Umständen auf einem einfacheren Weg wähnen. Weil es dann viele Dinge und Orte gäbe, die man mit großer Sicherheit niemals in Verbindung mit der Globalisierung brächte. Wie zum Beispiel das kleine Saarland, den beschaulichen Landkreis St. Wendel oder das in der globalen Welt nahezu unbekanntes Dorf Alsweiler. Selbst die lokalpatriotischsten Nordsaarländer hätten eine solche Sicht der Dinge fraglos geteilt. Zumindest bis zum Jahr 2009, als Klaus Brills Buch »Deutsche Eiche, made in China« erschien. Seitdem wissen wir es alle besser. Seitdem wissen wir, dass die Globalisierung auch vor

dem saarländischen Alsweiler nicht halt gemacht hat, und wir wissen vor allem: welche konkreten Spuren sie dort hinterlassen hat.

Diese Spuren aufzuspüren, das war das eigentliche Anliegen des »Alsweiler Bubs« Klaus Brill, als er sich in den 2000er-Jahren mit professionell geschultem Journalistenblick seinem Heimatort näherte. Mehr als drei Jahrzehnte waren da vergangen, seit Brill seine Heimat verlassen hatte, um die Welt zu erkunden. Die Welterkundung war sein Beruf geworden, ein Beruf, der ihn im Auftrag der Süddeutschen Zeitung durch aller Herren Länder führte, quer durch Europa und auch in die Vereinigten Staaten von Amerika. Vor Ort, in vielen Metropolen ebenso wie in den abgelegensten Landstrichen, erlebte und kommentierte Brill jene Zeit, in der sich unsere Welt dramatisch veränderte. Zunächst durch eine Technologie- und Verkehrsrevolution, dann, seit den 1980er Jahren in geradezu atemberaubendem Tempo, durch die digitale Revolution. Brill begleitete die Globalisierung rund um den Globus, war als Kommunikationsexperte in gewisser Hinsicht selbst ein Teil von ihr, kehrte mit ihr im Gepäck zurück in sein Dorf. In dem er nichts mehr so vorfand, wie er es aus seiner Jugendzeit in Erinnerung hatte.

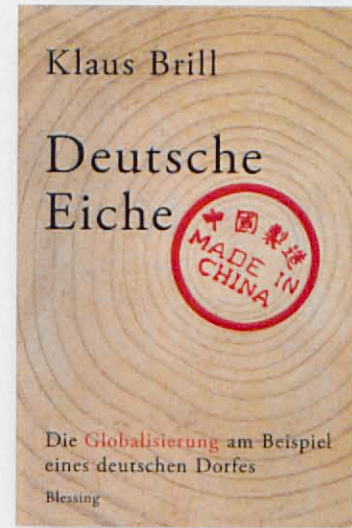
Allerdings waren die Zeichen jener neuen Zeit, die man später als Ära der Globalisierung bezeichnen sollte, schon damals erkennbar, als Brill das Nordsaarland verließ. Ende der 1960er Jahre war die Revolution im vollen Gange, und auch Alsweiler sollte sie sehr bald und sehr unmittelbar zu spüren bekommen. Viele dörfliche Gewerbetreibende im Schatten des Schaumbergs erlebten den Siegeszug der Globalisierung jedenfalls wie ein plötzlich auftauchendes Schreckgespenst. Vor allem die kleinen Lebensmittelhändler im Sankt Wendeler Land behielten das Jahr 1970 in dunkler Erinnerung. Denn damals eröffnete die Sankt Wendeler Familie Bruch am Rande der Kreisstadt den ersten Globus-Handelshof, einen im Land zu jenem Zeitpunkt einmaligen Verbrauchermarkt mit Selbstbedienung, großem Warenangebot und unschlagbar günstigen Preisen. Es war dies der Beginn einer großartigen saarländischen Unternehmensgeschichte – und der Anfang vom Ende einer ganzen Reihe von Alsweiler Einzel-

handels- und Lebensmittelgeschäften. Dass es ausgerechnet der Großlieferant Bruch war, der seinen eigenen Geschäftskunden auf dem Land das Aus bescherte, dass dieser zum Handelsriesen aufsteigende Familienbetrieb ursprünglich selbst ein Tante-Emma-Laden war, und dass der erste Monopolist in der Region dann auch noch sehr früh die Globalisierung gewissermaßen zum Markennamen erhob: Das mag wie eine Ironie der Geschichte wirken, besitzt aber durchaus eine große innere Logik.

Schon früh hatten die Bruchs erkannt, wie das Waren- und Lebensmittelgeschäft der Zukunft funktionieren würde, wie man künftig in dieser Branche große Gewinne einfahren könnte. Das zu lösende Problem war vor allem eines der Logistik, der Distribution, der Kommunikation und der Verkehrsinfrastruktur. Dabei half dem 1828 gegründeten Familienunternehmen die eigene, jahrzehntelange Erfahrung als Großlieferant in der Region. Stets war man darum bemüht, mit neuen Technologien und neuen Ideen der Konkurrenz voranzueilen, immer suchte man nach Wegen und Möglichkeiten, eine große Warenvielfalt noch schneller und kostengünstiger an den Mann zu bringen. Dieser Weg führte fast zwangsläufig zum großen Supermarkt mit noch größerem Parkplatz. Der Siegeszug von Globus wäre ohne den Siegeszug des Individualverkehrs nicht denkbar gewesen.

In der Erfolgsphilosophie von Globus steckt mithin auch die Philosophie der Globalisierung: Letzten Endes geht es dabei immer um die Überwindung von Zeit und Raum. Die, das ist die Konsequenz einer solchen Logik, mit der man sich an einem im Grunde uralten Menschheitsstraum abarbeitet, immer schneller und effizienter überwunden werden müssen, um neue Erfolge erzielen zu können. Ein aberwitziger Wettlauf, der viel größere Gefahren birgt, als sie in der eher euphorischen Anfangszeit der modernen Globalisierung abzusehen waren.

Denn erstens hat ein solches Verfahren seine natürlichen Grenzen, so lange es in der globalen Wirtschaft noch um die Produktion und Distribution »realer« Güter geht. Kampf um die Ressourcen, Lohndumping, Verkehrskollaps und ökologische Folgeschäden sind nur vier von vielen ungelösten



Problemen, die die Zukunft belasten werden. Die »natürlichen« Grenzen der Realwirtschaft werden zweitens dafür sorgen, dass das Gewinnstreben der »global player« mit noch größerer Macht als bisher in die »virtuellen« Geschäfte drängt, wo Raum und Zeit dank der digitalen Technologien faktisch bereits überwunden sind. Dass dort die größten Gewinne warten, ist mithin nur globalisierungslogisch. Allerdings befindet man sich dabei auch auf einem hochriskanten Weg, wie die internationalen Finanz-, Währungs- und Staatskrisen mittlerweile hinlänglich demonstrieren haben. Und drittens schließlich führt die Zeit-Raum-Logik auch zu existenziellen Kulturkrisen. Wo jeder und alles immer und überall sein kann, da ist nichts mehr einzigartig. Der Verlust jeglicher Differenz, so formulierte es der französische Philosoph Michel de Certeau, führt unweigerlich zum Tod. Die allseits beschworene Gleichmacherei, der Verlust an Identität durch die Globalisierung, hier haben sie philosophisch gesprochen ihre Wurzeln.

Es sind diese großen Themen der Globalisierung, denen Klaus Brill in seinen kleinen Dorfgeschichten ein konkretes Gesicht gibt. Geschichten vom ökonomischen und sozialen Wandel, von Emigration und Immigration, von dörflicher Kultur und weltweiter Akkulturation, von archaischen Ritualen und technologischen Revolutionen. Brills *Microstoria* zeigt uns die große Welt in der kleinen, zeigt den realen Kern der Globalisierungsthese, nach der die Welt ein Dorf (geworden) ist. Umgekehrt ist dann natürlich auch »das Kaff ein Kosmos«, wie Brill es ein wenig despektierlich alliterierend nennt.

Obwohl er viele Seiten der Globalisierung in der weiten Welt kennengelernt hatte, konnte der Foreign Correspondent der Süddeutschen das Staunen nicht verbergen, das ihn erfasste, als er diese Seiten nun in seinem eigenen Heimatdorf wiederfand. In 14 Kapiteln führt Brill seine Leser durchs globalisierte Alsweiler. Seine durch distanzierte Beobachtung gewonnenen Erkenntnisse werden immer wieder von subjektiven Erinnerungen an die eigene Vergangenheit flankiert. Er lässt seine alten Freunde und Mitbürger als Zeitzeugen und Betroffene zu Wort kommen und startet mit ihrer Hilfe zu spannenden Erkundungsreisen

durch Raum und Zeit eines saarländischen Mikrokosmos'. Und er demonstriert immer wieder, wie viele globale Geschichten in einer lokalen Episode stecken. Wie klein der Sprung ist vom letzten Alsweiler Lebensmittelgeschäft zum Hypermarkt vor den Toren Moskaus, vom Gewerbegebiet auf der Kupp zu den Filmstudios von Hollywood, von St. Mauritius nach Malawi, vom Gemeindewald nach China, wo Alsweiler Buchen und Eichen zu den geringsten Lohnkosten weiterverarbeitet werden. Indem er seine Geschichten beständig zwischen Gegenwart und Vergangenheit, zwischen dem »Kaff« im Nordsaarland und dem längst nicht mehr unendlichen Kosmos oszillieren lässt, legt Brill jenes Netzwerk frei, das, mal gut sichtbar, mal nahezu unsichtbar, Alsweiler mit der globalisierten Welt verbindet.

Ob sich diese globale Vernetzung für die 2.200 Bewohner Alsweilers ausgezahlt hat, ist eine schwierige Frage, auf die auch Brill keine eindeutige Antwort kennt. Natürlich ist der Autor viel zu klug und viel zu welterfahren, um seine lokale Globalisierungseinsseitigkeit als dörfliche Verlustgeschichte zu schreiben. Er weiß selbstverständlich um die Chancen, die die Moderne ins Nordsaarland brachte, kennt die dörfliche Enge, die noch bis in die 1950er Jahre hinein überall auf dem Land herrschte, und die meistens nur ein Leben im streng normiertem Dorffahmen ermöglichte – in dem mithin auch seine, Brills Vita wohl eher ein ferner Traum geblieben wäre. Folgerichtig erzählt er auch die Geschichten vom Aufstieg »Alsweiler Buben« in die Führungspositionen weltweit agierender Unternehmen, berichtet über den erstaunlichen Wandel der kulturellen Integrationskraft eines Dorfes (das früher eher eine geschlossene Gesellschaft war), unterstreicht die vielfältigen Erfahrungsmöglichkeiten, die eine enorm gewachsene Mobilität Menschen vom Land heute bereits in jungen Jahren beschert.

Dennoch: Der Grundton von Brills Erkundungsreise in die eigene, ferne Heimat ist eindeutig grau. Nicht umsonst beginnt und endet diese Reise im Totenmonat November, läutet im ersten Kapitel tatsächlich das Totenglöcklein, endet das Buch mit einem fast wehmütigen Blick auf die letzten »unglobalisierten« Wilden,

die 2008 zufällig im Amazonasgebiet entdeckt wurden. Welche Farbe hätte der heimgekehrte Sohn aber auch wählen sollen angesichts des gewaltigen Schattens, den die globale Welt auf »sein« Alsweiler wirft. Auf ein Dorf, dessen öffentliches Leben heute nicht mehr vom Marktgeschrei, sondern vom Dröhnen der Motoren jener 22.000 Autos beherrscht wird, die sich jeden Tag durch die Hauptstraße schieben. In dem nach und nach Vereine, Geschäfte, Wirtshäuser und selbst die Schule verschwinden – und mit ihnen die Orte der Kommunikation. In dem die Träger der alten Kultur aussterben und die junge Generation ihr Glück in der Ferne sucht. In dem die seit Jahrhunderten überlieferten lokalen Riten und Gebräuche endgültig dem globalen Massengeschmack und einer laut tönenden Eventkultur erlegen sind.

Trotz solch verheerender Diagnosen überlässt der »teilnehmende Beobachter«, als der sich Brill in guter ethnologischer Tradition auf das heutige Alsweiler gestürzt hat, nur manchmal dem Kulturpessimismus das Feld. Empathie oder gar Sympathie, das lehrte uns Clifford Geertz, der Meister der amerikanischen Feldforschung, können bei der Entzifferung einer ländlichen Gesellschaft ziemlich hinderlich sein. Weil sie aus dem erkenntnistheoretischen Mischverfahren einer »teilnehmenden Beobachtung« auch im übertragenen Sinne zu einer »teilnehmenden« Beobachtung werden können. Das hat schon vielen Ethnologen bei der Erkundung ihrer eigenen Heimat- und Sehnsuchtsorte Probleme bereitet, selbst dem grandiosen Kultursoziologen Pierre Bourdieu, wie Brill an einer Stelle seines Buches zu berichten weiß.

Dass aber Klaus Brills Untersuchung seiner Heimatgemeinde nicht nur von investigativem Journalismus und von Kulturwissenschaft, sondern auch von großer Sympathie getragen war, wer wollte es ihm verdenken. Und diese Sympathie für die eigene Heimat bekundet sich denn auch darin, dass er ungeachtet aller Skepsis noch lange nicht aller Alsweiler Tage Abend sieht. Ganz im Gegenteil. Die kulturelle Kraft etwa, die er beim Gemeindefest im Hiwwelhaus erst kürzlich erleben konnte, lässt ihn fast ins Schwärmen geraten. Ein Silberstreifen am grauen Horizont einer ungewissen dörflichen Zukunft. Und das,

obwohl ein wichtiger Bestandteil des Festes nicht aus Alsweiler stammte. Die Früchte für den Laxem, das Pflaumenmus, das traditioneller Weise für solche Anlässe von den Dorffrauen bereitet wurde, mussten nämlich aus Ungarn importiert werden. Manchmal kann Globalisierung eben auch ziemlich süß sein.



Chronik Oktober bis Dezember 2009

5. und 6.
September

Kulturtag am Bostalsee

Am 5. und 6. September laden Kreissparkasse und Landkreis St. Wendel anlässlich ihrer Jubiläen zu den Kulturtagen an den Bostalsee. An beiden Tagen präsentieren sich Musikvereine, Chöre und Theatergruppen aus der Region im Wechsel. Als Besonderheit steht am Samstag die musikalische Jugendarbeit im Mittelpunkt. Junge Ensembles aus dem Landkreis St. Wendel stellen ihr Können unter Beweis.

30. November

Empfang für die Helfer der St. Wendeler Tafel

Landrat Udo Recktenwald empfängt die Helfer der St. Wendeler Tafel, rund 30 Mitarbeiter, von denen 23 ehrenamtlich arbeiten. Die St. Wendeler Tafel besteht seit März 2007; anfänglich kamen ca. 80 Familien an einem Ausgabetag. Mittlerweile ist die Zahl auf 360 angestiegen. Die Tafelarbeit sieht so aus, dass täglich Lebensmittel im gesamten Landkreis bei den einzelnen Lebensmittelgeschäften und Bäckereien abgeholt werden und an die Tafel gebracht werden. Dort sortieren die Mitarbeiter diese Waren nach Haltbarkeit und Verwertbarkeit aus und räumen diese dann entweder in die Kühlschränke ein oder lagern sie ins Kühlhaus ein.

3. Dezember
(Abbildung
rechts)

Dankeschönfest für Ehrenamtler in Freisen

Das jährliche Dankeschönfest für ehrenamtlich Engagierte veranstaltete die saarländische Arbeitsgemeinschaft Pro Ehrenamt am 3. Dezember in Freisen in der Bruchwaldhalle in Kooperation mit der Gemeinde Freisen und dem Landkreis St. Wendel. Höhepunkt der Feier mit 650 Gästen war die Ehrung von elf Ehrenamtlichen aus unterschiedlichen Organisationen und Engagementbereichen mit der Verdienstmedaille der Bundesrepublik Deutschland.

8. Dezember

Empfang für eine Schulklasse aus Bari (Italien)

Die Schüler aus der Provinz Bari (Apulien) besuchen das Gymnasium Wendalinum für eine Woche. Die Schulpartnerschaft ist 2008 entstanden und dieser Austausch findet zum zweiten Mal statt. Deutsch ist für die Schüler insofern von großem Interesse, als besonders Apulien in engen Handelskontakten mit Deutschland steht. Die Austauschschüler des Wendalinum waren im Februar 2008 zu ihrem ersten Besuch in Italien.

8. Dezember

Vorstellung des neuen Heimatbuches

Die 31. Auflage des Heimatbuches des Landkreises St. Wendel erscheint in verbesserter optischer und gestalterischer Aufmachung und wird der Presse im Historischen Sitzungssaal des Landratsamtes vorgestellt. Erstmals wurde das Buch farbig und mit Festeinband gedruckt. Auf 190 Seiten weist der redaktionelle Teil der aktuellen Ausgabe fast 40 Beiträge auf.



Chronik 2010

Januar

25 Jahre Ausbildungs- und Fortbildungsförderverein e. V.

Der Verein wurde 1984 auf Initiative des Landkreises St. Wendel gegründet. Vor allem die Herren Robert Wagner und Wilfried Weingarten (IWS) waren Männer der ersten Stunde, die maßgeblich am Erfolg des Vereins Anteil haben, außerdem Landrat a. D. Dr. Waldemar Marnier, Landrat a. D. Franz-Josef Schumann und der über 25 Jahre tätige Geschäftsführer Armin Fechler. Insgesamt konnten mehr als 1.500 Teilnehmer durch die unterschiedlichen Maßnahmen des Vereins für den Ersten Arbeitsmarkt qualifiziert werden.

17. Januar
(Abbildung
unten)

Bürgermeisterwahlen in St. Wendel

Der Amtsinhaber Klaus Bouillon wird mit 85,1 Prozent wiedergewählt. Der überragende Wahlsieg gilt sowohl als Anerkennung für seine Arbeit als auch als persönlicher Erfolg. Bouillon übertrumpft damit alle hervorragenden Ergebnisse, die es bei Direktwahlen im Saarland gab. Es ist bereits die vierte und gleichzeitig auch die letzte Amtszeit für ihn, aus Altersgründen darf er nicht noch einmal antreten. Seine Gegenkandidatin war Vanessa Bur (SPD).



1. und 2.
Februar

Schneechaos im nördlichen Saarland

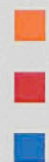
Massiver Schneefall schränkt im Landkreis St. Wendel nicht nur den Verkehr ein, auch Schulen und Turnhallen mit Flachdächern müssen geschlossen werden. Durch die Schneelast droht Einsturzgefahr. Die Hilfsdienste THW und Feuerwehr sind in ständigem Einsatz.

11. Februar
(Abbildung
unten)

Verhaftung des Landrates am Fetten Donnerstag

»In so viel Punkten angeklagt? Hann ich dann wirklich so versagt?«, zeigt sich der Landrat Udo Recktenwald in St. Wendel reuig, als ihn die Narrenschar im Landratsamt an eine dicke Kette legt und in vielen Punkten anklagt. Das Kinderprinzenpaar Roman I. und Jana I. verhaftete ihn zuvor vom Schreibtisch weg und führte ihn ins Foyer. Die Liste der Sünden ist groß, die ihm die Karnevalsgesellschaft »Grad se lääds« vorhält: An der Feuerwehrausfahrt geparkt, den Nachtbus bis zu seiner Wohnung am Schlaufenglan gelotst und den versprochenen Ferienpark am Bostalsee noch nicht einmal angefangen. »Ich gelobe Besserung, ich könnte wette, wenn ihr mir nur nehmt ab die Kette«, jammert der Udo und ergibt sich.





21. Februar
(Abbildung
rechts)

Bürgermeisterwahlen in Tholey

Bürgermeister Hermann Josef Schmidt gewinnt die Wahl mit 82,2 Prozent. Seine Gegenkandidatin Heike Schreiber kam bei der Direktwahl lediglich auf 17,8 Prozent. Die parteilose Bewerberin aus Rilchingen-Hanweiler wurde von der SPD unterstützt. Die Tholeyer haben ihrem Bürgermeister Hermann Josef Schmidt, CDU, ein sehr gutes Zeugnis ausgestellt. Damit hat Schmidt landesweit eines der besten Wahlergebnisse erzielt, in der Region nur noch knapp übertroffen vom St. Wendeler Bürgermeister Klaus Bouillon. Im Mai 2002 gewann Hermann Josef Schmidt seine erste Direktwahl mit 57,7 Prozent.



17. März

Empfang der Landesbesten IHK und HWK

Fünfzehn der landesweit besten Auszubildenden, die bei der Industrie- und Handelskammer, der Handwerkskammer des Saarlandes sowie der Zahnärztekammer im vergangenen Jahr ihre Prüfung abgelegt haben, kommen aus dem Landkreis St. Wendel oder wurden in Betrieben des Landkreises ausgebildet. Landrat Udo Recktenwald nimmt diese beruflichen Erfolge zum Anlass, den jungen Leuten heute persönlich zu gratulieren. Der Landkreis möchte ganz gezielt solche positiven Beispiele herausstellen, um den Wert der beruflichen Bildung wieder stärker ins Bewusstsein zu rücken, denn eine fundierte Ausbildung ist die Basis für eine gute berufliche Zukunft.

17. März

Auftaktveranstaltung zu BOB-Kampagne im Landkreis St. Wendel

Am 7. Mai findet im Gymnasium Wendalinum die Auftaktveranstaltung für BOB in St. Wendel statt. Offizielle Botschafterin für »WND-BOB« ist Vanessa Calcagno aus Saarbrücken, Zweite beim Super-Talent 2009.

Hinter dem Fantasienamen BOB verbirgt sich ein Präventionskonzept, mit dem die Verkehrssicherheit verbessert werden soll. Es richtet sich an alle Verkehrsteilnehmer, hauptsächlich jedoch an die jungen Autofahrer zwischen 18 und 24 Jahren. Die Maßnahme zielt auf die Einsicht und die Bereitschaft ab, das Trinken von Alkohol und die Teilnahme am Straßenverkehr konsequent zu trennen. BOB ist derjenige in einer Gruppe, der den Abend über keinen Alkohol trinkt und seine Freunde anschließend sicher nach Hause bringt. Die bereits in einigen anderen Ländern bewährte und erfolgreiche Verkehrssicherheitsaktion wurde nun auch im Saarland übernommen.

3. Mai

Verleihung des Jugendpreises 2009 in Walhausen

Der Jugendpreis des Landkreises St. Wendel wird jährlich ausgeschrieben und richtet sich an Jugendliche, die sich in besonderem Maße ehrenamtlich engagieren. Er wird seit 1990 verliehen und ist momentan mit 600 Euro dotiert. Das Motto lautete »Engagement vor Ort«. Der Jugendpreis wird zukünftig immer unter diesem Motto ausgeschrieben und in zwei Kategorien (außerschulische Jugendarbeit und Schule) vergeben, die jeweils mit 500 Euro dotiert werden sollen. Die Jugendabteilung des FC Walhausen hat den Jugendpreis 2009 mit ihrem Projekt »Integration behinderter Kinder« gewonnen (Kreistagsbe-

schluss vom 22. März 2010). Zusammen mit dem Behindertenbeauftragten der Gemeinde Nohfelden, Herbert Meier, hat sich der FC Walhausen dazu entschlossen, im Jahr 2009 eine neue Fußball-Trainingsgruppe zu gründen. Da diese Trainingsgruppe aus behinderten und nichtbehinderten Kindern besteht, ist es ihr Ziel, Freude am gemeinsamen Sport zu entdecken – ein gelungenes und vorbildliches Projekt.



24. und 25. Juli **Erste Bostalseeregatta im Rahmen des Seefestes**

Das Seefest ist um eine Attraktion reicher. Zum ersten Mal gibt es auf der Bostalseeparty ein Drachenbootrennen. In Zusammenarbeit mit dem Drachenbootverein Saar gehen insgesamt 35 Boote an den Start. Firmen, Vereine und die Gemeinden im Landkreis trugen spannende Rennen mit vielen Zuschauern aus. Die Veranstaltung wird ein großer Erfolg und bereichert auch zukünftig als fester Bestandteil das Seefest.

18. August
(Abbildung
oben)

Verleihung der Pflegemedaille an aufopferungsvolle Bürger

Auf Vorschlag der Ortsvorsteher und der Bürgermeister des Landkreises St. Wendel werden verdiente Personen mit der Saarländischen Pflegemedaille geehrt. Dank, Anerkennung und Respekt zollen die saarländische Sozialministerin Annegret Kramp-Karrenbauer (CDU) und der St. Wendeler Landrat Udo Recktenwald (CDU) den anwesenden Bürgern für ihre Pflgetätigkeit an nahen Angehörigen im häuslichen Bereich. Die Ministerin zeichnet sie mit der Pflegemedaille des Saarlandes aus und sagt in ihrer Ansprache: »Es braucht immer wieder Männer und Frauen, die sich dieser Aufgabe stellen. Angehörige, die daheim gepflegt werden, können

in ihrem häuslichen Umfeld bleiben. Sie machen anderen Menschen Mut, wenn Sie die Ehrung annehmen.« Mit der Verleihung der Pflegemedaille möchte die saarländische Landesregierung pflegenden Angehörigen für dieses soziale und bewundernswerte Engagement danken.

4. September

1. Selbsthilfetag in St. Wendel

Zusammen mit der Kontaktstelle KISS veranstaltet der Landkreis St. Wendel zum ersten Mal den Selbsthilfetag auf dem Schlossplatz in St. Wendel. Insgesamt 14 Selbsthilfegruppen aus der Region bieten Informationen und Austausch über ihre Arbeit und laden die BesucherInnen zu Gesprächen ein. Bereits seit 1998 setzt sich die Arbeitsgemeinschaft der Selbsthilfegruppen unter Federführung der KISS (Kontakt- und Informationsstelle für Selbsthilfe im Saarland) und dem Gesundheitsamt für die Belange von Selbsthilfegruppen ein, fördert die partnerschaftliche Zusammenarbeit mit Institutionen und Organisationen im Gesundheits- und Sozialwesen und befördert ein selbsthilfefreundliches Klima. Seit dieser Zeit ist auch der Landkreis ein verlässlicher Partner der Selbsthilfebewegung und neben der KISS Veranstalter dieses 1. Selbsthilfetages.



21. September Verleihung der Ehrenamtsnadel

Im Rahmen einer Feierstunde im historischen Sitzungssaal des Landratsamtes werden durch die Sozialministerin Annegret Kramp-Karrenbauer zehn Bürgerinnen und Bürger aus dem Landkreis St. Wendel für ihr ehrenamtliches Engagement in Politik, Vereinen und Kultur ausgezeichnet. Im Saarland sind nach Auskunft der Ministerin derzeit 300.000 Menschen ehrenamtlich tätig. Im Einzelnen sind dies: Wolfgang Becker, Freisen; Günther Glöckner, Oberkirchen; Erhard König, Urexweiler; Leonard Schu, Marpingen; Reinhard Bick, Hofeld-Mauschbach; Erhard Müller, Türkismühle; Rosel Böhmer, Walhausen; Manfred Brill, Winterbach; Franz-Rudolf Federkeil, Remmesweiler; Siegfried Zöhler, Überroth-Niederhofen.

26. September Tag des St. Wendeler Landes im Bosaarium

(Abbildung oben)
Erstmals veranstaltet der Landkreis den Tag des St. Wendeler Landes. Die Heimatkundevereine im Kreis haben die Gelegenheit, sich im Bosaarium zu präsentieren und ihre vielfältige Arbeit in den Bereichen Geschichte, Forschung und Brauchtum vorzustellen. Ein buntes Rahmenprogramm mit Podiumsdiskussionen, Tanzvorführungen, Comedy und einer heiligen Messe rundet die gut besuchte Veranstaltung, die an zwei Tagen stattfindet, ab.



11. Dezember (Abbildung oben)

Am 11. Dezember 2010 stirbt im Alter von 76 Jahren Manfred Ohlmann.

Nach der Volksschule besuchte Manfred Ohlmann das Gymnasium Wendalinum in St. Wendel, machte hier Abitur und studierte danach Rechtswissenschaften in Saarbrücken und Freiburg. Nach verschiedenen beruflichen Stationen begleitete er die Funktion des Kabinettsreferenten im Innenministerium und war zuletzt im Landratsamt St. Wendel in leitender Position tätig. Manfred Ohlmann liebte Italien und sprach so perfekt Italienisch, dass manche Italiener in ihm einen Landsmann sahen. Neben seinen weiteren Leidenschaften, dem Radfahren und dem Urlaub in den Bergen, war die Familie sein Lebensmittelpunkt. Im Jahre 1999 beendete Manfred Ohlmann mit 65 Jahren sein Berufsleben. Für ihn bedeutete das Ausscheiden aus dem Berufsleben nicht den Rückzug ins Private. Im Gegenteil: Er wollte sein großes Wissen und seine umfangreiche Erfahrung an die Bürger von St. Wendel weitergeben. Seit Dezember 2001 gehörte Manfred Ohlmann dem Kuratorium der Stiftung Hospital an. Von 2000 bis 2009 war er Mitglied des Redaktionsausschusses des Heimatbuches.

Chronik 2011

14. März

St. Wendeler Wirtschaftstag

Der 20. Wirtschaftstag von Kreissparkasse und Landkreis lockt insgesamt 500 Zuhörer in den St. Wendeler Saalbau. Anne Schüller, Managementberaterin, referiert über das Thema »Zukunftstrend Kundenloyalität«.

Seit 20 Jahren präsentieren die Verantwortlichen beim St. Wendeler Wirtschaftstag kompetente Referenten mit Themen, die entweder von bleibendem Interesse sind oder gerade aktuell diskutiert werden. Auf der Liste der bisherigen Redner stehen deshalb auch so prominente Namen wie Dr. Marco von Münchhausen, Prof. Kirchhof, Joachim Gauck, Lothar Späth, Prof. Wahlster oder Prof. Horst Opaschowski.

21. bis 25. März

Empfang für Schüler aus Irland

Erstmals haben zwei Schulen aus dem Landkreis (das Wendalinum und das Cusanus Gymnasium) gemeinsam eine Partnerschule. Die Schule liegt in der irischen Stadt Balbriggan im Fingal County. Entstanden sind die Verbindungen aus der 20jährigen Partnerschaft des Fotoclubs Tele Freisen mit dem dortigen Fotoclub.

28. und 29. März

Die letzten Verträge zum Projekt Ferienpark am Bostalsee sind gemacht – der Bau kann beginnen.

In den nächsten beiden Jahren entsteht am Bostalsee ein Center Parcs Ferienpark. Die Eröffnung ist für Juli 2013 geplant. Das Gesamtinvestitionsvolumen für den Park beträgt 130 Millionen. Durch den Bau des größten touristischen Leuchtturmprojektes im Saarland und darüber hinaus ergeben sich enorme Chancen für eine zukunftsweisende touristische Entwicklung der Region.



3. April (Abbildung oben)

Festival der Garden

Das 15. Festival der Garden wird in diesem Jahr vom St. Wendeler Karnevalsverein ausgerichtet. Mit 27 Vereinen und 50 Tanzgruppen aus dem Landkreis gibt es die größte Beteiligung seit Beginn der beliebten Veranstaltung.

7. April (Abbildung unten)

Einweihung TourRondo

Das frühere Rondell am Bahnhof St. Wendel, in den 1950er Jahren als Omnibuswartehalle erbaut und später ab den 1970er Jahren als Kneipe genutzt, hat ein neues Gesicht bekommen. Der Landkreis St. Wendel als Eigentümer hat mit Unterstützung des Landes das Rundhaus umgebaut. Nach den Renovierungsarbeiten bietet die Mobilitätszentrale das Reisezentrum der Deutschen Bahn AG, der





Saar-Pfalz-Bus GmbH und die Touristinformation. Diese wird gemeinsam von Landkreis und Stadt betrieben.

17. April

Eröffnung 2. Gipfelkunst am Schaumberg

Der beliebte Herzweg wurde bereits 2008 mit Unterstützung des Bundesverbandes Bildender Künstlerinnen und Künstler Saarland e. V. von Künstlern aus Deutschland und Luxemburg mit unterschiedlichen Werken ausgestattet. In diesem Jahr verwandeln sechs Künstlerinnen und Künstler aus dem Saarland den Spazierweg in eine Open-Air-Galerie.



6. August
(Abbildung unten)

SZ-Radtour in Tholey

Bei fast tropischen Temperaturen startet die SZ-Radtour 2011 am Rathaus in Tholey. Erstmals werden zwei unterschiedlich lange Strecken angeboten, 22 Kilometer für Familien und 30 Kilometer für sportlichere Fahrer. Die Tourbetreuung übernehmen die Radsportler des TuS Peterberg. Die SZ-Radtour führt durch die herrliche Landschaft des Schaumberger Landes.



Mai

Zehnjähriges Jubiläum der Terrex gGmbH

Die Ausgrabungen in der Region der Treverer und Römer im Vareswald bei Tholey dauern nun schon zehn Jahre an. Die Gründung erfolgte am 23. Mai 2001, auf Initiative des früheren Landrats Franz Josef Schumann.

Die Aufgabenfelder liegen in der Forschungsgrabung, Denkmalpflege und dem Kulturtourismus. Jedes Jahr finden Schnuppergrabungen und Grabungscamps statt, die bei der Bevölkerung großen Anklang finden.

28. und 29. Mai

Hundertjähriges Jubiläum des Obst- und Gartenbauvereins Hasborn-Dautweiler

Der Verein ist unverzichtbarer Bestandteil im kulturellen Angebot von Hasborn-Dautweiler. Er beteiligt sich in vielfältiger Weise am Dorfgeschehen und leistet tolle Jugendarbeit, stets bemüht, den Kindern und Jugendlichen Natur näher zu bringen.

6. Juni
(Abbildung oben)

Fest der Begegnung in der Bliestalhalle Oberthal

Es ist bereits das 13. »Fest der Begegnung« mit den Partnern »Landesverband der Lebenshilfe für Menschen mit geistiger Behinderung« und »Hilf mit!« der Saarbrücker Zeitung e. V. Die Menschen mit Behinderung und ihre Betreuer bereiten das bunte Programm seit Jahren mit Begeisterung vor.



September

Hundertjähriges Jubiläum des Obst- und Gartenbauvereins Niederkirchen

Mit 100 Jahren ist der OGV Niederkirchen der älteste Verein seiner Art im Ostertal. Seine Wurzeln reichen jedoch noch länger zurück. Bereits im Jahr 1901 gab es einen »Obstbauverein Ostertal«, dem 60 Mitglieder aus allen Ortschaften der damaligen Bürgermeisterei Niederkirchen angehörten.

11. September

Kreisgartentag in Niederkirchen

Zum 17. Mal findet der Kreisgartentag, dieses Mal im Ostertal, statt. Insgesamt 30 Firmen, Organisationen und Referenten (Schwerpunkt: Fachberatung, sowohl für Zier-, als auch Nutzgärten, außerdem für Kübelpflanzen, Orchideen und Fuchsien) präsentieren sich. Experten halten Vorträge und geben Ratschläge zu vielfältigen Gartenthemen.

18. September

Landestrachtentag

Anlässlich des 25-jährigen Jubiläums des »Tanzensembles La Volte e.V.« veranstalten der Saarländische Volkstanz- und Trachtenverband e.V., die Gemeinde Oberthal und der Landkreis St. Wendel einen Landestrachtentag mit einem feierlichen Gottesdienst.

18. Oktober bis
4. November
(Abbildung oben)

Frauenkulturtag im Landkreis St. Wendel

Der Startschuss fällt mit einem Highlight der besonderen Art in der Kurhalle in Nonnweiler – die »Revue der 50er Jahre«, aufgeführt vom Gemischten Saarbrücker Damenchor, der mit seinem neuen Programm das widersprüchliche Lebensgefühl dieser Zeit musikalisch auf die Bühne bringt. Im Neuen Theater in St. Wendel werden im Rahmen der Frauenkulturtag unter der Rubrik »Der besondere Film« drei Filme gezeigt. Beim beliebten Frauenfrühstück bereitet der Landfrauenverein Nohfelden-Wolfersweiler im Evangelischen Gemeindezentrum Wolfersweiler ein Frühstücksbuffet mit regionalen Produkten. Begleitet wird das Frühstück von dem Vortrag »Wer oder Was bestimmt mein Denken?«. Referentin ist Ruth Heil. Die Kreisbibliothek St. Wendel beleuchtet das ungewöhnliche Leben der Helena Demuth aus St. Wendel, die im Dienst von Karl Marx stand. Zum Abschluss der Frauenkulturtag heißt es, wie in jedem Jahr, »Bühne frei! – Frauen des Landkreises stellen sich vor«. Gruppen und Einzelakteurinnen aus den Kreisgemeinden präsentieren in der Bruchwaldhalle in Freisen einen abwechslungsreichen Abend mit Sketchen, Tänzen, Musik und Gesang. Top-Act des Abends sind Rodolfo Reyes & Terisa mit ihrer Artistik-Show.



Chronik 2012

Januar

Eröffnung des Indoor-Kinderspielparadieses Bosiland

Das ehemalige Wellenbad und die zwischenzeitliche Eventhalle in Bosen bekommt eine neue Bestimmung. Hier entstand das Indoor-Kinderspielparadies Bosiland. Kinder von 0-14 Jahren können hier bei jedem Wetter spielen und toben. Verschiedene Rutschen, Trampoline, eine Elektro-Kart-Bahn und ein Softshooter-Bereich lassen die Herzen der Kinder höher schlagen.



henzität, mit Geschick und Kameradschaftsgeist, mit Engagement und ehrenamtlicher Tatkraft gelenkt und als Ehrenbrandinspekteur bis zuletzt hohes Ansehen im Kreis der Feuerwehrkameraden genossen.

Während des gesamten Jahres
(Abbildung oben)

300 Jahre Hiwwelhaus

sind dem Verein für Heimatkunde Alweiler und dem Hiwwelhaus-Verein ein Anlass, ein ganzes Jahr lang mit verschiedenen Veranstaltungen zu feiern.

Das Hiwwelhaus in Alweiler ist eines der ältesten Fachwerk-Bauernhäuser des Saarlandes aus dem Jahr 1711/12, das in seiner Ursprünglichkeit und Originalität noch erhalten ist. Heute wird das Anwesen als Kulturstätte der Gemeinde Marpingen genutzt.



13. April
(Abbildung rechts)

Am 13. April verstirbt Peter Klein im Alter von 82 Jahren.

Der gelernte Schriftsetzer hat sich als leitender Beschäftigter des Landkreises St. Wendel großartige und bleibende Verdienste für die kulturelle und touristische Entwicklung des St. Wendeler Landes erworben. Von 1971 bis zu seinem Ruhestand 1990 hat er zunächst die Kreisvolkshochschule und die Kreismusikschule aufgebaut. Er war der erste Öffentlichkeitsarbeiter des Landkreises und schließlich Wegbereiter für die Entwicklung des Bostalsees und des Tourismus in der Region. Beinahe 30 Jahre gehörte er dem Redaktionsausschuss des Heimatbuches an. Lange Zeit hat er als Kreisbrandinspektor die Geschicke der Feuerwehren im Landkreis mit viel Überzeugung und Aut-

11. Mai
(Abbildung unten)

Am 11. Mai verstirbt Franz Josef Gräff im Alter von 93 Jahren.

Franz Josef Gräff war von 1956 bis 1973 Bürgermeister der Kreisstadt St. Wendel. Während seiner kommunalpolitischen Tätigkeit hat er sich durch eine richtungsweisende Grundstückspolitik große Verdienste um die Entwicklung der Stadt St. Wendel erworben. Ihm verdankt die Kreisstadt St. Wendel die Errichtung des Saalbaus, die Gründung der St. Wendeler Volkshochschule und der Theatergemeinschaft sowie die Initiative zur



Einrichtung eines Kulturamtes. In seiner Zeit als Bürgermeister war er darüber hinaus Vorsitzender des Kuratoriums der Stiftung Hospital und Präsident des Verkehrsvereins St. Wendel. Auch nach seinem Ausscheiden aus dem Amt des Bürgermeisters war er der Kreisstadt St. Wendel bis zu seinem Tod stets treu verbunden. Seine zahlreichen Arbeiten im Bereich der Heimatforschung der Kreisstadt St. Wendel bleiben unvergessen. Seit 1961 bis kurz vor seinem Tod hat Franz Josef Gräff als Autor viele Beiträge für das Heimatbuch des Landkreises St. Wendel geschrieben.



30. Mai
bis 3. Juni

19. Landesturnfest in St. Wendel

Mit mehreren Tausend Teilnehmern war eine der größten Breitensportveranstaltungen im Saarland vom 30. Mai bis 3. Juni zu Gast in St. Wendel. Meisterschaften im Spitzensport, Breitensport-Wettkämpfe in diversen Disziplinen, Mitmachen und Ausprobieren für jede Altersgruppe, Workshops bei der Turnfest-Akademie, abwechslungsreiche Shows – beim 19. Landesturnfest präsentierte der Saarländische Turnerbund die ganze Vielfalt des Turnsports.

15. Juni
(Abbildung oben)

Fertigstellung des neuen »Kinderhauses« der Stiftung Hospital

Die Stiftung Hospital feiert am 15. Juni die Fertigstellung des neuen »Kinderhauses«, bestehend aus Kindertagesstätte mit 200 Plätzen, Turnhalle und großzügigem Spielgelände sowie der neuen Kinderkrippe mit 50 Plätzen. 30 Plätze wurden durch die Umbaumaßnahme qualitativ verbessert, 20 Plätze wurden neu geschaffen. Bund, Land, Stadt und Kreis St. Wendel sowie die Stiftung Hospital haben 1,4 Mio Euro investiert.

August

80 Jahre Bauunternehmen Backes in Theley

Josef Backes, der Vater der geschäftsführenden Brüder Werner und Hermann Backes, gründete 1932 die J. Backes Bauunternehmung in Hasborn. Die Gründerjahre sind noch dem Hochbau gewidmet, doch schon 1935 steht die erste große Straßenbaumaßnahme an. Damals beschäftigte die Firma bereits über 100 Mitarbeiter. Nach den Kriegsjahren muss Josef Backes wieder neu



beginnen. 1953 schließt er einen Vertrag mit den Dillinger Hüttenwerken über Haldenabbau und Schlackenverwertung ab. Diese Verbindung hat bis heute Bestand. Nach dem Tod des Firmengründers 1967 übernehmen die beiden ältesten Söhne Werner und Alfons die Geschäftsführung. Sie beschließen, die Hochbausparte einzustellen und stattdessen die Kräfte der Firma in Tief- und Straßenbauprojekten zu bündeln. 1977 wird das Betriebsgelände von Hasborn nach Theley verlagert. Seit Juli 1992 gehört auch der jüngste Sohn des Firmengründers, Hemann Backes, zur Geschäftsführung.

Das Bauunternehmen Backes war und ist ein großer und wichtiger Arbeitgeber für das Saarland. Momentan beschäftigt die Fa. Backes über 500 Mitarbeiter.

September

Ausstellung 250 Jahre Bergbau

Ende Juni diesen Jahres endete die Bergbauära an der Saar. Auch im Landkreis St. Wendel wurde an mehreren Orten Kohle abgebaut. Darüber hinaus fanden viele Menschen unserer Region im Bergbau Arbeit. Der Bergbau hat damit auch das St. Wendeler Land nachhaltig geprägt.

Um die Erinnerung an diese prägende Kultur aufrechtzuerhalten, zeigt der Landkreis St. Wendel in Zusammenarbeit mit der Kulturlandschaftsinitiative im Rahmeme ihres Projektes »Erinnerungskultur« und mit den Bergmannsvereinen, eine Ausstellung »250 Jahre Bergbau an der Saar und das St. Wendeler Land«.

September

50 Jahre Hörmann im September

Zu der Hörmann-Gruppe gehören über 6.000 Mitarbeiter, davon arbeiten 500 im Werk Freisen, ein großer Arbeitgeber in einem kleinen Dorf. Insgesamt ist die Firma Hörmann ein sozial eingestelltes Unternehmen. Aus sozialer Verpflichtung fördert sie traditionell Projekte gemeinnütziger Organisationen und Einrichtungen, die sich mit der Situation behinderter oder chronisch kranker Menschen befassen.

Kontinuität besteht auch in der Personalplanung bei Hörmann. Es gibt kaum Beschäftigungswech-

12. September
(Abbildung unten)

Gründung der Wendelinus Stiftung

Viele soziale, kulturelle und gesellschaftliche Aktivitäten benötigen Hilfe und sind auf tatsächliche oder finanzielle Unterstützung angewiesen. Diesen Gedanken hat die Kreissparkasse St. Wendel aufgegriffen. Sie hat sich entschieden, die Wendelinus Stiftung zu gründen. Diese ist als Dachstiftung konzipiert. Ihre Besonderheit besteht darin, dass neben ihrer eigenen Stiftungsaktivität unter ihrem Dach Stifter Platz finden, die ihrer Region, dem St. Wendeler Land, auf verschiedene Art und Weise Gutes tun wollen.



Verdienstorden der Bundesrepublik Deutschland erhielten

Becker, Heinz Erwin	Nonnweiler	Verdienstmedaille
Benoist, Reimund	St. Wendel	Verdienstkreuz am Bande
Bill, Klaus	St. Wendel	Verdienstmedaille
Bonerz, Günter Josef	St. Wendel	Verdienstmedaille
Christmann, Erich	Namborn	Verdienstkreuz am Bande
Collet, Ingrid	Nohfelden-Wolfersweiler	Verdienstmedaille
Fischer, Maria Elisabeth	Tholey	Verdienstkreuz am Bande
Horras, Erna Katharina	Namborn	Verdienstmedaille
Kaiser, Klaus Dieter	Nohfelden	Verdienstmedaille
Kaiser, Udo	Nonnweiler	Verdienstkreuz am Bande
Lauer, Willi	Nonnweiler	Verdienstkreuz am Bande
Meier, Heidemarie	Nohfelden	Verdienstkreuz am Bande
Müller, Gisela Erika	Freisen	Verdienstmedaille
Rauber, Albert	Marpingen	Verdienstkreuz am Bande
Rausch, Jakob	Nohfelden-Selbach	Verdienstmedaille
Scherer, Christoph	Nohfelden	Verdienstmedaille
Schley, Gerhard	Nohfelden	Verdienstmedaille
Scholl, Renate	Tholey	Verdienstkreuz am Bande
Schwingel, Heinrich	St. Wendel	Verdienstkreuz am Bande
Zimmermann, Rosa Maria	St. Wendel	Verdienstmedaille